

Heimat und Gedächtnis heute

Literarische Repräsentationen von Heimat
in der aktuellen deutschsprachigen Literatur



**Jahrbuch für Internationale Germanistik
Reihe A – Band 142**

Der vorliegende Sammelband enthält eine Auswahl der Beiträge, die auf der vierten internationalen Konferenz über Heimat in der deutschsprachigen Literatur an der Universität des Baskenlandes vorgestellt wurden. Darunter sind international anerkannte und mehrfach ausgezeichnete Experten wie Withold Bonner (Universität Tampere) und Sabine Egger (Universität Limerick MIC) zu finden.

Heimat und Gedächtnis heute

Jahrbuch
für
Internationale Germanistik

Reihe A • Gesammelte Abhandlungen und Beiträge
Band 142



PETER LANG

Bern · Berlin · Bruxelles · New York · Oxford · Warszawa · Wien

Heimat und Gedächtnis heute

Literarische Repräsentationen von Heimat
in der aktuellen deutschsprachigen Literatur

Herausgegeben von

Garbiñe Iztueta, Carme Bescansa, Iraide Talavera und Mario Saalbach



PETER LANG

Bern · Berlin · Bruxelles · New York · Oxford · Warszawa · Wien

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Tagung sowie die Forschung zu diesem Thema wird vom
Forschungsprojekt "Historical Memories Answered"
des Spanischen Ministeriums Mineco FFI2017-84342-P finanziert.



ISSN 2571-7383 br.
ISBN 978-3-0343-3990-2 br.
ISBN 978-3-0343-4320-6 EPUB

DOI 10.3726/b18334
ISBN 978-3-0343-4319-0 eBook
ISBN 978-3-0343-4321-3 MOBI

Diese Publikation wurde begutachtet.

© Garbiñe Iztueta, Carme Bescansa, Iraide Talavera und Mario Saalbach (eds.), 2021
bern@peterlang.com, www.peterlang.com

PETER LANG
Open



Open Access: Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons
Lizenz Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0
International (CC BY-NC-ND 4.0). Den vollständigen Lizenztext finden
Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Inhaltsverzeichnis

Heimat und Gedächtnis heute. Vorbemerkungen <i>Garbiñe Iztueta, Carme Bescansa, Mario Saalbach, Iraide Talavera</i>	7
<i>In der Zerstreung zuhause?</i> Gedächtnis und Heimat in den Texten Barbara Honigmanns <i>Withold Bonner</i>	21
Gedenkorte, Nicht-Orte und Leerstellen: Zur Deterritorialisierung des Ichs in Katja Petrowskajas <i>Vielleicht Esther</i> <i>Sabine Egger</i>	39
Prospektives Gedächtnis, prospektive Heimat: Eine ethische Haltung in Vladimir Vertlibs Roman „Viktor hilft“ <i>Carme Bescansa</i>	53
(Re-)Konstruierte Heimat und Postmemory als unvollständiges Erbe in Sabrina Janeschs Romanen <i>Katzenberge</i> (2010) und <i>Ambra</i> (2012) <i>Grazia Berger</i>	67
DDR-Heimat und Postmemory in <i>Familie der geflügelten Tiger</i> (2016) von Paula Fürstenberg <i>Garbiñe Iztueta</i>	79
„Daheim bleiben und nicht fortgehen.“ – Zum Nexus von Heimat und Gedächtnis in Arno Geigers <i>Der alte König in seinem Exil</i> <i>Anna-Lena Eick</i>	95
Weil die Heimat der Vergangenheit die gegenwärtige Heimat bedingt: Gudrun Pausewang in <i>Ich war dabei: Geschichten gegen das Vergessen</i> (2004) <i>Iraide Talavera</i>	111
Das Rückkehrmotiv im Spannungsfeld der Identitäts- und Heimatsuche in Martin Beckers <i>Marschmusik</i> <i>Isabella Leibbrandt</i>	119
Heimatträume bei Robert Menasse <i>Gesa Singer</i>	131

The Basque Nation and conflict memories <i>Mari Jose Olaziregi</i>	141
Umkämpfte Erinnerungsorte: Raumkonkrete Erinnerungen in Fernando Aramburus <i>Patria</i> und Bernardo Atxagas <i>Ein Mann allein</i> <i>Daria A. Eismann</i>	151
The Obsessions of Terror: The Literary Motifs <i>Amaia Elizalde / Mikel Ayerbe</i>	167
Heimat, the Basque conflict and literary representations: perpetrators, victims and back again <i>Beñat Sarasola / Ana Gandara</i>	179
Angaben zu den AutorInnen	189

Heimat und Gedächtnis heute. Vorbemerkungen

Garbiñe Iztueta, Carme Bescansa, Mario Saalbach, Iraide Talavera¹

Heimat und Gedächtnis haben als Studien- und Forschungsgegenstand in den letzten Jahrzehnten zunehmend an Bedeutung gewonnen. Nun in den letzten Jahren und letzten Monaten sind beide Begriffe aus verschiedenen Gründen sogar in den Mittelpunkt der politischen Debatte, der Medien und der Wissenschaft gerückt. Im Falle von *Heimat* ist seit 2017 von “politischer Heimat-Renaissance” und “medialer Revitalisierung des Begriffs” die Rede (Costadura/Ries/Wiesenfeldt 2019: 12–13). Die zunehmende politische und symbolische Relevanz des Begriffs *Heimat* in der Öffentlichkeit spiegelt sich auch in der Tatsache wider, dass das Bundesministerium des Innern im Jahr 2018 zum Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat umbenannt wurde. Dazu kommt, dass im akademischen Bereich aufgrund des in den Kulturwissenschaften seit den 1980er Jahren vorherrschenden *Spatial Turn* (Schlögel 2003: 37ff; Bachmann-Medick 2006: 212) der Heimatraum als Forschungsgegenstand an Aufmerksamkeit gewonnen hat.

Was den Begriff *Gedächtnis* betrifft, so ist das neueste Anzeichen für seine Relevanz in den heutigen Medien mit dem Ausbruch der globalen COVID-19 Pandemie verbunden. Die Medien und die wissenschaftliche Gemeinschaft haben sich mit Fragen über die möglichen Folgen der durch die Pandemie verursachten Traumata auf das individuelle und kollektive Gedächtnis auseinandergesetzt, was die öffentliche Aufmerksamkeit erneut auf die Mechanismen zur Gestaltung des individuellen und kollektiven Gedächtnisses (siehe Schmundt im *Spiegel* 5.6.2020) gelenkt hat. Zuvor stand das Konzept des (kollektiven) Gedächtnisses meistens im Mittelpunkt der öffentlichen Debatte sowie an der Frontlinie der Initiativen zur Wiederherstellung nationaler Erinnerungen, wo es u.a. um menschliche Katastrophen wie Weltkriege, Holocaust, Verfolgung, Vertreibung, Flucht, Migration und Exil ging. In Zusammenhang damit hat die europäische Kultur- und Bildungspolitik erst kürzlich mit Initiativen des Ausschusses für Bildung und Kultur der Europäischen Kommission für den Aufbau einer kohärenten EU-Gedächtnispolitik plädiert, als Antwort auf die Notwendigkeit eines europäischen historischen Gedächtnisses, das Information und Selbstkritik umfassen soll (Prutsch 2015: 7).

1 Der vorliegende Band ist im Rahmen des vom MINECO finanzierte Forschungsprojekt (FFI2017-84342-P) entstanden.

Zum Heimatbegriff im Rahmen des institutionellen Diskurses ist der Einleitungstext der Sektion „Heimat und Integration“ auf der Webseite des Bundesministeriums für Inneres, Bau und Heimat von großer Bedeutung.² In der Formulierung der Aufgabe des Ministeriums werden drei Schlüsselkategorien der vom Ministerium behandelten Heimatauffassung explizit genannt: der Zusammenhalt, das Gemeinschaftsgefühl und die Identifikation in bzw. mit [unserem] Land [= Deutschland]. Darüber hinaus wird die Komponente “Verlust” in Verbindung mit Heimat implizit in den Mittelpunkt gerückt, indem die Absicht des Ministeriums als “Neubelebung und -verortung einer gemeinsamen Identität und eines belastbaren Wertefundaments, das uns verbindet” (Bundesministerium des Inneren, Bau und Heimat 2020) dargestellt wird. Dabei liegt tatsächlich die Idee einer verlorengegangenen kollektiven Identität und gleichsam einer abhanden gekommenen gemeinsamen kulturellen Basis zugrunde. Vor dem Hintergrund des wieder vereinigten Deutschlands läuft diese Darstellung über die Binarität sowohl hinsichtlich des Ost-West-Gegensatzes als auch der Polarisierung zwischen Eingeborenen und Migranten auf eine dynamische Heimatauffassung hinaus. Es handelt sich bei dieser Heimatkonzeption um einen kollektiven Konstruktionsprozess, wobei ein kohärenter, zugleich mehrstimmiger und integrierender Raum mit Konsensentscheidungen gestaltet werden soll.

In dieser Heimatauffassung des Ministeriums spielt das Verhältnis zwischen Raum und Emotionen eine zentrale Rolle, denn im Mittelpunkt steht ein Raum, der sich in Einklang mit Gefühlen des Wohlbefindens, Akzeptiertseins und der Geborgenheit, der Dazugehörigkeit und Gemeinschaft, Sicherheit und Orientierung befinden soll (Bundesministerium des Inneren, Bau und Heimat 2020). Dies bestätigt die These, dass auch in dem politischen Heimatdiskurs Heimat nicht (nur) als physisch-geografischer Raum, sondern eher auch als ein sozialer und emotionaler Raum fungiert. Das Verhältnis zwischen dem Individuum und dem Kollektiv und die emotionale Dimension in diesem Verhältnis haben den früheren, bis ins 18. Jahrhundert gültigen rein geografischen Heimatbegriff als Hof und Besitz deutlich überholt. Trotz einer noch spürbaren Resonanz des traditionellen binären Heimatkonzepts, das das Eigene dem Fremden entgegensetzt, liegt der Fokus im aktuellen Ministeriumsdiskurs auf der Prozesskomponente, dem relationalen Aspekt mit einem klaren Schwerpunkt in der Suche nach Harmonie.

Im akademischen Bereich findet zum Heimatbegriff in den letzten Jahren eine komplexe und multiperspektivistische Diskussion statt. Die neuesten Studien *Heimat: Ein vielfältiges Konstrukt* (2019), herausgegeben von Martina Hülz, Olaf Kühne, Florian Weber, oder *Heimat global: Modelle, Praxen*

2 Siehe Costadura/Ries/Wiesenfeldt 2019: 11-13 zur Debatte über Heimat seit 2017 und zur Kritik an der Einrichtung des “Heimatministeriums”.

und Medien der Heimatkonstruktion (2019), von Edoardo Costadura, Klaus Ries, Christiane Wiesenfeldt, *Heimat Revisited: Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf einen umstrittenen Begriff* (2020), von Dana Bönisch, Jil Runia und Hanna Zehschnetzer, genau wie das 2018 erschienene Heft „Heimat“ der Zeitschrift *Indes Zeitschrift für Politik und Gesellschaft* sprechen dafür. Das Umdenken um den Begriff *Heimat* ist einerseits stark von der räumlichen Perspektive des *Spatial Turn* beeinflusst worden, andererseits auch von der expliziten Verketzung von Gefühl und Raum im Licht des *Emotional Turn* (Hüppauf 2007), und hat weitere Impulse aus philosophischer (Joisten 2003, Rosa 2007) sowie der Genderperspektive (Kanne 2011, Ecker 1997) und nicht zuletzt seitens der Gedächtnisstudien in Hinblick auf die gedächtnisbildende Funktion von Diskursen (Eigler/Kugele 2012) erhalten. In Verbindung mit dem *Spatial Turn* hat Heimat einen performativen Konstruktcharakter gewonnen (Eigler 2012). Denn dem *Spatial Turn* liegt eine Raumauffassung als sozialer Prozess (Lefebvre 2011: 84 f.) zugrunde, d.h. als Produkt der Beziehungen nicht nur von Körpern und Subjekten in einem gegebenen Kontext, sondern auch von einem Raum mit anderen Räumen (Bachmann-Medick 2006: 289; Löw 2001: 158f.). Somit spielen Bewegung und Performanz eine entscheidende Rolle in diesem Raumverständnis (Böhme 2005: xvii). Gedächtnis und eine dem Subjekt bewusste emotionale Beziehung zum Raum sind auch in diesem Kontext als weitere Definitionskategorien ausgewiesen. Dementsprechend wird Heimat als eine „Art produktiver Gefühlserinnerung“ (Huber 1999: 33), als Ergebnis eines dynamischen, symbolischen und affektiven Prozesses zwischen Subjekt und Raum (Obermaier 2013: 25) konzipiert.³

Weiter in derselben Richtung versteht auch Blickle Heimat als dynamischen, sich verändernden Raum in seiner Fokussierung auf Identität und Emotion. Heimat stellt er als einen mit Emotionen verbundenen metaphorischen Raum (Blickle 2012, 2018) dar. Morley verknüpft gleichfalls Heimat mit Identität und Emotion, allerdings mit einem starken Fokus auf ihre Beziehung zum Gedächtnis (1995: 5, 17, 73), wie wir weiterhin näher erklären werden.

Somit ergibt sich die Aufgabe, Heimat zu definieren, bisher als unauflösbar, und daher erweist sich der von Gebhart/Geisler/Schröter in *Heimat: Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts* schon geprägte Begriff „mehrdimensionaler Assoziationsgenerator“ (2007: 9–10) besonders inspirierend für eine offene theoretische Annäherung. Gebhart/Geisler/Schröters multiperspektivische Auseinandersetzung mit dem Thema zeichnet sich dadurch aus, dass Heimat einerseits mit Begriffen wie *Raum*, *Zeit* und *Identität* verknüpft und

3 Für einen zusammenfassenden Überblick der Begriffsgeschichte siehe Hülz/Kühne/Weber 2019: 6–8, und für die Entwicklung der Begriffsauffassungen in der Bundesrepublik Deutschland der 70er Jahre siehe Costadura/Ries/Wiesenfeldt 2019: 13–18.

andererseits auch mit *Verlust-Distanzierung* und *Reflexion* verbunden wird. In der Verbindung mit dieser zweiten Achse ist das Verhältnis zwischen Heimat und Gedächtnis zu verorten.

Verflechtungen, Schichtungen und Verschiebungen des Begriffs *Heimat* und die multiperspektivische Auseinandersetzung mit dem Begriff auch in Verbindung mit etlichen thematischen Achsen stehen seit Jahren im Zentrum des Interesses unserer Forschungsgruppe an der Universität des Baskenlandes. Seit 2013 und im Kontext von mehreren Forschungsprojekten, vier internationalen Tagungen und daraus zustande gekommenen Bänden (Bescansa/Nagelschmidt 2014, Iztueta/Saalbach/Talavera/Bescansa/Standke 2017, Bescansa/Saalbach/Talavera/Iztueta 2020) hat unsere Forschungsgruppe bisher Heimat im Zusammenspiel mit jeweils *Verlust*, *Raum*, *Emotion* und *Unheimlichkeit* betrachtet.

Was unsere Annäherung an Gedächtnis als Analysekategorie von Heimat im vorliegenden Band anbelangt, sind wir von der Auffassung des Gedächtnisses als Konstruktionsprozess ausgegangen, wobei Bedeutung aus Erfahrungen, Kenntnissen und Identität(en) der Vergangenheit entsteht. Es handelt sich dabei um einen individuellen Prozess, der allerdings auch durch kollektives Erinnern konditioniert bzw. mitgestaltet wird, denn nach Emile Durkheim werden sowohl Erinnerungsbilder als auch Erinnerungspraktiken von der Gesellschaft geprägt (Durkheim 2008: 10). Maurice Halbwachs seinerseits weist schon darauf hin, dass die Erinnerung eines jeden Individuums aus seiner einzigartigen Position in der Gesellschaft heraus konfiguriert wird, was zu einer Vielfältigkeit der Erinnerung führt (Halbwachs 1980: 48). Daher sind Subjektivität, Multiplizität, Prozess und Transferenz inhärente Kategorien des Gedächtnisses.

Aleida und Jan Assmann betonen darüber hinaus in ihrer Betrachtung des kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses die relevante Rolle von Emotionen als Mitgestalter von Bedeutungen (Aleida Assmann 2015). Dazu kommt, dass das Gedächtnis nach Jan Assmann „diachronische Identität“ ist (2008: 114). Im Kontext dieser diachronischen Natur des Gedächtnisses operiert Erinnerung allerdings nicht nur retrospektiv sondern auch prospektiv, so Astrid Erl (2016: X).⁴ Sie bezieht sich mit ihrem Begriff „prospective memory“ auf den von Reinhart Koselleck geprägten Begriff „future pasts“, der die Projektion hervorhebt, die wir von dem in der Zukunft zu erinnernden entwerfen (Koselleck 2003: 248). Dadurch werden mittels des prospektiven Gedächtnisses dementsprechend auch Identität und Heimat prospektiv und performativ konzipiert.

Ziel dieses Bandes ist es, Schlüsselbegriffe der Gedächtnisstudien wie u.a. *Familiengedächtnis*, *Generationengedächtnis*, *kulturelles Gedächtnis*,

4 Siehe dazu Bescansa im vorliegenden Band.

Postmemory, *prospektives Gedächtnis* und *transnationales Gedächtnis* in Verbindung mit Texten der neuesten deutschsprachigen Literatur zu betrachten, die sich mit dem weiterhin aktuellen Thema der Heimat beschäftigen; und dabei der Frage nachzugehen, inwiefern die von der neueren Literatur aufgeworfene multiperspektivische Konfiguration von Gedächtnis, Heimat und Identität eventuell Ausdruck prospektiver Projektion ist.

Postmemory ist als Schlüsselbegriff besonders für die jüngere Generation von Bedeutung. Marianne Hirsch hat mit seiner Einführung einen besonderen Beitrag zu Gedächtnisstudien geleistet. *Postmemory* steht als Verbindungsmechanismus zwischen bestimmten traumatischen bzw. relevanten Ereignissen der Vergangenheit und jüngeren Generationen, die diese nicht erlebt haben. Die jüngeren Generationen werden dabei durch vererbte Erinnerungen, Geschichten, Bilder und Verhaltensweisen geprägt, die direkt oder indirekt, vielleicht ohne Worte, aber immer emotionsbeladen, die Traumata und Konflikte der Vergangenheit projizieren (2012: 33).

Während *Postmemory* auf den Bezug zwischen einer von der jüngeren Generation nicht direkt erlebten Vergangenheit und ihrer Gegenwart fokussiert, verbindet das prospektive Gedächtnis eher die Gegenwart und die Zukunft. Man kann die vom europäischen Parlament geförderte transeuropäische „Kultur des Erinnerns“ als Versuch zur Harmonisierung der *Postmemory* und des prospektiven Gedächtnisses verstehen. Denn die Bildungspolitik in ihrer Funktion als Mitgestalter des kulturellen Gedächtnisses soll eine zentrale Rolle in Hinblick auf die transeuropäische Erinnerungskultur der Zukunft spielen (Prutsch 2015: 35). Dies würde eine gemeinsame europäische kulturelle Basis mit gemeinsamen Werten definieren, inklusive einer kritischen Erinnerung an die europäische Vergangenheit. Das alles benötigt Kapazitäten für eine reflexive Aufarbeitung der Vergangenheit auf nationaler Ebene, die sich auf gemeinsame europäische Grundsätze (u.a. Thematisierung der europäischen Vergangenheit; Schaffung eines offenen Diskussionsforums zu gegenseitigem Verständnis und Versöhnung; Berücksichtigung auch unangenehmer Aspekte der jeweiligen nationalen Geschichte, wobei die Bewertung der Vergangenheit ausschließlich auf historischen Fakten beruhen soll) und Werte wie Humanismus, Toleranz und Demokratie stützt (Prutsch 2015: 7).

Dazu kommt z.B. Aleida Assmanns Plädoyer für ein transnationales Gedächtnis, das Vielfalt an Perspektiven integriert und nicht nur gegenseitiges Verständnis sondern auch “a shared truth of the history of the place” (Assmann 2018: 297) ermöglicht. Das Streben nach einer harmonisierenden und zugleich kritischen europäischen Gedächtnisarbeit als Versuch, eine gemeinsame europäische Identität zu stiften, zeigt die Relevanz der prospektiven Arbeit des Gedächtnisses im Kontext von Identität, Gedächtnis und Heimat im transnationalen politischen Bereich.

Im akademischen Bereich haben Morley und Robin in *Spaces of Identity: global media, electronic landscapes and cultural boundaries* (1995) zugleich auf die Relevanz des symbolischen Raums Europa als Heimat in Zeiten der europäischen Identitäts- und Gedächtniskrise inziert (1995: 88). Morley und Robin haben dabei u.a. drei Aspekte untersucht, die für unser Forschungsteam besonders relevant sind: das enge Verhältnis von Identität, Gedächtnis und Erinnerung an Heimat; die über eine rein geografische Natur hinausgehende symbolische Dimension des Europa-Raums als Heimat; und die unabdingbare Auseinandersetzung mit historischen Kontinuitäten und Diskontinuitäten bei der Gestaltung der Identität und des Gedächtnisses.

Im Artikel „No place like Heimat: images of Home(land)“ (1995) finden wir Morley und Robins folgende Aussage: “Identity is a question of memory, and memories of ‘home’ in particular” (1995: 91). Man könnte es auch anders formulieren, und zwar, dass Heimat unauflöslich mit Gedächtnis verbunden ist im Prozess der Identitätskonstruktion, bei dem physischer Raum, symbolischer Raum und Emotionen zusammenwirken. Ferner gilt ihre weitere Aussage “Europe is not just a geographical site, it is also an idea” (1995: 5) auch für den Begriff Heimat, denn Heimat ist nicht (nur) ortsgebunden, sondern auch an eine Idee geknüpft, und nicht zuletzt an eine Reihe von Emotionen.

Als an der Universität des Baskenlandes angesiedeltes Forschungsteam mit Schwerpunkt im Bereich der deutschsprachigen Literatur bietet sich uns neben anderen auch die komparatistische baskisch-deutsche Perspektive an. Unser Ausgangspunkt, dass Heimat eine Frage von Gedächtnis ist, bei der besonders das Gedächtnis der Identität in Zusammenspiel mit dem physischen sowie dem symbolischen Raum und den Emotionen bedeutsam wird, führt uns zu einem bewussten analytischen Blick nicht nur auf Heimat im deutschsprachigen, sondern auch auf den im baskischen Kulturraum entsprechenden Begriff *aberria*, denn beide Begriffe teilen u.a. eine politisch stark belastete Geschichte und höchst problematische Konsensmöglichkeiten hinsichtlich des Begriffsverständnisses, das lange durch politische, soziale und kulturelle Kontroversen belastet war.

Wenn einerseits Identität laut Morley eine Frage von Gedächtnis ist und besondere Relevanz in Bezug auf das Gedächtnis der Heimat besitzt und, andererseits, die Gestaltung der Identität und des Gedächtnisses aus Kontinuitäten und Diskontinuitäten entsteht, dann tut es aus unserer Perspektive Not, die neuere literarische Gestaltung von Kontinuitäten und Diskontinuitäten, Leerstellen, Brenn- und Wendepunkten im Bereich Gedächtnis, Identität und Heimat in beiden Kulturräumen näher zu betrachten, um ihren eventuellen Beitrag zum Umdenken hinsichtlich Heimat und *aberria* zu analysieren. Denn Heimat ist, so Costadura, Ries und Wiesenfeldt, „ein nie abgeschlossenes Projekt oder ein Laboratorium: Heimat muss immer neu gebaut und gestaltet werden“ (2019: 36). Ein Gedankenaustausch zwischen den jeweiligen „Laboratorien“

im deutschsprachigen und baskischsprachigen Kulturraum leistet, so unsere These, einen wesentlichen Beitrag dazu, dieses nie abgeschlossene Umdenken hinsichtlich Heimat und *aberria* aus neuen Perspektiven zu betrachten.

Beiträge des Bandes

Der Band eröffnet mit Withold Bonners Beitrag zu Barbara Honigmanns autofiktivem Werk in Zusammenhang mit dem engen Wechselverhältnis zwischen Gedächtnis und Heimat. Dabei geht er auf ihre unterschiedlichen und teilweise widersprüchlichen literarischen Konzeptionen von Heimat ein und fokussiert insbesondere auf die Begriffe Familiengedächtnis, Postmemory und kulturelles Gedächtnis. Bonner analysiert Honigmanns Literarisierung von Heimat mit der Schlussfolgerung, dass Heimat bei der deutschjüdischen Autorin nicht nur mit ‚unheimlich‘, sondern auch mit ‚Heimatlosigkeit‘ zusammenfällt. Verbunden mit einer zwischen Kontinuität und Diskontinuität alternierenden Heimatkonzeption schließt Bonner, dass die Heimatkonfiguration bei Honigmann von der Wiederannäherung an das Judentum geprägt ist. Zudem fragt sich Bonner, inwiefern seine Schlussfolgerungen über Honigmanns literarische Heimatkonfigurationen allgemein für die Debatte über das Verhältnis zwischen Heimat und Gedächtnis gelten können.

Sabine Egger setzt sich mit Katja Petrowskajas ‚poetischer Autobiografie‘ *Vielleicht Esther* auseinander, um anhand der theoretischen Ansätze von Deterritorialisierung, Rhizom (Deleuze/Guattari) und Multi-direktionalität (Rothberg), die Vision der deutsch-russisch-jüdischen Heimat in Einklang mit dem Begriff der „Transterritorialität“ und mit dem Reisetopos zu bringen. Somit erscheinen Heimat und Gedächtnis mit Bewegung, Leerstellen und virtuellen Nicht-Orten verbunden. Auch Carme Bescansas Beitrag geht von dem transkulturellen und dynamischen Charakter von Heimat und Gedächtnis aus. Drei Merkmale erweisen sich für die Konzeption des Gedächtnisses zur Gestaltung der Heimaträume in der heutigen Zeit als besonders relevant und werden exemplarisch im Roman Viktor hilft (2018) vom österreichischen Autor russisch-jüdischer Herkunft Vladimir Vertlib analysiert: die Digitalisierung des Gedächtnisses, die Transkulturalität der Gedächtnisdiskurse und die Prospektivität dieser Prozesse. Bescansa kommt zu dem Schluss, dass Vertlibs literarische Behandlung von Heimat und Gedächtnis als transkulturelle, miteinander interagierende und sich auf die Zukunft richtende Konstrukte eine ethische Dimension aufweist.

Familiengedächtnis und *Postmemory*, verbunden mit dem transnationalen Gedächtnis der ost-europäischen Vertreibung, steht im Mittelpunkt Grazia Bergers Beitrag zu Sabrina Janeschs Romanen *Katzenberge* (2010) und *Ambra*

(2012). Sie analysiert die Nacherinnerungen in *Katzenberge* als Zeichen eines dynamischen Heimatkonzepts transnationaler Natur, als Mittel zum Prozess der neuen Beheimatung. Die Konfiguration der *Postmemory* in *Ambra* interpretiert Berger hingegen als Utopie, denn die Versöhnung zwischen Gegenwart und Vergangenheit zeigt sich als nicht realisierbar.

Garbiñe Iztueta geht auf die literarische Aufarbeitung der *Postmemory* der DDR in Paula Fürstenbergs Roman *Familie der geflügelten Tiger* (2016) ein. Im Mittelpunkt der Handlung steht die problematische Kommunikation zwischen dem kurz vor der Wende verschwundenen und Jahrzehnte später – unter Krebs und Demenz leidend – wieder aufgetauchten Vater und einer seiner Töchter. In Zusammenhang mit Bourdieus Feldtheorie und Loeschers Theorie des Transfers kognitiver Karten in den Bereich des kollektiven Gedächtnisses wird im Roman die *Postmemory* zur DDR als ein Ort von sozio-historischer Konfrontation divergenter Erinnerungen betrachtet. Damit in Zusammenhang wird der Fokus auf die problematische intergenerationale Kommunikation in der Nachwende und auf den Einfluss der DDR-Vergangenheit auf die sich daran nicht erinnernden Wendekinder gesetzt.

Den Bezug auf den Topos der Demenz in der Aufarbeitung von Heimat und Gedächtnis teilen Garbiñe Iztueta und Anna-Lena Eick in ihren Beiträgen. Eick analysiert den literarischen Erfahrungsbericht *Der alte König in seinem Exil* (2011) des österreichischen Autors Arno Geiger mit der Absicht, das Konzept eines vermeintlich unerreichbaren Sehnsuchtsortes von Zuhause und Heimat als eine Kumulation von Kriegstraumatisierung und fortschreitender Alzheimer-Erkrankung der Hauptfigur August zu verstehen und somit einen fruchtbaren Dialog zwischen der Symptomatik der Alzheimer-Demenz, gedächtnistheoretischen Ansätzen sowie Erkenntnissen der Trauma-Theorie zu ermöglichen.

Iraide Talavera setzt sich mit der Bearbeitung des Themas Heimat und Gedächtnis in der Jugendliteratur auseinander, und zwar mit Gudrun Pausewangs *Ich war dabei: Geschichten gegen das Vergessen* (2004) *zwanzig Kurzgeschichten über die NS-Zeit*. Anhand der Analyse von vier Kurzgeschichten aus dem Band („Ein Novembertag“, „Das Gespräch“, „Der Persilschein“ und „Das Kopftuch“) geht Talavera auf die für eine auf der Grundlage von Empathie und Resonanz konzipierte Gesellschaft wichtige Rolle der zwischen-generationellen Gedächtnisarbeit ein. Ziel dieses Beitrags ist es zu zeigen, wie die generationsübergreifende Weitergabe eines Gedächtnisses, das das Leiden der Opfer des Nationalsozialismus und die kollektive Verantwortung in ihrem Entmenschlichungsprozess anerkennt, der beste Weg ist, eine Heimat zu schaffen, die im Sinne des Philosophen und Soziologen Hartmut Rosa die Hoffnung auf eine Resonanzbeziehung zur Welt (Rosa 2019: 153) vermittelt.

Martin Beckers autobiografisch fiktionaler Roman *Marschmusik* (2017) steht im Mittelpunkt des Beitrags von Isabella Leibbrandt. Der unabschließbare

Prozess der Suche nach Heimat anhand des philosophischen Ansatzes von Karen Joisten sowie die Erinnerung im Sinne einer reflexiven Dimension liegen Leibrandts Interpretation zugrunde. Die Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff wird als Ergebnis des postmodernen Erinnerungs- und Identitätskonzepts im Sinne einer Diskontinuität betrachtet.

Gesa Singer beschäftigt sich anhand ihrer Analyse einer Auswahl aus Robert Menasses narrativem und essayistischem Werk einerseits mit dem transnational erinnerten Heimatraum und andererseits auch mit der sarkastischen Literarisierung der utopischen Heimatkonzeptionen. In Menasses Heimatkonzeption setzen sich Subjekte mit ihren Heimaträumen physisch sowie psychisch auseinander, wobei diese meist mit einer bedrückenden, einengenden und unheimlichen Atmosphäre verknüpft werden.

Die letzte Sektion des Bandes ist den Themen Heimat und Gedächtnis in der baskischen Literatur gewidmet. Da der baskische Heimatbegriff durch eine konfliktreiche, sowohl durch Terrorismus als auch Staatsgewalt konditionierte Vergangenheit unabdingbar geprägt ist, tut es auch Not, die literarische Konfiguration der baskischen Heimat bzw. baskischer Heimaten besonders im Verhältnis zur Verarbeitung der problematischen und divergenten kulturellen Gedächtnisse zu betrachten.

Mari Jose Olaziregi analysiert zwei Romane, die nach der Ankündigung des dauerhaften Waffenstillstands seitens der terroristischen Untergrundorganisation ETA (2011) veröffentlicht wurden: *Gerra txikia* (2014, Der kleine Krieg) von Lander Garro und *Atertu arte itxaron* (2015, Warten Sie, bis es sich aufklärt) von Katixa Agirre. In beiden Romanen werden die LeserInnen mit dem Gedächtnis an die konfliktreiche baskische Vergangenheit aus der Perspektive der jüngsten Generation konfrontiert. Olaziregi nimmt die kritische und literarische Erinnerungsarbeit der jüngsten Post-ETA-Generation unter die Lupe. Ihre Hauptthese im Beitrag lautet, dass in beiden Romanen die bewusste Gestaltung des baskischen Heimat- und Gedächtnisbegriffs der jüngsten baskischen Generation nicht nur Erinnerungen an andere historische Ereignisse und andere Länder hervorruft, um aus einer transnationalen Perspektive über den Ursprung und die Universalität der Gewalt nachzudenken, sondern auch dazu dient, die Perversion des Fortbestehens von Gewalt, ihre Verzweigungen, die Auswirkungen dieses Erbes auf die jüngsten Generationen und nicht zuletzt eine kritische Betrachtung der institutionellen Strategien aufzuzeigen.

Daria A. Eismann beschäftigt sich am Beispiel von zwei Romanen der baskischen Gegenwartsliteratur, nämlich *Patria* (2016, Heimat) von Fernando Aramburu und *Gizona bere bakardadean* (1993, Ein Mann allein) von Bernardo Atxaga, mit dem Thema „Heimat“ und ihrer Rolle als „Kristallisationspunkt“ von Erinnerung und Emotion. Es wird der Frage nachgegangen, welche divergenten symbolischen Bedeutungen des Begriffs Heimat in beiden Romanen erkennbar und wie in der baskischen Literatur die Überlagerungen und

Konfrontationen in der Gedächtnislandschaft zwischen konfliktiven Emotionen und Erinnerungen an die von Gewalt geprägte Vergangenheit bearbeitet werden. Dabei wird unterstrichen, dass die Aufarbeitung von Gewalt und die damit verbundenen Emotionen und Erinnerungen in beiden Romanen sehr stark von ihrer jeweiligen Zeit geprägt sind und daher den Status quo des „baskischen Konflikts“ und die Behandlung von Emotionen und Erinnerungen in diesem Kontext zum Zeitpunkt ihres Entstehens darstellen.

Amaia Elizalde und Mikel Ayerbe sind in ihrem Beitrag auf drei Leitmotive der aktuellen baskischen Literatur in Zusammenhang mit den Begriffen Heimat und Gedächtnis eingegangen. Im Zentrum der Analyse von Elizalde und Ayerbe stehen die Themen *aberria* (baskische Heimat), bewaffnete Konflikte im baskischen Kontext und kulturelles Gedächtnis. In diesem Zusammenhang setzen sich die VerfasserInnen mit folgenden drei Schlüsselmotiven in narrativen Werken von Arantxa Urretabizkaia, Bernardo Atxaga, Jokin Muñoz, Ramon Saizarbitoria und Katixa Agirre auseinander: die Suche nach dem Ursprung des Terrors; die Rolle der Frau und Mutter als Mittäterin und/oder Opfer des terroristischen Erbes; und schließlich die Kollektivierung der Schuld und die Vergesellschaftung der Verantwortung für die anhaltende Gewalt in der baskischen Gesellschaft.

Ana Gandara und Beñat Sarasola beschäftigen sich mit dem literarischen Motiv der Täter-Opfer Konstellation mit Blick auf die von Gewalt bestimmte baskische Vergangenheit. Anhand von Primo Levis Begriff „Grazzone“ im Kontext der Täter und Opferpositionen im Rahmen der Holocaust- und Genozidstudien analysieren Gandara und Sarasola die unterschiedliche Behandlung der Täterfiguren in der baskischen Terrorvergangenheit in *100 Metro* (1976, 100 Meter) von Ramon Saizarbitoria, *Kuaderno Gorria* (1997, Das rote Notizbuch) von Arantxa Urretabizkaia und *Twist: izaki intermitenteak* (2011, Twist) von Harkaitz Cano.

Anhand der ausgewählten Beiträge versucht der Band, eine Reihe neuerer literarischer Anstöße zum Umdenken hinsichtlich Heimat und *aberria* zu vermitteln. Die vorliegenden Beiträge entwickeln dazu ein facettenreiches Bild von Kontinuitäten und Diskontinuitäten in einer Reihe von literarischen Motiven aus dem thematischen Bereich Heimat und Gedächtnis: Die Auseinandersetzung mit der deutsch-jüdischen und russisch-jüdischen Vergangenheit, mit der DDR-Vergangenheit, mit Familiengeschichten der Migration, mit der Kriegsvergangenheit und, nicht zuletzt, mit der Flüchtlingskrise werden in der deutschen Sektion behandelt. Mit Fokus auf den Blickpunkt einer jungen Generation, die auf Postmemory angewiesen ist, stehen meistens Familiengedächtnis, Nacherinnerungen, konfliktreiche intergenerationelle Kommunikation und kulturelles Gedächtnis im Zentrum der analysierten Werke. Autofiktionalität bei Honigmann, poetische Autobiografie bei Petrowskaja, autobiografische Färbung bei Vertlib, Janesch, Fürstenberg und Geiger und autobiografische Fiktion

von Becker, zeigen die unvermeidliche Relevanz der emotionalen Komponente und des transterritorialen Familiengedächtnisses in der Darstellung von Heimat und der Konfiguration des kulturellen Gedächtnisses. Die Literarisierung der jüngsten Generation zeigt neue Perspektiven in der Auseinandersetzung mit der Natur der individuellen Erinnerungen und des kulturellen Gedächtnisses: Anhand der vorliegenden Beiträge bieten die oben genannten AutorInnen neue Perspektiven auf Heimat und Gedächtnis in Verbindung mit Begriffen wie Deterritorialisierung, Rhizom, Multi-direktionalität, prospektive Heimat und prospektives Gedächtnis, Transterritorialisierung, Digitalisierung, Post-memory, Dialog zwischen Demenz, gedächtnis-theoretischen Ansätzen und Trauma-Theorie, und Karen Joistens philosophischem Begriff von Heimweg.

In der baskischen Sektion ihrerseits liegt der Fokus auf der kritischen und literarischen Erinnerungsarbeit der jüngsten Post-ETA-Literatur am Beispiel von Lander Garro, Katixa Agirre und Harkaitz Cano. Es handelt sich um verschiedene Vorschläge zum kritischen Nachdenken über den Ursprung der ETA-Gewalt und über die Universalität der Gewalt aus einer transnationalen Perspektive sowie über die Verteilung der entsprechenden Täter-Opfer-Rollen in der baskischen Gesellschaft und, nicht zuletzt, auch um Vorschläge zur literarischen Darstellung der Rolle von Emotionen bei der Konstruktion von Heimat größtenteils seitens der jüngsten Generationen im Kontext einer von Gewalt bestimmten Vergangenheit. Die Beschäftigung mit problematischen und divergenten kulturellen Gedächtnissen an diese baskische Vergangenheit sowie mit den Auswirkungen dieses Erbes auf die jüngsten Generationen steht im Mittelpunkt der vorliegenden Beiträge.

Mit dem Vorschlag, ein „Gespräch“ zwischen den literarischen Diskursen, Bildern, Motiven, Denkanstößen zu Heimat, Gedächtnis und Identität in der neueren deutschsprachigen und baskischen Literatur zu initiieren, geht unser Forschungsteam davon aus, dass die neueren Beiträge das Umdenken zu Heimat und *aberria* aus einer transeuropäischen Perspektive begünstigen und u. U. auch als Praxis prospektiver Projektion von Gedächtnis gelten dürfen. So zeigen sich Heimat und *aberria* durch die Interaktion u.a. von Menschen, Diskursen und Gedächtnissen als dynamische und sich immer neu konstituierende Prozesse.

Bibliografie

- Assmann, Aleida: One land and three narratives: Palestinian sites of memory in Israel. In: *Memory Studies* 2018, Vol. 11(3), 287–300.
- Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns. New Orientations in the Study of Culture*. Trans. Adam Blauhut. Berlin 2006

- Bescansa, Carme / Nagelschmidt, Ilse (Hrsg.): *Heimat als Chance und Herausforderung: Repräsentationen der verlorenen Heimat*. Berlin 2014.
- Bescansa, Carme / Saalbach, Mario / Talavera, Iraide / Iztueta, Garbiñe (Hrsg.): *Unheimliche Heimaträume: Repraesentationen von Heimat in der deutschsprachigen Literatur seit 1918*. Bern 2020.
- Bieß, Cora: *Die politische Konstruktion von traumatischen Erinnerungen. Wie erinnern wir nach der Ausgangsbeschränkung und den Kontaktbeschränkungen an die Auswirkungen des Shutdowns?*. In: *Bedenkzeiten* 14.05.2020. <<https://uni-tuebingen.de/einrichtungen/zentrale-einrichtungen/internationales-zentrum-fuer-ethik-in-den-wissenschaften/publikationen/blog-bedenkzeiten/weitere-blog-artikel/die-politische-konstruktion-von-traumatischen-erinnerungen/>> [Abruf: 23.10.2020]
- Blickle, Peter: *Heimat als Metapher für Identitäten und Emotionen (The German Idea of Heimat as Metaphor for Identities and Emotions)*. In: *CONCORDIA DISCORDS vs DISCORDIA CONCORDS: Researches into Comparative Literature, Contrastive Linguistics, Cross-Cultural and Translation Strategies 2018* (10), 9–77.
- Blickle, Peter: *Der neue Heimatbegriff*. In: *Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit*. Hrsg. von Franciszek Gruzca. Frankfurt a. M. 2012, 41–45.
- Bönisch, Dana / Rania, Jil / Zehschnetzer, Hanna: *Heimat Revisited: Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf einen umstrittenen Begriff*. Berlin 2020.
- Bundesministerium des Inneren, Bau und Heimat 2020: *„Heimat und Integration“*. <<https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/heimat-integration-node.html>> [Abruf: 23.10.2020]
- Costadura, Edoardo / Ries, Klaus / Wiesenfeldt, Christiane (Hrsg.): *Heimat global: Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion*. Bielefeld 2019.
- Costadura, Edoardo / Ries, Klaus / Wiesenfeldt, Christiane: *Heimat global: Einleitung*. In: *Heimat global: Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion*. Bielefeld 2019, 11–44.
- Durkheim, Émile: *The Elementary Forms of Religious Life*. Trans. Carol Cosman. Oxford 2008.
- Ecker, Gisela: *Kein Land in Sicht: Heimat – weiblich?* Paderborn 1997.
- Eigler, Friederike: *Critical Approaches to Heimat and the ‘Spatial Turn’*. In: *New German Critique*, 115 (2012), 27–48.
- Eigler, Friederike / Kugele, Jens: *‘Heimat’ At the Intersection of Memory and Space*. Berlin 2012.
- Erll, Astrid: *Foreword*. In: *Memory in a Mediated World. Remembrance and Reconstruction*. Hrsg. von Andrea Hajek, Christine Lohmeier und Christian Pentzold. Houndmills 2016, X–XII.

- Gebhard, Gunther / Geisler, Oliver / Schröter, Steffen (Hrsg.): *Heimat: Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts*. Bielefeld 2007.
- Halbwachs, Maurice: *The Collective Memory*, trans. Francis J. Ditter / Vida Yazdi Ditter. New York 1980.
- Hirsch, Marianne: *The Generation of Postmemory: Writing and Visual Culture After the Holocaust*. New York 2012. <<https://op.europa.eu/es/publication-detail/-/publication/df2e9933-19c1-4fb9-92e9-b97099eac7c7/language-de/format-RDF>> [Abruf: 23.10.2020]
- Huber, Andreas: *Heimat in der Postmoderne*. Zürich 1999.
- Hülz, Martina / Kühne, Olaf / Weber, Florian: *Heimat: Ein vielfältiges Konstrukt*. Berlin 2019.
- Hüppauf, Bernd: *Heimat – die Wiederkehr eines verpönten Wortes. Ein Populärmythos im Zeitalter der Globalisierung*. In: *Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts*. Hrsg. von Gunther Gebhard, Oliver Geisler und Steffen Schröter. Bielefeld 2007, 109–140.
- Iztueta, Garbiñe / Saalbach, Mario / Talavera, Iraide / Bescansa, Carme / Standke, Jan (Hrsg.): *Raum – Gefühl – Heimat. Literarische Repräsentationen nach 1945*. Marbourg 2017.
- Joisten, Karen: *Philosophie Der Heimat – Heimat Der Philosophie*. Berlin 2003.
- Kanne, Miriam: *Andere Heimaten: Transformationen klassischer 'Heimat'-Konzepte bei Autorinnen der Gegenwartsliteratur*. Frankfurt a. M. 2011.
- Koselleck, Reinhard: *Zeitschichten: Studien zur Historik*. Frankfurt a. M. 2003.
- Lefebvre, Henri: *The Production of Space*. Trans. Donald Nicholson-Smith. Oxford 2011.
- Löw, Martina: *Raumsoziologie*. Frankfurt a. M. 2001.
- Morley, David / Robins, Kevin: *No place like Heimat: images of Home(land)*. In: *Spaces of Identity: global media, electronic landscapes and cultural boundaries*, London 1995, 86–104.
- Morley, David / Robins, Kevin: *Spaces of Identity: global media, electronic landscapes and cultural boundaries*, London 1995.
- Obermaier, Theresa Sophie: *Das 'Heimat-Moment' in Zeiten der Globalisierung: Eine Identitätssuche zwischen Raum, Gefühl und Struktur*. Hamburg 2013.
- Prutsch, Markus J.: *Europäisches Historisches Gedächtnis: Politik, Herausforderungen und Perspektiven: Studie*. Brussels 2015.
- Rosa, Hartmut: *Heimat als anverwandelter Weltausschnitt. Ein resonanztheoretischer Versuch*. In: *Heimat global: Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion*. Hrsg. von Edoardo Costadura / Klaus Ries / Christiane Wiesenfeldt. Bielefeld 2019, 153–172.

Schmundt, Hilmar: Corona? Vergiss es! Wie werden wir uns an Covid-19 erinnern – und wie lange?. In: Der Spiegel, 5.6.2020. <<https://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/coronavirus-wie-werden-wir-uns-an-covid-19-erinnern-und-wie-lange-a-00000000-0002-0001-0000-000171426736>> [Abruf: 23.10.2020]

In der Zerstreuung zuhause? **Gedächtnis und Heimat in den Texten Barbara Honigmanns**

Withold Bonner

Zusammenfassung: Bei der stets aufs Neue erfolgenden Rekonstruktion der eigenen Familiengeschichte kommt im Werk der deutsch-jüdischen Autorin Barbara Honigmann dem Familiengedächtnis in seiner spezifischen Ausprägung als postmemorialem Gedächtnis eine tragende Rolle zu. Eines der Themen, das die Texte Honigmanns immer wieder umkreisen, ist mit dem für die Autorin höchst problematischen Begriff der Heimat verbunden. Gedächtnis und Heimat wiederum stehen in einem engen Wechselverhältnis zueinander. Dieser Beitrag geht der Frage nach, welche unterschiedlichen und teilweise widersprüchlichen Konzeptionen von Heimat das Werk Honigmanns entfaltet und welche Rolle dabei vor allem dem postmemorialen Gedächtnis, nicht zuletzt aber auch dem kulturellen Gedächtnis zukommt.

Schlüsselwörter: Deutsch-jüdische Gegenwartsliteratur, Heimat, Diaspora, Postmemory, kulturelles Gedächtnis

Wie Karen Remmler schreibt, geht es in den Werken der deutsch-jüdischen Schriftstellerin und Malerin Barbara Honigmann¹ vor allem darum, durch Archäologie – Ausgrabung von verschütteten Erinnerungen und Geschichten – eine Genealogie der europäischen jüdischen Identitäten insbesondere anhand der eigenen Familiengeschichte der Autorin herzustellen (vgl. Remmler o.J.: 3). Es mag daher wenig verwundern, dass Honigmann in ihren literarischen Texten immer wieder zu denselben Themen, Orten und Vorkommnissen aus den letzten drei bis vier Generationen ihrer Familie zurückkehrt. Bei der stets aufs Neue anzugehenden Rekonstruktion der eigenen Familiengeschichte kommt zweifelsohne dem Familiengedächtnis eine tragende Rolle zu, insbesondere in seiner spezifischen Ausprägung als postmemorialem Gedächtnis, wie es Marianne Hirsch vorrangig für die Nachkommen von traumatisierten Überlebenden des Holocaust beschrieben und analysiert hat.

Eines der Themen, das die Texte Honigmanns stets aufs Neue umkreisen, ist mit dem für die Autorin höchst problematischen Begriff der Heimat verbunden. Gedächtnis und Heimat wiederum stehen in einem engen Wechselverhältnis zueinander. Ersteres stellt einen entscheidenden Faktor dar, wenn

1 Sich selbst bezeichnet Honigmann als deutsche Schriftstellerin. Vgl. dazu das Zitat aus Damals, dann und danach am Ende des Kapitels Postmemory, Familiengedächtnis und Heimatdenken bei Honigmann.

es gilt, diejenigen Koordinaten zu bestimmen, durch die unterschiedlichste Konzeptionen von Heimat trotz aller Divergenz und Unschärfe charakterisiert werden können.

Da die Texte Honigmanns immer wieder zu denselben Themen aus der eigenen Familiengeschichte zurückkehren, liegt es nahe, diese verschiedenen Texte als *ein* zusammenhängendes Werk zu betrachten, wie es in diesem Beitrag geschehen wird. Dabei wird sich zeigen, dass diese Texte bei allen biografischen und autobiografischen Bezügen zur eigenen Familiengeschichte immer wieder von fiktiven Elementen durchsetzt sind. Legt man die Textstellen in verschiedenen Büchern übereinander, in denen sich die Autorin mit denselben Themen und Geschehnissen auseinandersetzt, so ergeben sich bei allen Ähnlichkeiten stets aufs Neue Unterschiede. Unschärfe, Unsicherheit und Flüchtigkeit charakterisieren dabei das Erzählen der Autorin bzw. ihrer Ich-Erzählerinnen. Dies gilt nicht zuletzt für die Überlegungen der Protagonistinnen Honigmanns zum Begriff der Heimat. Ihre Texte sollten daher weit eher als autofiktiv denn als autobiografisch charakterisiert werden.²

Im Folgenden wird dieser Beitrag der Frage nachgehen, welche unterschiedlichen und teilweise widersprüchlichen Konzeptionen von Heimat Barbara Honigmann in ihrem Werk entfaltet und welche Rolle dabei insbesondere dem Familiengedächtnis in seiner spezifischen Form als postmemorialem Gedächtnis, nicht zuletzt aber auch dem kulturellen Gedächtnis zukommt. Abschließend soll gefragt werden, welche Schlussfolgerungen sich aus diesem Beitrag für eine umfassendere Diskussion des Begriffs Heimat ziehen lassen.

Erste Annäherungen an Konzeptionen von Heimat im Werk Barbara Honigmanns

Unschärfe, Unsicherheit und Flüchtigkeit gelten nicht zuletzt für die jeweiligen Konzeptionen von Heimat im Werk Honigmanns, wie sie von deren wechselnden Protagonistinnen formuliert werden. ‚Heimat‘ ist dabei ein Begriff, mit dem diese nicht nur widersprüchlich, sondern auch höchst vorsichtig und voller Vorbehalte umgehen. Am ehesten wird noch dem Vater ‚Heimat‘ zugestanden, wenn in *Georg*, dem bisher letzten Buch Honigmanns, von dessen heimatlichem Hessen, der verlorenen Heimat in Hessen oder gar von dessen

2 Als rein autobiografisch verstanden werden die Texte Honigmanns dagegen bei Fiero (2008), wenn diese z.B. ihre Ausführungen zu Ein Kapitel aus meinem Leben mit dem Unterkapitel Die Lebensstationen der Mutter einleitet, wobei die dort gegebenen Daten ausschließlich und unhinterfragt den Prosatexten Barbara Honigmanns entnommen sind.

deutscher Heimat die Rede ist (G 22, 23, 63).³ Doch steht dies gleichzeitig in Frage, wenn in *Eine Liebe aus nichts*, dem ersten Buch über den Vater, aus einem seiner Briefe wie folgt zitiert wird: „Ich jedenfalls war sowieso und habe mich immer heimatlos gefühlt.“ (L 65) Sich selbst gesteht die Autorin bestenfalls Heimweh zu, wobei auch dem an anderer Stelle widersprochen wird, wenn die Ich-Erzählerin für sich lediglich Herzweh statt Heimweh in Anspruch nimmt (vgl. K 115). Die Vorsicht angesichts des Begriffs Heimat tritt besonders deutlich in der folgenden Stelle aus *Chronik meiner Straße* zutage, der Straße in Straßburg, in der die Autorin bzw. deren Protagonistin seit der Ausreise aus der DDR im Jahre 1984 wohnt. Zunächst scheint es, als spräche die Ich-Erzählerin ausschließlich von anderen Bewohnern ihrer Straße:

So gibt es manche in unserer Straße, die irgendeine verlassene Heimat mit sich herumtragen, die sie freiwillig oder unfreiwillig verlassen haben, die sie verklären oder verabscheuen, nach der sie sich sehnen oder die sie lieber vergessen möchten und doch nie ganz hinter sich lassen können, wahrscheinlich leben sie auf irgendeine Art immer weiter an beiden Orten zugleich, durch die Sprache ihrer Herkunft und die Speisen ihrer Küche, die sie weiterhin kochen, durch hergebrachte Gesten und Gewohnheiten des täglichen Lebens, diesen oder jenen Gegenstand oder eine Redewendung, die sogar ihre Kinder noch als Erbe aus der Zeit ihrer Vorväter mit sich herumtragen, wenn sie sich schon in richtige Franzosen verwandelt haben und später ihren eigenen Kindern erklären, was es damit auf sich hat, mit der Redewendung oder dem Gegenstand, so wie ich es mit der Salatschüssel aus Nagykanizsa tue. (Chr 84f.)

Erst der letzte Satz macht deutlich, dass auch die Protagonistin zu denjenigen zählt, die eine verlassene Heimat mit sich herumtragen, denn sie hat die Salatschüssel ihrer in Ungarn geborenen Mutter aufbewahrt und mit sich nach Straßburg gebracht. Und was die Sprache betrifft, die die Kinder noch als Erbe mit sich herumtragen, so hört die Katze der Familie sehr berlinerisch auf den Namen Atze (Chr 90), während der Bäcker neuerdings „Vollkornschrappen“ anbietet (Chr 150). Zwar wird Berlin einmal als Heimatstadt bezeichnet (Chr 69), doch wird diese Charakterisierung sofort hinterfragt, wenn es eine Seite später heißt, die Stadt sei heimatlich vertraut und ein Albtraum zugleich (Chr 70). Bezeichnend für das reservierte Verhältnis der Ich-Erzählerin zum Begriff der Heimat ist schließlich ein Zitat aus *Ellis Island*, einem Buch des französischen Schriftstellers Georges Perec, das diese ihren sephardischen Freundinnen in ihrer Straßburger Thora-Gruppe vorträgt. In der eigenen Übersetzung der Ich-Erzählerin aus dem Französischen nennt Perec dort zum Schluss:

3 Der Verweis auf die Primärtexte erfolgt unter Siglen. Die jeweilige Sigle findet sich in der Bibliografie bei den Angaben zu den Primärtexten.

„... einige von den Worten, die für mich mit dem Wort Jude unauflöslich verbunden sind: die Reise, die Erwartung, die Hoffnung, die Unsicherheit, der Unterschied, die Erinnerung, und diese beiden schwer zu fassenden, unsteten und flüchtigen Begriffe, die sich unaufhörlich gegenseitig in ihrem flackernden Licht spiegeln, und die heißen, Land der Geburt und Gelobtes Land.“ (DDD 80f.)

Allerdings findet sich im originalen Wortlaut bei Perec „Heimatland“ statt „Land der Geburt“, worauf Renneke verweist (vgl. Renneke 2004: 23). Überhaupt kommt Ellis Island immer wieder in den Texten Honigmanns vor. Die Insel in der Hafeneinfahrt von New York, heute als Museum eingerichtet, war lange Zeit Sitz der Einreisebehörde für den Staat und die Stadt New York gewesen und über 30 Jahre die zentrale Sammelstelle für Immigranten in die USA. Zwischen 1892 und 1954 durchliefen etwa 12 Millionen Einwanderer die Insel. In *Eine Liebe aus nichts* versucht Jean-Marc, Bekannter der Ich-Erzählerin in Paris, ihrer ersten Station nach der Ausreise aus der DDR, diese dazu zu überreden, mit ihm nach New York zu gehen. Er würde sie heiraten und dann käme sie ganz schnell von Ellis Island herunter, worauf die Ich-Erzählerin entgegnet: „Aber ich sagte, nein, nein, wenn ich einmal auf Ellis Island bin, werde ich nicht wieder von dort herunterkommen. Ellis Island ist meine Heimat. Ach, sagte Jean-Marc, Ellis Island gibt es doch schon lange nicht mehr.“ (L 56f.) Die Ich-Erzählerin erklärt damit einen Ort zu ihrer Heimat, der in dieser Form seit inzwischen über 60 Jahren nicht mehr existiert. Darauf wird zurückzukommen sein.

Zum Begriff der ‚Heimat‘

Wie nicht zuletzt diese kurze Auflistung der Verwendung des Worts ‚Heimat‘ bei Barbara Honigmann zeigt, lässt sich keinesfalls von einem wissenschaftlichen Begriff – im Sinne von etwas klar und eindeutig zu Definierendem – sprechen. Vielmehr handelt es sich bei Heimat um ein Wort, das jeder Sprecher mehr oder weniger mit anderen Inhalten füllt. In diesem Sinne ließe sich Heimat – so Gebhard, Geisler und Schröter – als Assoziationsgenerator begreifen (vgl. Gebhard/Geisler/Schröter 2007: 9). Für die Autoren bewegt sich dabei das Heimatdenken in den letzten zwei Jahrhunderten zwischen zwei Polen, zwischen *Offenheit* und *Geschlossenheit* oder – mit dem Akzent auf der Prozessualität – zwischen *Öffnung* und *Schließung*, m.a.W. zwischen dynamischen bzw. statischen Konzeptionen (vgl. ebd.: 44). Nach wie vor gehört Heimat zu den ideologisch und politisch umkämpften Begriffen und wirkt in Literatur und Politik polarisierend (vgl. Hüppauf 2007: 109). Dabei lässt sich in den letzten Jahren gleichzeitig eine widersprüchliche Bewegung hin zu beiden Polen beobachten. Zum einen wird versucht, den Begriff der Heimat erneut

zum Statischen hin zu verengen und zu homogenisieren, um so alles als anders Verstandene aus ihm ausschließen zu können. Zum anderen lässt sich verstärkt beobachten, wie Heimat für das Andere, das Neue und Fremde geöffnet werden soll. Die Öffnung und damit die Dynamisierung des Begriffs Heimat zeigt sich auch darin, dass mehrere Heimaten neben- oder nacheinander bestehen können, was in der deutschen Sprache ursprünglich nicht vorgesehen war. Erst seit einigen Jahren gestattet auch der *Duden* das Sprechen und Schreiben über Heimaten (vgl. Mitzscherlich 2019: 185). Heimat wird so von einem Ort, an dem primär die eigenen Vorfahren gelebt haben, zu einem Ort, wo alle jene Menschen eine Chance zu wohnen haben, die sich dort aufgehoben und zuhause fühlen (vgl. Gumbrecht 2019: 55). Gleichzeitig wird deutlich, dass die jeweiligen Heimatdiskurse stets dem historischen Wandel unterliegen, es auch von daher keinen festen, unhistorischen Begriff von Heimat geben kann. Weiterhin möchte ich den Begriff der Heimat dahingehend erweitert sehen, dass auch solche Phänomene als Heimat gefasst werden können, für die das zuvor nicht vorstellbar war. Wie Hüppauf zeigt, kann selbst ein extremer Ort wie das Lager als Heimat verstanden werden: „Auch Spuren des Brutalen und Barbarischen sind und waren immer schon Teil von Heimat.“ (Hüppauf 2007: 130)

Auch wenn sich der Begriff dem Wunsch nach Schärfung und Reduktion seiner Komplexität widersetzt, so geben doch die drei Vokabeln *Raum*, *Zeit* und *Identität* Dimensionen an, die sich durch die verschiedensten Heimatkonzeptionen zu verschiedenen Zeiten hindurchziehen. Es finden sich viele Herleitungen, die Heimat als Näheverhältnis von Mensch und Raum vorstellen, das Identifikation und Identität hervorbringe (vgl. Gebhard/Geisler/Schröter 2007: 10).

Allerdings ist Heimat in diesem Sinne ein höchst problematisches Konzept für deutsche Juden, weil die Heimatidee in der deutschen Geschichte immer wieder zur Identitätskonstruktion dient, über die Minoritäten wie z.B. Juden durch die Unterstellung ihrer Nichtzugehörigkeit zum deutschen Volk ausgeschlossen werden (vgl. Feller 2013: 97f.). Es ist vielleicht kein Zufall, dass gerade der jüdische Psychoanalytiker Freud feststellt, wie ‚heimlich‘, nicht zuletzt im Sinne von ‚heimisch‘, seine Bedeutung nach einer Ambivalenz hin entwickelt, bis es mit seinem Gegensatz ‚unheimlich‘ zusammenfällt. Unheimlich sei eine Art von heimlich (vgl. Freud 1947/1955: 237), wodurch das unterstellte Näheverhältnis von Mensch und Raum umgehend in Frage gestellt wird.⁴

Zeit wiederum ist in einem doppelten Sinne zu verstehen: zum einen als die Zeit, die jemand an einem bestimmten Ort verbracht hat, den er oder sie

4 Die zentrale Rolle der Dimension Raum im Heimatdenken verweist auf die Erkenntnisse des Spatial Turn für ein differenzierteres Verständnis der jeweiligen Heimatdiskurse. Vgl. Eigler (2014: 14f.).

als Heimat bezeichnet; zum anderen als der zeitliche Abstand, aus dem heraus jemand sich an den als Heimat verstandenen Ort erinnert, den er oder sie bereits verlassen hat bzw. dabei ist, ihn zu verlassen. In diesem Sinne ergibt sich mit *Verlust – Distanzierung – Reflexion* eine weitere Trias, mit der sich die semantische Widerständigkeit von Heimat fassen lässt (vgl. Gebhard/Geisler/Schröter 2007: 11). Die Rede von Heimat würde somit erst unter den Bedingungen ihres – zumindest drohenden – Verlustes plausibel. „Erst der geglaubte Verlust ermöglicht das entscheidende Moment der Distanz in dem Sinne, dass hier das unhinterfragte Nahverhältnis aufgelöst wird und damit überhaupt erst zum Thema werden und Reflexion evozieren kann.“ (Vgl. ebd.) Heimat ist, so Rüdiger Görner, ein Fall für das Präteritum (vgl. Görner 2006: 11). Sie wird somit zumeist nachträglich aus der zeitlichen und räumlichen Distanz heraus konzipiert. Hervorgehoben wird dadurch die Bedeutung, die bei den jeweiligen Konzeptionen von Heimat dem Gedächtnis zukommt, sei es als individuelles oder kollektives und hier wiederum insbesondere als kommunikatives Generationen- und Familiengedächtnis oder aber auch als kulturelles Gedächtnis.

Postmemory und Familiengedächtnis

Mit einer besonderen Ausprägung des kommunikativen und dabei insbesondere des Familiengedächtnisses als Generationengedächtnis, das drei bis höchstens vier Generationen umfasst, beschäftigt sich intensiv Marianne Hirsch, die diese spezifische Form des Familiengedächtnisses als Postmemory bezeichnet. Darunter versteht sie inter- bzw. transgenerationelle Akte des Transfers traumatischer Erfahrungen, insbesondere von Überlebenden des Holocaust, die sich weitgehend narrativer Rekonstruktion widersetzen und deren Wirkung in der Gegenwart anhält (vgl. Hirsch 2008: 106f.). Die Geschichte der Eltern droht dabei die eigenen Erzählungen der Nachfolgeneration zu verdrängen (vgl. ebd.: 107). Letztere sind derart eng mit den Erinnerungen der Vorgängergeneration verbunden, dass sie diese spezifische Beziehung als Gedächtnis bezeichnen müssen (vgl. ebd.: 106).

Als zeitlich versetztes und rezipiertes sekundäres Gedächtnis unterscheidet sich Postmemory von den Erinnerungen der direkt Beteiligten (vgl. Hirsch 1997: 13). Es handelt sich, in der Formulierung von Henri Raczymow, um ein „*mémoire trouée*“, ein durchlöcherteres Gedächtnis, „a memory shot through with holes“ in der Übersetzung von Hirsch (ebd.: 22f.). Von der direkten Erinnerung der Zeitzeugen traumatischer Geschehnisse unterscheidet sich Postmemory durch den generationsbedingten Abstand, von der Geschichtsschreibung dagegen durch eine zutiefst persönliche Verbindung und Emotion

(vgl. ebd.: 22). Postmemory beschreibt die Beziehung der Folgegeneration, insbesondere der engeren Familienmitglieder, zu den Erfahrungen ihrer Vorgänger. Diese Erfahrungen können die die Vertreter der zweiten Generation nur anhand der lückenhaften Erzählungen, des Schweigens gar, anhand non-verbaler und unbewusster Akte der ersten Generation ‚erinnern‘, oder, mit den Worten von Eva Hoffman: „The memories – not memories but emanations – of wartime experiences kept erupting in flashes of imagery; in abrupt, but broken refrains.“ (Zit. nach Hirsch 2012: 31)

In der Arbeit des Postmemory nach dem Holocaust kommt Fotografien, insbesondere Fotos von Familienangehörigen, eine zentrale Funktion zu als letzten Zeugnissen einer Kultur, die fast vollständig zerstört wurde. Diese Fotos befinden sich gleichzeitig an der Grenze von Gedächtnis und Postmemory sowie von Erinnern und Vergessen. Von großer Bedeutung ist dabei der Kontext, in dem das jeweilige Foto den Vertretern der Nachfolgegeneration entgegentritt, sei es der erklärende Text im Familienalbum bzw. die mündlichen Erläuterungen von Vertretern der Vorgängergeneration oder, in den Worten von Hirsch: „I ‚recognize‘ my great-grandmother because I am told that she is an ancestor, not because she is otherwise in any way similar or identifiable to me. It is the context of the album that creates the relationship, not necessarily any preexisting sign.“ (Hirsch 1997: 53)

Postmemory, Familiengedächtnis und Heimatdenken bei Honigmann

Das Schweigen der Eltern zum Schicksal der Verwandten während des Holocaust wird von den wechselnden Ich-Erzählerinnen Honigmanns immer wieder artikuliert. Stets aufs Neue werden diese von den Eltern aufgefordert, doch bitte in der Gegenwart zu leben. Die Vergangenheit sei vergangen (vgl. A 97f.). Die Eltern – so Honigmann – hatten Glück gehabt, da sie im Londoner Exil überlebt hatten, doch mussten sie „für den Rest ihres Lebens mit den Bildern und Berichten derer leben, die kein Glück gehabt hatten, und das muß eine schwere Last gewesen sein, so schwer, daß sie immer so taten, als hätten sie damit gar nichts zu tun gehabt [. . .]“ (G 34). In einem von ihr imaginierten Gespräch wirft der Geliebte A. der Ich-Erzählerin vor, diese habe die Verfolgung doch gar nicht erlebt, worauf diese entgegnet: „Ich habe die Geschichte meiner Eltern zu tragen, genau wie du. Oder nicht?“ (A 94f.)

Das Schweigen und fragmentarische, von Tabus durchsetzte lückenhafte Erzählen der Eltern, aber auch das unsichere indirekte Gedächtnis der zweiten Generation, die undeutliche Wahrheit schlägt sich in der Unschärfe, Unsicherheit und Flüchtigkeit der Texte Barbara Honigmanns nieder. Zum zentralen Symbol für das *mémoire trouée*, das durchlöchernde Gedächtnis, wird ein

Schuhkarton, in dem die Mutter neben anderen Erinnerungsstücken Fotografien aufbewahrt. Auf diesen Karton kommt die Tochter nicht nur in *Ein Kapitel aus meinem Leben* zu sprechen. Das erste Mal stößt die Tochter darauf in der Adoleszenz und damit auf Fotos, die die Mutter

[...] in wildem Durcheinander in einem Schuhkarton aufbewahrte, obwohl diese Art der Aufbewahrung eher der Zerstörung nahekam; jedenfalls wurden in dieser Sammlung keine Zeugnisse der Erinnerung gepflegt, nichts wies auf die Herkunft der Fotos hin, eine Beschriftung auf der Rückseite etwa, wie man das bei ordentlichen Menschen findet. (KL 12f.)

Zum zweiten Mal ist gegen Ende des Textes von diesem Schuhkarton die Rede, den die Tochter nach dem Tod der Mutter an sich genommen hat:

Im Schuhkarton, den ich erst Jahre später öffnete, fehlten all die Fotos, über die meine Mutter mir damals in Karlshorst geschickt jede Auskunft verweigert hatte [...]. [...] Stattdessen gab es haufenweise Fotos ihrer Freunde und Fotos von mir und meiner Familie, [...] und Fotos ihrer Eltern. Eines davon zeigt einen Mann in der Uniform des Ersten Weltkriegs, den sie mir immer als ihren Vater präsentierte. Mein Vater dagegen behauptete, das sei nie und nimmer Israel Kohlmann, er habe ihn ja noch gekannt, 1939 in London, was eigentlich unwahrscheinlich klingt, aber nicht unmöglich ist. Beide Aussagen bleiben unbeweisbar, und so werde ich auch diese Wahrheit nie erfahren. Wenn ich mir den Mann auf dem Foto genau ansehe, glaube ich eine Ähnlichkeit mit seiner Tochter, meiner Mutter, und sogar mit mir und meinen Söhnen erkennen zu können. Ich bin mir nicht sicher, ob ich das aus dem Foto heraussehe, oder ob ich es in das Foto hineinsehe.

Vielleicht ist es mein Großvater, vielleicht auch nicht. (KL 141f.)⁵

Das Schweigen bzw. das fragmentarische Erzählen der Eltern verdichtet sich im Bild der aus jeglichem Kontext herausgelösten, ungeordneten, unbeschrifteten und ohne erkennbaren Grund ausgewechselten Fotos im Schuhkarton. Doch gilt das Schweigen, das Errichten und Befolgen von Tabus nicht nur für die Generation der Überlebenden, sondern gleichfalls für die zweite Generation. Wenn sich der Transfer traumatischer Erfahrungen im Kreis der Familie vorrangig in nonverbalen und unbewussten Akten vollzieht, hat dies die unbewusste Weitergabe des Frageverbots an die nächste Generation zur Folge. In „Gräber in London“, einer Erzählung aus *Damals, dann und danach*, ist

5 Die der Autorin bewusste und gewollte Unschärfe der Erinnerung als Summe aus verschiedenen Texten zeigt sich darin, dass im Gegensatz zum oben angeführten Zitat aus *Ein Kapitel in „Der Untergang von Wien“* die auf den Fotos abgebildeten Personen ohne Schwierigkeiten zu erkennen sind: „Die ältesten Fotos zeigen meinen Großvater als jungen Mann, in einer Uniform, wohl des k.u.k. Heeres [...].“ (DDD 106)

es der Ehemann der Ich-Erzählerin, der deren Vater nach dessen Vorfahren befragt. Zur Überraschung der Tochter, die danach nie zu fragen gewagt hatte, erteilt der Vater diesem bereitwillig Auskunft (DDD 33). Das Schweigen gilt auch für den Umgang mit den eigenen Freundinnen und dem Geliebten der Ich-Erzählerin. Als diese in einer Zeitung das Foto eines deutschen Soldaten sieht, der sein Gewehr auf eine jüdische Frau anlegt, die ihr Kind auf dem Arm hält, versteckt sie das Foto vor ihrer Freundin. Vielleicht um diese zu schonen oder „[...] weil uns das gemeinsame Ansehen so hilflos gemacht und uns so getrennt hätte [...]“ (K 21). Sie spricht auch nicht mit ihrem Geliebten A. über dessen Vater, der als Soldat im Krieg in Russland verschollen war. Auf der gemeinsamen Fahrt vom Moskauer Flughafen Scheretmetjewo in die Stadt mag sie diesen nicht auf das Denkmal mit der meterhohen Panzersperre aufmerksam machen, das den Punkt markiert, an dem der Vormarsch der deutschen Truppen zum Stehen gebracht wurde. „Ich glaube, wir haben beide wegesehen.“ (A 62)

Das Schweigen, das auf Nachkriegsdeutschland lastet, ob in Ost oder West, verdichtet sich symbolhaft in den Berliner Trümmerbergen, hier im Ostberliner Volkspark Friedrichshain, „in dessen Mitte sich, als Symbol für das sprichwörtliche Gras, das über alles wächst, der ‚Mont Klamott‘ erhebt, aber auch Bäume, Sträucher und Blumen wachsen dort inzwischen üppig, als ob es nie einen Krieg gegeben hätte [...]“ (A 5). Geschwiegen wird im Nachkriegsdeutschland über den Holocaust, nicht aber über das eigene Leiden der Deutschen, ob es sich um den Flüchtlingstreck aus Ostpreußen oder den Bombenkrieg handelt. Dies gilt auch für die Nachbarn im Wohnhaus der Familie in Berlin-Karlshorst. „Vielleicht erzählten Lomi und Brauni auch deshalb so viel von den Leiden des Krieges, vom Treck und von den Bomben, damit meine Mutter gar nicht erst anfang von ihrem Leben zu erzählen.“ (KL 8)

Wenn auch über Juden nicht gesprochen wird – auch in der Schule kommen sie nicht vor –, so wird deren Anwesenheit doch sehr genau wahrgenommen. „Nur einmal, [...] sagte Brauni, und Lomi nickte dazu, ‚wenn es wieder passiert, werden wir dich hier irgendwo unter dem Dach verstecken‘. Genauso sagten sie es, und ich schäme mich heute noch dafür.“ (KL 10). Schon allein durch ihr Aussehen als „orientalisches Mädchen“, wie es der Vater formuliert (KL 9), wird die Ich-Erzählerin zur Anderen, zur Fremden. Im Umgang mit ihren sephardischen Freundinnen aus der Tora-Gruppe in Straßburg empfindet die Ich-Erzählerin die physische Ähnlichkeit als Befreiung von einem körperlichen Gefühl der Fremdheit unter Menschen, zwischen denen sie ihr bisheriges Leben in Deutschland verbracht hatte und in denen sie sich nicht spiegeln konnte:

Im Gegenteil, sie warfen mir andauernd nur meine Zugehörigkeit zu dieser Minderheit zurück, deren Gesichter und Körper zum Bild der Verfolgung schlechthin geworden waren, ich weiß nicht, wie viele Male ich in meiner Kindheit gehört

habe: Du siehst aus wie Anne Frank, und das war schließlich ein Kind, das man umgebracht hatte. (DDD 75)

Von den fünf Kindern des Breslauer Urgroßvaters, die sich alle als echte Deutsche fühlten, wurden zwei noch in hohem Alter nach Theresienstadt deportiert. „Das war das Ende der Judenemanzipation, sie hatte nicht einmal zwei Generationen überdauert“ (G 99). Dass Deutschland die Heimat des Vaters und er selbst ein Deutscher sei, erweist sich in den Augen der Tochter als Illusion (DDD 43). „Dann wurden wir erwachsen und verstanden, daß wir keinen Trost finden werden, weder heute noch morgen, noch nächste Woche, in einer Welt, in der alle Krüge zerbrochen sind [. . .]“, wie die Tochter unter Anspielung auf den für sie so wichtigen preußischen Dichter Heinrich von Kleist konstatieren muss (A 41).

Wo die Ich-Erzählerin durch das Ausgraben verschütteter Erinnerungen und Geschichten, ob mit Hilfe historischen Wissens, der Aufzeichnungen von Eltern und Großeltern, der wenigen überlieferten Familienfotos und vor allem des indirekten Transfers traumatischer Erfahrungen im Postmemory, dem *mémoire trouée*, in ihrer Gedächtnisarbeit eine Genealogie europäischer jüdischer Identitäten anhand der Geschichte der eigenen Familie entstehen lässt, gibt es fast keinen Raum für eine wie auch immer geartete deutsche Heimat. Das Heimliche des Schweigens über den Holocaust fällt zusehends mit seinem Gegensatz des Unheimlichen zusammen. Was nachträglich aus der zeitlichen und räumlichen Distanz heraus ersteht, ist eher Nicht-Heimat als Anti-Heimat.⁶

Es geht hier kaum um die Dekonstruktion tradierter idyllischer Vorstellungen von Heimat, sie haben bereits jegliche Existenzberechtigung verloren. Vor dem Hintergrund des Holocaust und angesichts des nur zu schnellen Scheiterns eines Bemühens weniger Generationen um Emanzipation und Assimilation geht es um das grundsätzliche Infragestellen einer deutschen Heimat für Juden. So konstatiert die Ich-Erzählerin unter Verweis auf den Religionshistoriker Gershom Scholem, dass das angebliche deutsch-jüdische Gespräch letztlich ein jüdisch-jüdisches Gespräch sei, das um der Erneuerung des Judentums willen Priorität habe vor jedem wie auch immer gearteten deutsch-jüdischen Gespräch (vgl. GW 161). Es scheint daher nur folgerichtig, dass die Autorin und ihre Protagonistinnen 1984 nach der Aussiedlung aus der DDR Deutschland verlassen, um sich in Straßburg niederzulassen, einer Stadt, die mit rund 2000 Familien eine der größten jüdischen Gemeinden Europas aufweist.

Wenn hier von Deutschland als einer Nicht-Heimat gesprochen wird, so bleibt das Wort ‚Heimat‘ von seiner Bedeutung her doch ambivalent. Nicht Deutschland, sondern die Region – für den Vater Hessen, für sich selbst die Stadt Berlin – bezeichnet die Ich-Erzählerin, wenn auch äußerst selten und stets

6 Zum Begriff der Anti-Heimat vgl. Blicke (2004: 142ff.).

unter Vorbehalten, als Heimat. Berlin ist für sie – aufgrund der Geschichte – zwar ein Albtraum, jedoch zugleich heimatlich vertraut (Chr 69f.). Was dabei vor allem so vertraut ist, das ist neben den Freunden die Sprache, insbesondere die in deutscher Sprache verfasste Literatur, womit die Autorin und ihre Protagonistinnen aufgewachsen sind:

Es klingt paradox, aber ich bin eine deutsche Schriftstellerin, obwohl ich mich nicht als Deutsche fühle und nun auch schon seit Jahren nicht mehr in Deutschland lebe. Ich denke aber, der Schriftsteller ist das, was er schreibt, und er ist vor allem die Sprache, in der er schreibt. Ich schreibe nicht nur auf deutsch, sondern die Literatur, die mich geformt und gebildet hat, ist die deutsche Literatur, und ich beziehe mich auf sie, in allem was ich schreibe, auf Goethe, auf Kleist, auf Grimms Märchen und auf die deutsche Romantik, und ich weiß sehr wohl, daß die Herren Verfasser wohl alle mehr oder weniger Antisemiten waren, aber das macht nichts.

Als Jude bin ich aus Deutschland weggegangen, aber in meiner Arbeit, in einer sehr starken Bindung an die deutsche Sprache, kehre ich immer wieder zurück. (DDD 17f.)

Diaspora als Heimat?

Wo Deutschland eher durch die Negation von Heimat bestimmt ist, fragt sich, ob das Straßburger Exil, das Leben in der Zerstreung der jüdischen Diaspora als Heimat angesehen werden kann.

Zunächst einmal wird deutlich, dass der Weggang nach Straßburg, die lange Reise ins Innere des Judentums, kein nostalgisches Zurück zu den jüdischen Wurzeln, zu einer wie auch immer gearteten jüdischen Heimat, bedeuten kann. Denn für die Autorin, die aus einer säkularisierten jüdischen Familie stammt, gibt es keine Bräuche aus der Kindheit, zu denen sie hätte zurückkehren können (vgl. GW 159). Straßburg ist nicht „[t]he legendary place of origin I invest with nostalgia“, wie es Hirsch formuliert (Hirsch 1997: 226), im Gegenteil, die Ich-Erzählerin wählt Straßburg zum Wohnort nicht zuletzt daher, dass die Eltern dort *nicht* gewohnt haben. Einmal vermag daher das postmemoriale Gedächtnis *nicht* die eigenen Erzählungen der Nachfolgeneration zu verdrängen.

Betrachtet man genauer, wie die jeweiligen Ich-Erzählerinnen ihren Wohnort Straßburg charakterisieren, so fällt zunächst auf, als wie provisorisch dieser immer wieder beschrieben wird. Wiederholt wird betont, dass man in der Straße, in der die Familie der Ich-Erzählerin nach wie vor lebt, eigentlich nur am Anfang seines Aufenthalts in der Stadt wohnt. Gewöhnlich ziehen Neuankömmlinge möglichst bald in bessere Gegenden um. Das Provisorische

und zeitlich möglicherweise Begrenzte des Aufenthalts wird dadurch unterstrichen, dass ein Teil des Umzugsguts sich nach wie vor unausgepackt in den Kisten und Kartons befindet, mit denen die Familie eingezogen war (Chr 6).⁷ „Aber in Wirklichkeit kommt man wohl nie wirklich an [. . .]“ (A 84).

Das Verständnis der eigenen Identität als provisorisch, instabil und transitorisch ist nicht nur dem postmemorialen Familiengedächtnis geschuldet. Gleichzeitig ist es untrennbar dem jüdischen kulturellen Gedächtnis verbunden. Zum zentralen Symbol für Beides wird die Sukka, die Laubhütte, die von der Familie der Protagonistin anlässlich des Laubhüttenfestes in Erinnerung an die Zeit nach dem Auszug aus Ägypten alljährlich auf dem Innenhof des Wohnhauses errichtet wird. Dabei muss das Dach der Laubhütte derart beschaffen sein, „[. . .] daß es nicht wirklich fest, sondern durchlässig für Licht, Sonne, aber auch Wind und Regen ist und man hindurchsehen kann; so soll es uns daran erinnern, wie unbehaust und ungeschützt wir auf dieser Welt wohnen und wie löchrig unsere Leben sind“ (Chr. 136).

In der Sukka artikulieren sich hybride Zugehörigkeiten, die gleichzeitige Bezogenheit auf unterschiedliche Räume, zum einen auf die gegenwärtige Umgebung, zum anderen auf die verlassene und vielleicht nie besessene sowie schließlich auf eine neue, in einer höchst unsicheren Zukunft befindliche neue Heimat (vgl. Dickow 2018: 167f.).

Es verwundert nicht, dass neben dem Provisorischen immer wieder die Lage der Stadt an der Grenze und der Ort der Ich-Erzählerin am Rande betont werden. „Ich zog nach Straßburg, da wohne ich am Rande der Innenstadt, drei Straßen hinter der Grenze [. . .]“ (DDD 45). Gleichzeitig befindet sich die Ich-Erzählerin „am Rande des Innern des Judentums“ (GW 160). Wie Renneke feststellt, bewegt sich Honigmann im Grenzland zwischen Ost und West und im topografischen Niemands- und Grenzland zwischen Deutschland und Frankreich (vgl. Renneke 2004: 2). Dabei gilt es mit Certeau an das Hybride, das Paradox der Grenze zu erinnern: “[D]a sie durch Kontakte geschaffen werden, sind die Differenzpunkte zwischen zwei Körpern auch ihre Berührungspunkte. Verbindendes und Trennendes ist hier eins“ (Certeau 1988: 233). Nur heißt das nicht, dass Verbindendes und Trennendes ohne Schwierigkeiten neben- und gegeneinander existieren. Ich habe daher meine Zweifel, ob Honigmann „stages herself as a truly transcultural figure“, wie es Jessica Ortner unterstellt (Ortner 2015: 1).

Was bei Honigmann getrennt und gleichzeitig verbunden wird, das ist die Identität als Jüdin, die sich Autorin und ihre wechselnden Ich-Erzählerinnen erarbeiten, die von ihrer sprachlichen und kulturellen Bindung an Deutschland

7 Die unausgepackten Kisten und Kartons erinnern an den Schuhkarton, in dem die Mutter ihre Fotos und damit gleichzeitig ihre Erinnerungen aufbewahrt bzw. zerstört.

geschnitten und durchbrochen wird, befreit von nationaler Zugehörigkeit. Dabei ist diese doppelte Bindung an ein gleichermaßen jüdisches wie deutsches kulturelles Gedächtnis alles andere als einfach: „Wer sich der doppelten Bindung verschreibt, bleibt immer Grenzgänger [. . .]“ (GW 160).

Der Raum der Grenze wird dabei zum Ort der Schriftstellerin. Honigmann versteht Schreiben als eine Existenz im Exil. „For her, the topography of writing is that of being on the outside“, stellt Shahar fest (Shahar 2004: 42). Die „Juden“, die Emigranten, die Wanderer und andere ewige Reisende sind die Akteure einer Sprache, die aufs Neue geöffnet wird durch die räumliche Entfernung von ihrem geografischen Ort. Das Bild des Schreibens als Heimatlosigkeit findet seinen Ausdruck in der Allegorie des „Juden“, so Shahar (ebd.) unter Bezug auf Honigmann:

Ich begriff, daß Schreiben Getrenntsein heißt und dem Exil sehr ähnlich ist, und daß es in diesem Sinne vielleicht wahr ist, daß Schriftsteller sein und Jude sein sich ähnlich sind, wie sie nämlich vom Anderen abhängen, wenn sie auf ihn einreden, mehr oder weniger verzweifelt. Es gilt ja auch für beide, daß eine zu große Annäherung an den Anderen für sie gefährlich ist, und eine völlige Übereinstimmung mit ihm ihren Untergang befördert. (DDD 47)

Aber können wir diesen fragilen Raum des Paradoxen der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen Judentum und deutscher Sprache, am Rande des Innern des Judentums als Heimat verstehen? Wohl eher nicht. Zwar fühlen sich die Protagonistinnen Barbara Honigmanns in der Zerstreung der Diaspora zuhause, doch wird dies infrage gestellt durch die Überzeugung,

dass der Ort, an dem wir uns hier treffen, diese Stadt, das Land, nur ganz zufällige Orte des Exils sind, und im Inneren und im Zentrum unserer Existenz ist natürlich diese Sehnsucht und das Heimweh nach einem Ort, den wir gar nicht kennen, und nach einer Zeit, die wir uns nicht einmal vorstellen können und von der es in dem bekannten Witz heißt: „Gott, wir haben schon so vieles überlebt, da werden wir die Zeiten des Messias auch noch überleben.“ (DDD 79–80).

Das Zuhause im Grenzland, in Straßburg, ist offensichtlich zu konkret, zu bestimmt, zu sehr verortet, um der Sehnsucht der einem dezidiert jüdischen kulturellen Gedächtnis verhafteten Autorin und ihrer Protagonistinnen nach einem wirklichen Zuhause, nach dem Heiligen im Sinne des „großen Makom“ gerecht werden zu können.⁸

8 Mit Makom (Ort), Galut (Exil) sowie Jetzira (Schöpfung) erläutert Feller drei wichtige jüdische Konzepte. Während der sog. kleine Makom dem deutschen Heimatbegriff ähnelt, ist der „große Makom“ als ein Ort über allen Orten zu verstehen, als Idee und Vorbild, als Sehnsucht nach einer Beziehung zu Gott. Vgl. Feller (2013: 99).

Hier gilt es, noch einmal auf die zutiefst metaphorische Bedeutung von Ellis Island zurückzukommen: „Aber ich sagte, nein, nein, wenn ich einmal auf Ellis Island bin, werde ich nicht wieder von dort herunterkommen. Ellis Island ist meine Heimat“ (L 56–57). Ellis Island wird bei Honigmann zur Chiffre jüdischer Existenz. Die einzige Möglichkeit einer Verwurzelung liegt paradoxer Weise in völliger Ortlosigkeit. Gerade diese wird zu einem konstitutiven Moment jüdischer Identität: „An alternative story of Israel, closer, it would seem, to the readings of the Judaism lived for two thousand years, begins with a people forever unconnected with a particular land, a people that calls into question the idea that a people must have a land in order to be a people.“ (Boyarin/Boyarin 1993: 718).⁹

Erst in der absoluten Paradoxie – von Ellis Island, einem heute imaginären Ort, der so nicht mehr existiert und nicht nur für die Ich-Erzählerin in *Eine Liebe aus nichts* zur Heimat wird, findet die Ich-Figur ihren Platz im Leben. Renneke bezeichnet diesen Ort mit „Kein Ort. Nirgends“ (vgl. Renneke 2004: 7). So lautet der Titel des Buchs von Christa Wolf über eine fiktive Begegnung der Karoline von Günderrode mit Heinrich von Kleist, um dessen Werk das Interesse Honigmanns mit gleichbleibender Gedächtnisintensität kreist, „um das Zerbrochene nämlich und Inkohärente, um das Unaufgelöste und Unauflöslche, das Schiefe eben“ (GW 151).

Abschließende Überlegungen

Was können wir von diesen Ausführungen zu den Texten Barbara Honigmanns für unsere Überlegungen zum Verhältnis von Heimat und Gedächtnis mitnehmen? Zum einen, dass das Wort ‚Heimat‘ in der Tat ein Assoziationsgenerator ist, dabei ein höchst widerständiger Begriff. Widerständig insofern, dass er sich jeglichen Versuchen widersetzt, ihn auf einen eindeutigen Inhalt festzuschreiben. Was bereits für den alltäglichen Sprachgebrauch gilt, trifft umso mehr auf literarische Texte zu, in denen ‚Heimat‘ zur Chiffre, zur Metapher für verschiedenste und höchst widersprüchliche Inhalte werden kann, wie anhand der Texte Honigmanns zu sehen ist.

Hier fällt nicht nur das Wort ‚heimlich‘ im Sinne von ‚heimisch‘ mit seinem Gegenteil ‚unheimlich‘ zusammen, hier fällt auch das Wort ‚Heimat‘ mit seinem Gegenteil ‚Heimatlosigkeit‘ zusammen, womit nicht zuletzt dem immer

9 Entsprechend schreibt eine der Protagonistinnen Honigmanns in deren Briefroman *Alles, alles Liebe*: „[M]ir fehlt jede mystische Beziehung zu Orten. Auch an der Klagemauer in Jerusalem würde ich wahrscheinlich bloß zu kichern anfangen. Ich finde es eigentlich gut, daß das Judentum keinen Ort hat [. . .].“ (AaL 129f.)

wieder behaupteten Näheverhältnis von Mensch und Raum im Begriff der Heimat entschieden widersprochen wird. Gleichzeitig wird der Ort an der Grenze, die Ort- und Wurzellosigkeit, zum eigentlichen Raum der Schriftstellerin. Heimat wird im Sinne von Ellis Island zu einem entschieden offenen und widersprüchlichen Begriff,¹⁰ zu einem Nicht-Ort, für den es weder in der textuellen noch außertextuellen Realität ein Äquivalent geben kann, wobei Nicht-Ort hier keineswegs im Sinne von Augé verstanden werden soll. Noch die Existenz in der Diaspora, ein Zuhause im Grenzland, ist offensichtlich zu konkret, um für die einem dezidiert jüdischen kulturellen Gedächtnis verhaftete Autorin und ihre Protagonistinnen zu einem wirklichen Zuhause werden zu können.

Für mich bedeutet das verstärkt, dass wir uns hüten müssen, mit vorgefertigten Konzeptionen von Heimat an die jeweiligen literarischen Texte heranzutreten. Stattdessen sollten wir sehr genau zu verstehen trachten, wie der jeweilige Text sein ganz eigenes, spezifisches Verständnis von Heimat konstituiert.

Zusätzlich zur Offenheit des Heimatbegriffs wurde deutlich, welche zentrale Rolle dem Gedächtnis bei der Konstitution der jeweiligen Konzeption von Heimat zukommt. Bereits eingangs war darauf verwiesen worden, wie erst das entscheidende Moment der zeitlichen – und räumlichen – Distanz ermöglicht, dass Heimat zum Thema werden und damit Reflexion evozieren kann. Die jeweilige Konzeption von Heimat erweist sich als Resultat nachträglicher Gedächtnisleistung, wobei in den Texten Barbara Honigmanns insbesondere das postmemoriale Generationengedächtnis als spezifische Ausformung des Familiengedächtnisses hervortritt, das sich von der Geschichtsschreibung durch eine tiefe persönliche Verbindung und Emotion unterscheidet. Neben dem Familien- kommt dem kulturellen Gedächtnis eine hervorragende Rolle zu, und das in mehrfacher Hinsicht. Da ist einerseits das auf Augenzeugenberichten, Zeitungsartikeln, Filmen, autobiografischen Texten und Ähnlichem beruhende kulturelle Wissen über die Geschichte des deutschen bzw. europäischen Judentums und den Holocaust; da ist weiterhin die Kenntnis der deutschsprachigen Literatur, die für die Autorin von so großer Bedeutung ist. Und da ist schließlich der Entschluss zur *Teshuva*, der Rückkehr zum oder besser der Wiederannäherung an das Judentum (vgl. GW 159), verbunden mit dem intensiven Studium jüdischer Überlieferung, was so deutlich die Konzeptionen von Heimat bei Barbara Honigmann prägt.

10 Vgl. hierzu die folgende Äußerung Honigmanns im Gespräch mit Lena Ecklund: „Was aber genau nun Heimat ist – da sind wir wieder bei Ellis Island, das finde ich viel besser, diesen offenen Begriff. Klar, die Sprache ist meine Heimat, aber sie ist auch mein Gefängnis, wenn Sie so wollen. Vielleicht würde ich auch gerne auf Französisch oder auf Englisch schreiben, aber ich kann's ja nicht. Wenn das Heimat sein soll, dann ähnelt sie auch einem Gefängnis“ (Honigmann 2016: 19).

*Bibliografie**Primärliteratur*

- Honigmann, Barbara: Roman von einem Kinde. Sechs Erzählungen. Frankfurt a. M. 1989 (Sigle K).
- Honigmann, Barbara: Eine Liebe aus nichts. Berlin 1991 (L).
- Honigmann, Barbara: Damals, dann und danach. München 1999 (DDD).
- Honigmann, Barbara: Alles, alles Liebe. München 2000 (AaL).
- Honigmann, Barbara: Ein Kapitel aus meinem Leben. München 2004 (KL).
- Honigmann, Barbara: Das Gesicht wiederfinden. Über Schreiben, Schriftsteller und Judentum. München/Wien 2006 (GW).
- Honigmann, Barbara: Bilder von A. München 2011 (A).
- Honigmann, Barbara: Chronik meiner Straße. München 2015 (Chr).
- Honigmann, Barbara: „Ein Gefühl für die Unsicherheit der Existenz“. Barbara Honigmann im Gespräch mit Lena Ekelund. In: Exilograph. Newsletter 24 (2016), 17–19. <<https://www.exilforschung.uni-hamburg.de/forschungsstelle/aktuelles/2016-05-10-exilograph-nr24.html>> [Abruf: 21.02.2020]
- Honigmann, Barbara: Georg. München 2019 (G).

Sekundärliteratur

- Blickle, Peter: Heimat. A Critical Theory of the German Idea of Homeland. Rochester, NY 2004.
- Boyarin, Daviel / Boyarin, Jonathan: Diaspora: Generation and the Ground of Jewish Identity. In: Critical Inquiry 19.4 (1993), 693–725.
- Certeau, Michel de: Kunst des Handelns. Berlin 1988.
- Dickow, Sonja: Unbehaustes Wohnen: zum Chronotopos der Laubhütte in Michal Govrins הבזקים [Hevzekim] (2002) und Barbara Honigmanns Chronik meiner Straße (2015). In: Yearbook for European Jewish Literature Studies 5 (2018), 156–171.
- Eigler, Friederike: Heimat, Space, Narrative. Toward a Transnational Approach to Flight and Expulsion. Rochester, NY 2014.
- Feller, Yaniv: Über den Makom: Exil und Schöpfung im Werk Barbara Honigmanns. In: Kurz hinter der Wahrheit und dicht neben der Lüge. Zum Werk Barbara Honigmanns. Hrsg. von Amir Eshel / Yfaat Weiss. München 2013, 96–112.
- Fiero, Petra S.: Zwischen Enthüllen und Verstecken. Eine Analyse von Barbara Honigmanns Prosawerk. Tübingen 2008.

- Freud, Sigmund: Das Unheimliche. Gesammelte Werke. 12. Band. London 1947/1955, 227–268.
- Gebhard, Gunther / Geisler, Oliver / Schröter, Steffen: Heimatdenken: Konjunkturen und Konturen. Statt einer Einleitung. In: *Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts*. Bielefeld 2007, 9–56.
- Görner, Rüdiger: Heimat und Toleranz. Im Paradoxen zu Hause. Reden und Reflexionen. Eggingen 2006.
- Gumbrecht, Hans-Ulrich: Nation vs. Natalität. Historische Bedingungen und epistemologische Schichten von ‚Heimat‘. In: *Heimat Global. Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion*. Hrsg. von Edoardo Costadura / Klaus Ries / Christiane Wiesenfeldt. Bielefeld 2019, 45–56.
- Hirsch, Marianne: *Family Frames. Photography, Narrative and Postmemory*. Cambridge/London 1997.
- Hirsch, Marianne: The Generation of Postmemory. In: *Poetics Today* 29.1 (2008), 103–128.
- Hirsch, Marianne: *The Generation of Postmemory: Writing and Visual Culture After the Holocaust*. New York 2012.
- Hüppauf, Bernd: Heimat – Die Wiederkehr eines verpönten Wortes. Ein Populärmythos im Zeitalter der Globalisierung. In: *Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts*. Hrsg. von Gunther Gebhard / Oliver Geisler / Steffen Schröter. Bielefeld 2007, 109–140.
- Mitzscherlich, Beate: Heimat als subjektive Konstruktion. Beheimatung als aktiver Prozess. In: *Heimat Global. Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion*. Hrsg. von Edoardo Costadura / Klaus Ries / Christiane Wiesenfeldt. Bielefeld 2019, 183–195.
- Ortner, Jessica: Diaspora, Postmemory and the Transcultural Turn in Contemporary Jewish Writing: Barbara Honigmann’s Autofictional Writings. Forum: University of Edinburgh Postgraduate Journal of Culture and the Arts. Special Issue Number 04, 2015, 1–12. <https://www.academia.edu/31345915/Diaspora_postmemory_and_the_transcultural_turn_in_contemporary_Jewish_writing> [Abruf: 21.02.2020]
- Remmler, Karen: Orte des Eingedenkens in den Werken Barbara Honigmanns. O.O. O.J. <<http://www.juedischeliteraturwestfalen.de/data/downloads/Remmler.pdf>> [Abruf: 21.02.2020]
- Renneke, Petra: Kryptogramme der Schrift: Barbara Honigmanns „Roman von einem Kinde“. In: *GegenwartsLiteratur. Ein germanistisches Jahrbuch. A German Studies Yearbook* 3. Hrsg. von Paul Michael Lützelzer / Stephan K. Schindler. Tübingen 2004, 1–27.
- Shahar, Galili: Figurations of Unheimlichkeit: Homelessness and the Identity of “Jews” in Sebald, Maron, and Honigmann. In: *GegenwartsLiteratur. Ein germanistisches Jahrbuch. A German Studies Yearbook* 3. Hrsg. von Paul Michael Lützelzer / Stephan K. Schindler. Tübingen 2004, 28–45.

Gedenkorte, Nicht-Orte und Leerstellen: Zur Deterritorialisierung des Ichs in Katja Petrowskajas *Vielleicht Esther*¹

Sabine Egger

Zusammenfassung: Katja Petrowskajas *Vielleicht Esther* ist eine ‚poetische Autobiografie‘, in der das Ich auf eine Erinnerungsreise geht. Die bereisten Orte sind „Gedenkorte“,² die Kindheitserfahrung und Familiengeschichte mit der europäischen, sowjetischen und jüdischen Geschichte des 20. Jahrhunderts verbinden. Zum Teil erweisen sich diese Orte als Leerstellen oder virtuelle Nicht-Orte, denen eine beliebige Bedeutung zugeschrieben werden kann. Widersprüchlich erscheint auch die Zugehörigkeit des Ichs zu diversen Gruppen, bis hin zu einem globalen ‚Internet-Judentum‘. Der Reisetopos ist Teil einer Ästhetik der Bewegung und Assoziation, die einen ‚trans-territorialen‘ Heimatraum schafft. Das wird anhand von Deterritorialisierung, Rhizom (Deleuze/Guattari) und Multidirektionalität (Rothberg) gezeigt.

Schlüsselwörter: Deterritorialisierung, Rhizom, Multidirektionalität, Erinnerung, (post)sowjetisches Judentum

Einleitung

Katja Petrowskajas *Vielleicht Esther* (2014)³ lässt sich als eine ‚poetische Autobiografie‘ lesen, in der durch eine Ästhetik der Deterritorialisierung (Deleuze/Guattari 1986: 26) und Multidirektionalität (Rothberg 2009; 2010) geschaffene Erinnerungsräume einen rhizomatischen Heimatraum bilden. Während die Autorin ihr Buch selbst ausdrücklich von ‚Literatur‘ abgrenzt, ist die

- 1 Dieser Beitrag basiert auf meinem 2020 in *Modern Languages Open* erschienenen Artikel „The Poetics of Movement and Deterritorialisation in Katja Petrowskaja’s *Vielleicht Esther* (2014)“. Titel und Fokus des vorliegenden Textes weichen geringfügig von der englischen Fassung ab. An verschiedenen Stellen wurden Verweise und Kommentare zum Heimatraum eingefügt. Für das übergreifende Thema dieses Bandes nicht relevante Ausführungen wurden gekürzt.
- 2 Assmann 2018: 309–332.
- 3 Seitenzahlen ohne weitere bibliografische Angaben im Text beziehen sich auf die aufgelistete Ausgabe von *Vielleicht Esther*, die im Folgenden als *VE* abgekürzt wird.

ästhetische Form für die darin entworfenen Geschichts- und Erinnerungsräume und die diese mitkonstituierende Bewegung des Ichs grundlegend. Die Autorin als Ich-Erzählerin geht auf eine Erinnerungsreise, die über die eigene Kindheit hinausreicht. *VE* erzählt davon, wie dieses Ich die Spuren seiner Verfahren bis ins 19. Jahrhundert hinein verfolgt, insbesondere derer, die dem Holocaust zum Opfer fielen. Katja Petrowskaja wurde 1970 in Kiew geboren und wuchs in einer jüdischen Familie auf, in der über ethnische Zugehörigkeit und den Holocaust, wenig gesprochen wurde. Der öffentliche Diskurs der Sowjetunion, in dem lediglich der Helden des Großen Vaterländischen Krieges gedacht wurde und man sich als Sowjetbürger verstehen sollte, ließ dafür keinen Raum. Die Ich-Erzählerin versucht auf ihrer Reise durch den Besuch von Gedenkortern und Archiven sowie durch Gespräche Lücken in ihrer Familiengeschichte und damit auch der eigenen Biografie zu schließen. Es geht um den Versuch zeitliche Grenzen zu überschreiten, um die emphatische Annäherung an die Erfahrung anderer und deren Bewegung innerhalb eines von kulturellen, politischen und nationalen Grenzen und deren Verschiebung geprägten Europas des 20. Jahrhunderts. Geburtsorte und Stationen auf dem Lebensweg von Familienmitgliedern, denen das Ich nachgeht und sich damit selbst als Individuum, Europäerin und Jüdin zu verorten sucht, umfassen, neben Kiew Städte wie Moskau, Warschau oder Wien.

Die teils virtuell, teils physisch besuchten Orte sind Schauplätze europäischer Geschichte, Gedenkort, die die eigene Kindheitserfahrung und Familiengeschichte unauflösbar mit der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts – als einer jüdischen und letztlich globalen – verbinden. Im Buch werden solche Orte und Begegnungen an diesen zu Knotenpunkten einer multidirektionalen Erinnerung im Sinne Michael Rothbergs (2010). Allerdings erfährt das Ich diese Orte häufig als Leerstellen.⁴ So, wenn die mit dem jeweiligen Ort verbundene Vergangenheit für das Ich nicht fassbar ist, oder es ihn als postmodernen Nicht-Ort (Augé 1995) wahrnimmt, dem eine beliebige Bedeutung zugeschrieben werden kann. Einerseits fühlt sich das Ich an bestimmten Orten mit den dortigen Erlebnissen von Familienmitgliedern verbunden, andererseits fühlt es sich als Teil eines globalen „Internet-Judentums“ (52).

Der Reisetopos ist Teil einer Ästhetik der Bewegung und Assoziation, die einen ‚transterritorialen‘ Erinnerungsraum schafft, der auf verschiedenen Erzählebenen in einer ständigen Bewegung zwischen Deterritorialisierung und ‚Reterritorialisierung‘ gehalten wird (Deleuze/Guattari 1986: 26). Dabei werden nationale und andere politische Grenzen ebenso in Bewegung gebracht

4 Bezug nehmend auf grundlegende Arbeiten zum Thema von Wolfgang Iser oder Hans Robert Jauss definiert Bernhard Dotzler die „Leerstelle“ als eine mehr oder weniger deutlich markierte Abwesenheit. Die (Un-)Möglichkeit, solche Leerstellen zu schließen, beruht auf dem jeweiligen Sprachsystem (vgl. Dotzler 1999).

wie nicht-literarische und literarische Erinnerungs- und Heimatdiskurse. Es ist dieser transterritoriale Erinnerungsraum, der in *VE* den ‚Heimatraum‘ des Ichs bildet: in Teilen eine literarische „Assemblage“, insgesamt ein „Rhizom“ aus Ortseindrücken, Bewegungserfahrungen, Begegnungen, Gesprächen, die die affektive Bindung an einen spezifischen Ort als Heimatort nicht zulässt und stattdessen einen komplexeren, sich ständig verändernden Zugehörigkeitsraum schafft (Deleuze/Guattari 1987: 21). Das soll im weiteren anhand des von Gilles Deleuze und Felix Guattari entwickelten Konzepts der Deterritorialisierung gezeigt werden.

Zu den Begriffen Heimat, Deterritorialisierung und Rhizom

Deterritorialisierung bezeichnet das Aufzeigen von Bruchstellen überkommener Formen und Vorstellungen, wie auch das Sichtbarmachen neuer Wege und Verzweigungen durch eine innovative ästhetische Sprache. Eine solche Sprache schafft Deleuze und Guattari zufolge „Artikulationslinien“, d.h. Formen menschlicher Kreativität, die zugleich „Fluchtlinien“ (Deleuze/Guattari 1987: 509) aus überkommenen Ausdrucksformen und Wahrnehmungsweisen sind.⁵ Innovative Ausdrucksformen entstehen insofern aus unserem Bedürfnis, dem Status Quo zu entkommen. Im Fall von *VE* ist es eine Flucht aus vorherrschenden Ausdrucksformen, Gedächtnis- und Zugehörigkeitsdiskursen. Fluchtlinien können in diesem Sinne als kreative Energiestöße oder -strahlen gelesen werden, als Artikulationslinien, die vom/von der AutorIn in Gang gesetzt werden, um dann im jeweiligen Text und seiner Rezeption eine Eigen-dynamik zu entwickeln.⁶ Dabei werfen diese Fluchtlinien ein Licht auf Verbindungen und Räume jenseits der bisher sichtbaren. Die bestehende Norm wird damit deterritorialisiert. Dieser Gedanke steht im Mittelpunkt von Deleuze und Guattaris *Kafka. Für eine Kleine Literatur* (frz./engl. 1975, dt. 1976). Zwar berücksichtigen Deleuze and Guattari kollektive Kräfte und Dynamiken in diesem Prozess. Im Gegensatz zu Foucault und seiner Diskurstheorie betrachten

- 5 Die Fluchtlinie ist ein Konzept, das sich in verschiedenen Werken von Deleuze und Guattari findet. Nach der ersten Erwähnung in *Anti-Oedipus* [1972], gewinnt es in *Kafka: Towards a Minor Literature* ([1975] 1986), *A Thousand Plateaus* ([1980] 1987), und *What is Philosophy?* [1991] neue Konturen. Die Funktion der Fluchtlinie in kreativen Prozessen der Deterritorialisierung verändert sich aber nicht weiter (vgl. Patton 2010; Thornton 2018).
- 6 Es ist anzumerken, dass eine Fluchtlinie nicht unbedingt die Bewegung von einem Ort zu einem anderen beinhaltet: „The line is between points, in their midst, [. . .].“ (Deleuze/Guattari, 1987: 299)

sie AutorInnen aber als individuelle Akteure, die durch die ästhetische Form ihres Textes solche Linien öffnen.

Deterritorialisierung kann auf unterschiedliche Ebenen literarischer und nicht-literarischer Diskurse angewendet werden. So definieren sie in ihrem Buch *Tausend Plateaus (A Thousand Plateaus (1987 [1980]))* Deterritorialisierung als komplexe Bewegung, durch die der/die AutorIn ein Territorium verlässt, wobei dieses Territorium ein konzeptuelles, linguistisches, soziales oder affektives System sein kann, bzw. ein literarischer Kanon oder eine Literatur, die vorherrschende kulturelle Modi der Erinnerung oder Identität reflektiert und fortführt. Diese Bewegung schafft durch das Sichtbarmachen von Verzweigungen und Anknüpfungspunkten bestehender Trennlinien, Verbindungslinien und Segmentierung eine sich ständig verändernde Landkarte von Richtungen und Zusammenhängen, die Deleuze und Guattari als „Rhizom“ bezeichnen (1987: 21).

Das Rhizom ist ein Gegenkonzept zum Stammbaum, eine „antigenealogy“, und macht andere Formen der Erinnerung vorstellbar. Aufgrund seiner ständigen Veränderung beschreiben Deleuze und Guattari das Rhizom auch als Kurzzeitgedächtnis oder „antimemory“ (1987: 21), wobei es lediglich ein statisches Gedächtnis verneint, nicht aber eine dynamische Form des kulturellen Gedächtnisses oder der Erinnerung. Das Rhizom ist bestimmt durch die Dynamik der Variation, Expansion, Übernahme und der Bildung von Seitentrieben. Es bildet Realität als ständig im Werden begriffen ab, unabschließbar und strukturell offen, wie eine immer im Werden begriffene Landkarte, ein Gebilde mit „multiple entranceways and exits and its own lines of flight“ (Deleuze/Guattari 1987: 21).

Ein Merkmal der Grundstruktur des Rhizoms ist, dass es immer wieder neue Anknüpfungspunkte bietet. Dementsprechend schaffen die Orte und Begegnungen in *VE* Knotenpunkte, d.h. „knotted intersections‘ of history and memory that cut across categories of national and ethnic identity“ (Rothberg 2010: 8). Zum anderen erfasst das in den Artikulations- und Fluchtlinien enthaltene Bewegungsprinzip des Rhizoms die Dynamik von Grenzüberschreitungen, Transgression oder sogar Störungen, wie sie die Ästhetik in *VE* auszeichnen (Deleuze/Guattari 1987: 18; 24).

Von besonderem Interesse ist im Weiteren, wie Artikulations- und Fluchtlinien durch Bewegung auf der Textebene in *VE* entstehen, wie diese zu Prozessen der Deterritorialisierung führen, und welche Bedeutung das für den dabei entworfenen Erinnerungsraum als ‚Heimatraum‘ hat. Letzterer knüpft an die Vorstellung von Heimat als Kindheitsort an, aber auch an das Verständnis von Heimat als „Ahn- und Gemeindeort“ (Görner 2011: 90), wie er sich in der russischen und mitteleuropäischen Literatur des 19. Jahrhunderts findet und in genealogischen konzeptuellen Metaphern wie dem ‚Vaterland‘ oder dem russischen ‚Mutterland‘ zum Ausdruck kommt. Dieses Verständnis, mitsamt seiner

biologistischen Ausprägung in der Blut-und-Boden-Ideologie des Nationalsozialismus, wird in *VE* hinterfragt. Dasselbe gilt für als *grand narratives* fungierende sowjetische und nationale Geschichtserzählungen als wichtiger Teil der genannten Heimatkonzepte. Ebenfalls reflektiert, wenn auch weniger kritisch, wird das bereits in der Bibel präsente Topos jüdischer Heimatsuche.

Die Kartierung von Leerstellen und Fluchtlinien

Die Erzählerin recherchiert die mit der Familiengeschichte verknüpften Orte und besucht diese so weit möglich in Person. Dabei werden Orte durch die Bewegung des reisenden Subjekts bzw. seiner Erinnerung geografisch und zeitlich zu einem literarischen Raum verknüpft. Dieser Raum ist kein reines Konstrukt, sondern hat eine physische Dimension.

Die Erzählerin ist „stolz“ (91; 94) auf die nationale Grenzen überschreitende europäische Familiengeschichte. Als sie im Nachlass ihrer Tante ein Kwas-Rezept findet, liest sie es als Utopie eines kosmopolitischen Europa, „als ob Europa und die Juden aus einer Wurzel stammten [. . .], dass alle Juden, auch die die gar keine Juden mehr waren, sich zu den letzten Europäern zählen durften, schließlich haben sie alles gelesen, was Europa ausmacht“ (31). Dieses Europa ist mit der Vernichtung der jüdischen Bildungskultur als ‚Kitt‘ für eine multikulturelle mitteleuropäische Gesellschaft verloren gegangen.⁷ Hier wird nicht nur die Vorstellung von ‚Verwurzelung‘ als Identität ad absurdum geführt. Die Betonung ihres Stolzes macht zugleich die geschichtliche, und bis in die Gegenwart reichende Bedeutung von kulturellen, politischen und nationalen Grenzen und deren Verschiebung für den Wunsch der Erzählerin nach einer europäischen bzw. globalen Heimat bewusst.

Die Transgression, aber auch anhaltende Präsenz bestehender Grenzen wird in der Erzählung auf verschiedene Kontexte bezogen und stellt binäre Strukturen als ausgrenzende Differenzschemata per se in Frage. Dabei sind „die Meinigen“ (28; 34), deren Spuren die Erzählerin folgt, fast immer Individuen, die eine Ausnahmestellung in ihrem jeweiligen kulturellen Kontext einnehmen. Das gilt für den am Anfang der Familiengeschichte stehenden aufgeklärten Juden Simon Geller, der um 1860 in Wien eine Schule für taubstumme Kinder gründet (im Kontext einer traditionellen jüdischen Kultur, in der die gesprochene Sprache besondere Bedeutung hat und Taubstumme als geistig behindert eingestuft werden) und damit die bis zur Mutter und Tante der Erzählerin reichende Familientradition des Unterrichts für Gehörlose beginnt, ebenso wie den von den Sowjets als geistig verwirrt klassifizierten Großonkel

7 Vgl. Schlögel 2002: 14.

Judas Stern, der als arbeits- und parteiloser Jude 1932 in Moskau ein Attentat auf einen deutschen Diplomaten verübt.

Die Erzählerin identifiziert sich mit deren Außenseiterstatus, sowie mit dem damit verbundenen Leid:

Ich hatte keinen Grund zu leiden. Trotzdem litt ich, von früh an, obwohl glücklich und geliebt, umgeben von Freunden, es war mir peinlich zu leiden, ich litt immer wieder an dieser manchmal schneidend scharfen, manchmal wermutherben Einsamkeit, und ich dachte, es komme nur daher, dass mir etwas fehlte. (23)

Auf ihrer Vergangenheitsreise wird ihr zunehmend bewusst, dass die Annäherung an ihr Judentum und dessen Geschichte sie an einen Ort absoluter Fremdheit bringt. So steht die Schlucht von Babij Jar in Kiew, als Kindheitsort der Erzählerin und Erinnerungsort des Massakers an den jüdischen Einwohnern unter der deutschen Besatzung im Mittelpunkt der Erzählung. Zu den Opfern gehören die Großmutter ihres Vaters und andere Verwandte. Babij Jar wird für das Ich zu einem Erinnerungsort, wo das zu Erzählende die Möglichkeiten des Verstehens übersteigt. In seiner Funktion als ‚Ahnen- und Gemeindeort‘ im negativen Sinne spiegelt sich der Holocaust als Tiefpunkt der europäischen Geschichte. Auch auf fiktionaler Ebene bleibt eine Leerstelle, denn das zu Erzählende übersteigt für das Ich die Möglichkeiten des Erzählens: Die zwischen Fiktion und Geschichte changierende Ästhetik des Textes schafft mit dieser Leerstelle einen Knotenpunkt multidirektionaler Erinnerung – und untergräbt dominante Narrative von Heimat oder Identität. Hier geht es nicht mehr um ethnische oder politische Unterschiede, sondern um Menschlichkeit: „Kiew war einer von vielen Orten, wo es passierte, man sagt, es sei das größte zweitägige Massaker des Holocaust. 33771 Menschen tötete man in zwei Tagen. Eine merkwürdig genaue Zahl.“ (186)

Die unvorstellbar hohe Zahl der Opfer, wie auch das auf den folgenden Seiten am Beispiel der Großmutter des Vaters beschriebene Sterben, macht die Erinnerung an das Massaker zu einer postmemorialen (Hirsch 2012) Leerstelle. Sie markiert einen Erinnerungsprozess, der ein Annäherungsversuch an die unfassbare Inhumanität des Geschehenen ist. Die Erzählerin versucht sich diesem über abstrakte Zahlen wie auch durch die konkrete Erfahrung des Erinnerungsortes als Leerstelle und über die Erzählung der Ermordung Esthers als Einzelschicksal anzunähern. Wenn keiner dieser Versuche das Vergangene greifbar machen kann, ist ein Abschluss dieses Prozesses unmöglich. Im Text werden damit Fluchtlinien geschaffen, die in dieser Form nur in einem literarischen Text möglich sind, aber zugleich die Wahrnehmung der Realität außerhalb des Textes beeinflussen.

Babij Jar als (post)sowjetischer Gedächtnisort

Babij Jar erscheint in *VE* als Leerstelle innerhalb der von der Erzählerin kartierten Familiengeschichte und als vergessener historischer Ort des Völkermordes am Ostrand Europas, vergessen innerhalb öffentlicher Diskurse in der Ukraine, die sich als (post-)sowjetischer Staat etablieren möchte, wie auch in deutschen Erinnerungsdiskursen. Zugleich ist Kiew als Kindheitsort für die Erzählerin gezeichnet von diesen historischen Spuren, wenn auch der von den sowjetischen Behörden in Babij Jar angelegte Park als Freizeitraum diese Spuren unsichtbar macht. Die Erzählerin erinnert sich an Ausflüge und Picknicks mit den Eltern. Dass die Erwachsenen dabei den dort umgekommenen Familienmitgliedern gedenken, wird ihr aufgrund der unbeschwernten Nutzung des Parks von den Kiewern und der Abwesenheit von Denkmälern erst im Nachhinein bewusst. Die wenigen Mahnmale, die die Erzählerin als Erwachsene findet, stehen versteckt hinter Büschen oder erinnern nur an einzelne Opfergruppen. Babij Jar, und damit Kiew, ist für die dort Lebenden kein kollektiver, ethnische und politische Grenzen überschreitender Gedenkort und war es nicht für die Erzählerin als Kind. Er wird erst durch die Fluchtlinien der literarischen Erinnerung Teil eines im Werden begriffenen rhizomatischen Heimatraums.

Die Erzählung ist in ihrer rhizomatischen Struktur multidirektional. Sie erinnert an Opfer aus verschiedenen Bevölkerungsgruppen und an Individuen, die sich zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort befanden: „Kriegsgefangene, Partisanen, Matrosen der Kiewer Flotte, junge Frauen, [...], Passanten, die von der Straße weg festgenommen wurden [...], ukrainische Nationalisten, die zuerst mit den Deutschen kollaboriert hatten“ (186). Angesichts der andauernden Verdrängung von Babij Jar in öffentlichen Geschichtserzählungen in der Sowjetunion, in Russland und der Ukraine sucht die Erzählerin nach ‚kleinen‘ literarischen Erzählungen, subversiven Aktionen und deren Wirkung. Dazu gehört die Arbeit des Kiewer Autors Anatoli Wassiljewitsch Kusnezow, der das Massaker als Kind miterlebte und in Folge begann, Besucher nach Babij Jar zu bringen und die Erinnerungen anderer Zeugen des Massakers zu protokollieren (191). Sein darauf basierendes Buch von 1966 brachte Babij Jar in dieser Form zum ersten Mal in eine breitere Öffentlichkeit. Einer der Besucher, die Kusnezow zur zugeschütteten Schlucht in Babij Jar führte, war der russische Lyriker Jewgeni Jewtuschenko. Dessen unter dem Eindruck seines Besuches verfasstes Gedicht verbindet Empathie für die jüdischen Opfer mit der Trauer um ihr Vergessen. Als es 1961 in einer russischen Literaturzeitschrift gedruckt wird, weckt es Hoffnung auf die Wahrnehmung des Holocaust im sowjetischen Gedächtnis:

Die Menschen riefen einander an, erzählte meine Mutter, wir weinten vor Glück darüber, dass man über das Unglück nun endlich öffentlich sprach. Ein russischer Dichter hatte sich der jüdischen Opfer angenommen, [...]. In seinem Gedicht

waren es nicht mehr die Toten, die Toten der ewig anderen, und es stand gedruckt in der Zeitung. (190)

Jewtuschenkos Gedicht ist eine literarische Form der Erinnerung, deren Fluchtlinien neue Anknüpfungspunkte zwischen bestehenden und neuen Identitätsdiskursen im europäischen und globalen Kontext bildet: „Innerhalb eines Monats wurde das Gedicht in siebzig Sprachen übersetzt“ und von Schostakowitsch im Adagio seiner dreizehnten Symphonie vertont (190). Allerdings schließt die Erzählerin diesen Absatz mit der Bemerkung, dass es noch sechs Jahre dauern wird, bevor es in Babij Jar zumindest einen kleinen Gedenkstein gibt, während Gedenkfeiern oder die Niederlegung von Blumen durch Individuen seitens der ukrainischen Miliz bis in die Gegenwart verhindert werden. Das verweist auf die Grenzen literarischer Texte wie auch den anhaltenden Antisemitismus als Teil politischer Strukturen – nicht nur in Russland, wo der Holocaust nach wie vor aus der kulturellen Erinnerung verdrängt wird, sondern auch im postsowjetischen, kulturell orthodoxen Kiew.

Gedächtnislücken und -fragmente

Der Titel *Vielleicht Esther* verweist auf die Fragen, denen die Erzählerin bei ihrer Suche nachgeht: „Hieß sie wirklich Esther, die Großmutter des Vaters, die 1941 im besetzten Kiew allein in der Wohnung der geflohenen Familie zurückblieb?“, wie es im Klappentext des Buches heißt. „Die jiddischen Worte, die sie vertrauensvoll an die deutschen Soldaten auf der Straße richtete – wer hat sie gehört? [. . .] Wenn aber schon der Name nicht mehr gewiss ist, was kann man dann überhaupt wissen?“ Das ist auf einer Ebene als metaphysische Frage zur Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Versuchs lesbar, das Verschwinden des Menschen in der Geschichte durch das Schreiben rückgängig zu machen. Der Buchtitel verweist aber auch auf spezifische Lücken in der Familiengeschichte und der mittel- und osteuropäischen Geschichte, die sich darin spiegelt. Dazu gehört die Aussparung des Jüdischen in der sowjetischen Historiografie und Alltagskultur, in der das Ich aufgewachsen ist und die es zu seiner Spurensuche veranlasst.

Diese Suche umfasst diverse Methoden, von Archivarbeit über Gespräche bis hin zum sinnlichen Nacherleben des von den anderen Erfahrenen; im Text werden Fotos und Archivfunde mit imaginären Situationen kombiniert. Statt einer werden einzelne Geschichten erzählt. Dabei vermitteln variable Fokalisierung und der Wechsel im Erzählton in den einzelnen Geschichten die unterschiedlichen Perspektiven einzelner

Familienmitglieder. Allerdings bleibt es bei kurzen Momenten der Einfühlung und historischen Erkenntnis, die immer wieder gebrochen werden. Die Geschichten bleiben fragmentarisch, die Erfahrung der anderen rückt wieder in Distanz, sowohl im Hinblick auf die Erzählperspektive als auch durch ironische Brechung oder Reflexion. Insgesamt ist die Wahrnehmung in der Erzählung sprunghaft-assoziativ: „[...] man nimmt die Stelle eines anderen ein, katapultiert sich dorthin, auf diese Tabelle zum Beispiel, und so erprobe ich jede Rolle an mir selbst, als gäbe es keine Vergangenheit ohne irgendein Als-ob, Wenn oder Falls.“ (45). Es geht hier um die Akzeptanz von trotz Recherchen bleibender Leerstellen, den Verzicht auf definitive Antworten und damit die In-Fragestellung der Gültigkeit geläufiger Erklärungsmuster und „großer Erzählungen“ im Sinne Lyotards (1979). Hinterfragt werden auch postmemoriale Erzählungen, die Erinnerung als Archiv – und die erwartete Authentizität oder Faktizität des Erinnerten – nicht grundsätzlich anzweifeln.

Die Auseinandersetzung mit solchen Leerstellen ist ein Strukturmerkmal des Textes, nicht nur im Hinblick auf die zeitliche, sondern auch auf die interkulturelle Dimension der Spurensuche. So teilt das Ich auf seiner Reise die Erfahrung eines von Grenzen geprägten Europa als Heimatraum mit seinen Vorfahren. Dazu gehört sowohl die Bewegung entlang dieser Grenzen wie auch deren Transgression. Dagegen scheitert der Identifikationsversuch des Kindes mit einem – idealisierten – Polen als Herkunftsort der einen Großmutter und Sehnsuchtsort des Vaters. Ebenso schwierig erweist sich für das erwachsene Ich auf seiner Reise der Versuch, die eigene Identität im Zusammenhang der Familiengeschichte zu verorten: Die Bebauung des Warschau der Gegenwart mit gesichtslosen Bürogebäuden macht die alte Welt des europäischen Judentums unsichtbar und Warschau wie auch Berlin letztlich zu austauschbaren, postmodernen Nicht-Orten.

Grenzüberschreitung bestimmt auch den Umgang mit Fakt und Fiktion in der Erzählung. So setzt die Erzählerin sich mit der aus ihrer Sicht existenziellen Frage nach historischer Wahrheit auseinander, als sie vom Vater widersprüchliche Versionen seiner Flucht aus dem von den Deutschen besetzten Kiew erhält (217). Aus seiner Sicht hat eine in sich kohärente, sinnvolle Geschichte teils Vorrang vor lückenhaften Informationen, auch wenn diese Geschichte teils Fiktion ist: „Manchmal ist es gerade die Prise Dichtung, welche die Erinnerung wahrheitsgetreu macht“ (219). Dagegen laviert die Tochter zwischen ihrer moralischen Verantwortung der Zeugenschaft und einem postmodernen Geschichtsverständnis, da „wir unser Leben einer Fiktion verdanken“ (220). Die Frage nach Wahrheit und Fiktionalität der Erinnerung als einer Grundfrage der Erzählung wird sowohl im „Vielleicht“ des Titels als auch im Prolog in den

Vordergrund gerückt, wo sich die Erzählerin bei einer Begegnung im Berliner Hauptbahnhof von der Dynamik ihrer eigenen Geschichte mitreißen lässt.⁸

Das Internet und die globale Gemeinschaft der ‚Meinigen‘

Eine weitere, bereits auf den ersten Seiten angesprochene und im Verlauf der Erzählung wieder aufgegriffene Frage betrifft die bei der Suche herangezogenen Medien und deren Wahrheitsgehalt. Die im Prolog erwähnte assoziative Internet-Recherche hat als Ergebnis keine Leerstellen, die das geläufige Denken ins Wanken bringen, sondern nur das, was die eigene Suchgeschichte und damit die eigenen Wahrnehmungsmuster bedient: „Gott googelt unsere Wege, auf dass wir nicht herausfallen aus unseren Fugen.“ (12) An anderer Stelle spricht die Erzählerin von ihrem „Internet-Judentum“ (17). Damit wird nicht nur unkritisches Recherchieren und Erzählen problematisiert, sondern zugleich Zugehörigkeit als Performanz und damit die scheinbar freiere Wahl von Rollen, wie sie Erinnerungsdiskurse der dritten Generation in der Gegenwartsliteratur charakterisiert. Diese Problematik kommt in der Metapher des Fliegens für den Erzählprozess zum Ausdruck, die teils ironisch mit den Bildern Chagalls in Bezug gesetzt wird.⁹

Ich hatte gedacht, man braucht nur von diesen paar Menschen zu erzählen, die zufälligerweise meine Verwandten waren, und schon hat man das ganze zwanzigste Jahrhundert in der Tasche. Manche aus meiner Familie waren geboren um ihren Berufungen nachzugehen in dem hellen, aber nie ausgesprochenen Glauben, sie würden die Welt reparieren. Andere waren wie vom Himmel gefallen, sie schlugen keine Wurzeln, sie liefen hin und her, kaum die Erde berührend, und blieben in der Luft wie eine Frage, wie ein Fallschirmspringer, der sich im Baum verfängt. (17)

Ikonische Figuren eines osteuropäischen Judentums erscheinen hier als virtuelle Figuren in einem Computerspiel, die, wie die Ergebnisse der Google-Suche auch von der Logik des Spiels oder von Algorithmen kontrolliert werden, und nicht nur von der Spielerin.

Die als ein Strang der Recherchen verfolgte Internetsuche nach einer globalen Gemeinschaft der ‚Meinigen‘ wirft eine weitere Frage auf. Denn im Gegensatz zur allumfassenden menschlichen Gemeinschaft der Opfer, als deren Teil sie sich bei ihrem Besuch in Babij Jar empfindet, bleibt die

8 Diese kommt ebenfalls zum Ausdruck, wenn die Erzählerin ihre Familiengeschichte als „fragwürdige Übersetzung ohne Original“ (52) bezeichnet, oder als Beispiel jüdischen Humors: „Ein Witz ist wichtiger als eine richtige Antwort, das Wort ist mehr wert als das Ergebnis.“ (166) Mehr dazu, wie auch zum Motiv interkulturellen ‚Übersetzens‘ der Erfahrung Anderer als Metapher für eine Gemeinsamkeit, die im Gegensatz zur Identifikation Polarität nicht ausschließt, in Egger 2020.

9 Vgl. außerdem „Der Flug“ (55) und „Socke als Kunstflug des Strickens“ (21).

Internetsuche auf die jüdische Gemeinde beschränkt. Wird damit nicht den affiliativen, horizontalen Verbindungslinien zu und zwischen den Opfern von Babij Jar eine vertikale, genealogische „filiation“ (Hirsch 2012: 114) entgegengesetzt? Oder verbinden sich beide innerhalb eines Rhizoms, ohne sich gegenseitig auszuschließen? Für ersteres spräche, dass die Suche im Internet schon aufgrund der technischen Voraussetzungen eigentlich keinen Raum für eine offene Gruppe schafft. Zugehörigkeit ist hier nicht das Ergebnis von Zufall oder Performanz.

Ein Beispiel dafür ist der überraschende Telefonanruf von Mira Kimmelman, einer Nachkommin von Ozjel Krzewin, dem Urgroßvater Petrowskajas und seiner ersten Frau Estera, die im Holocaust umkam. Mira überlebte und emigrierte in die USA, wo die Erzählerin sie mit Hilfe einer erfolgreichen Internetrecherche findet. Im Gegensatz zu den Gefühlen der Desorientierung und Fremdheit, die die Erzählerin bei ihrer erfolglosen Spurensuche in der gesichtslosen Stadtlandschaft Warschaws überkommen, schafft die Internetrecherche eine unmittelbare, unvermutete und beglückende Verbindung (118–22).¹⁰ Einerseits wird hier mit Hilfe des neuen Mediums statt einer Fluchtlinie eine vorhandene, filiative Verbindung zu einem Mitglied der Familie und der jüdischen Diaspora aktiviert. Binäre Konzepte jüdischer Identität und Zugehörigkeit werden damit nicht aufgelöst oder deterritorialisert. Andererseits können virtuelle Bewegungsformen im Internet prinzipiell schon zu Fluchtlinien werden, was im Text auch angedeutet wird. Aufgrund des dichten Netzwerks und der Simultanität von Bewegungen darin (vgl. Ahrens 2004), gibt es im Internet mehr mögliche Anknüpfungs- und Knotenpunkte als bei einer physischen Reise oder konventionellen Recherche in Archiven.

Fazit

Wo sich die physische Reise mit der gedanklichen durch die Zeit und der virtuellen Bewegung im Internet sowie bei Telefonaten verknüpft, und wo Leerstellen zu neuen Fluchtlinien führen, entsteht im Verlauf der Spurensuche in VE ein Rhizom im Sinne Deleuzes und Guattaris:

The rhizome is an antigenealogy. It is a short-term memory, or antimemory. The rhizome operates by variation, expansion, conquest, capture, offshoots. Unlike the graphic arts, drawing or photography, unlike tracings, the rhizome pertains to a map that must be produced, constructed, a map that is always detachable, connectable, reversible, modifiable, and has multiple entranceways and exits and its own lines of flight. (Deleuze/Guattari 1987: 21)

10 Über Facebook wird zudem Kontakt einer mittlerweile in Israel lebenden ehemaligen Schülerin der Mutter hergestellt (85).

Traditionelle Vorstellungen von Heimat als Ahnen- und Gemeindeort, aber auch als ortsgebundenes Zugehörigkeitsgefühl werden dabei deterritorialisieren. Verbindungen entstehen durch Begegnungen und Gespräche, die gerade nicht ortsgebunden sind und letztlich über genealogische Beziehungen hinausreichen. Reversibilität als Merkmal des Rhizoms ermöglicht die Kartierung eines komplexen Erinnerungs- und Gedächtnisraums, der stellenweise als „antimemory“ lesbar ist. Das gilt auch für das Zusammenspiel antigenealogischer und genealogischer Strukturen, Orte und Leerstellen. So werden konkrete Orte als befremdliche Nicht-Orte oder Abwesenheitsorte (Leerstellen) erlebt, und das Internet als Begegnungsort. Zugleich wird regionale oder nationale Identität durch eine europäische bzw. globale Zugehörigkeit angesichts einer gemeinsamen Geschichte ersetzt.

Die Thematisierung nationaler und sowjetischer Diskurse verbindet *VE* mit postmemorialen Texten zur Familiengeschichte aus der Feder jüngerer, deutschsprachiger AutorInnen (vgl. Eigler 2005), wie auch mit solchen, die dem sogenannten „Eastern European turn[s]“ (Haines 2015) in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur zugeordnet werden. Letztere umfassen überwiegend autobiografische Texte aus der Hand jüngerer AutorInnen aus Mittelost- und Osteuropa, die auf Deutsch als ihrer zweiten oder dritten Sprache schreiben. Es ist eine europäische Literatur, die ‚östliche‘ bzw. postsowjetische Perspektiven auf die Erinnerung an den Holocaust eröffnet und dem deutschen kulturellen Gedächtnis eine neue transnationale Dimension gibt. Jessica Ortner misst dem Schreiben junger deutsch-jüdischer AutorInnen dabei besondere Bedeutung zu, da sie Verbindungen zwischen den beiden „great European traumas“ Holocaust und Gulag, aufzeigten (2017: 39; vgl. dazu auch Leggewie/Lang 2011).¹¹ Der ukrainische Autor Juri Andruchowytsh betrachtet literarische Texte, die wie *VE* Autobiografie und Geografie mit Hilfe einer assoziativen, teils absurden Ästhetik verknüpfen, als paradigmatisch für eine religiöse oder ethnische Zugehörigkeit transzendierende mittelosteuropäische „Geopoetik“ in der internationalen Gegenwartsliteratur (2017; vgl. dazu Egger 2019).

In *VE* verbindet sich die postmemoriale Suche nach einer vom Holocaust und Zweitem Weltkrieg geprägten Familiengeschichte mit der Frage nach Heimat. Allerdings erweist sich ein Heimatort i.e.S. angesichts der vom Ich auf seiner Reise verfolgten Familiengeschichte als unmöglich, ob in Form eines ‚Ahnen- oder Gemeindeortes‘, ob als nostalgischer Kindheitsort im postsowjetischen Kiew oder als unproblematische Form der Zugehörigkeit zu einem postmodernen Berlin, Warschau, oder einem globalen jüdischen Heimatraum.

11 Dabei geht es bei vielen dieser jungen deutsch-jüdischen AutorInnen, zu denen neben Petrowskaja u.a. Dimitrij Kapitelman, Lena Gorelik oder Olga Grjasnowa gehören, nicht mehr primär um die Erinnerung an den Holocaust, steht in ihren Texten doch eher die transnationale Gegenwartserfahrung im Mittelpunkt.

Gerade die ständige Deterritorialisierung von Versuchen des Ich, sich über seine Familiengeschichte zu verorten, machen den Heimatraum in *VE* zum Rhizom. Die damit verbundene In-Frage-Stellung dominanter deutscher, deutsch-jüdischer und sowjetischer Erinnerungs- und Zugehörigkeitsdiskurse – ‚große Erzählungen‘ im Sinne Lyotards – eröffnet zugleich europäische und globale Narrative.

Bibliografie

- Ahrens, Daniela: Internet, Nicht-Orte und die Mikrophysik des Ortes. In: Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft. Hrsg. von Alexandra Budke / Detlef Kanwischer / Andreas Pott. Stuttgart 2004, 163–177.
- Andruchowytsh, Juri: Restaurierungsarbeiten zur Erneuerung des historischen Gedächtnisses – Laudatio auf Martin Pollack anlässlich der Verleihung des Georg Dehio-Buchpreises 2010. In: Die Rampe 3 (2017): Porträtausgabe Martin Pollack. Linz 2017.
- Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 2018.
- Augé, Marc: Non-Places. Introduction to an Anthropology of Supermodernity. Trans. John Howe. London/New York 1995.
- Deleuze, Gilles / Guattari, Félix: Kafka: Toward a Minor Literature. Trans. Dana Polan. Minneapolis 1986.
- Deleuze, Gilles / Guattari, Félix. A Thousand Plateaus. Trans. Brian Massumi. Minneapolis 1987.
- Dotzler, Bernhard: Leerstellen. In: Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel. Hrsg. von Heinrich Bosse / Ursula Renner. Freiburg 1999, 211–230.
- Egger, Sabine: Literarische Grenzbewegungen: Zu den „Autogeographien“ Katja Petrowskajas und Juri Andruchowytshs. In: Transformationen Europas im 20. und 21. Jahrhundert. Zur Ästhetik und Wissensgeschichte der interkulturellen Moderne. Hrsg. von Iulia-Karin Patrut / Reto Rössler / Wolfgang Johann. Bielefeld 2019, 345–369.
- Egger, Sabine: The Poetics of Movement and Deterritorialisation in Katja Petrowskaja's *Vielleicht Esther* (2014). *Modern Languages Open. Special Issue* (2020/1). <<https://doi.org/10.3828/mlo.v0i0.297>> [Abruf: 10.06.2020]
- Eigler, Friederike: Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende. Berlin 2005.

- Esposito, Elena: Virtualisierung und Divination. Formen der Räumlichkeit der Kommunikation. In: Raum – Wissen – Macht. Hrsg. von Rudolf Maresch / Niels Werber. Frankfurt a. M. 2002, 33–48.
- Faßler, Manfred: Privilegien der Ferne. Elektronische Landschaften, transkulturelle Kommunikation und Weltrhetorik. In: Gegen die Restauration der Geopolitik. Zum Verhältnis von Ethnie, Nation und Globalität. Hrsg. von Manfred Faßler / Johanna Will / Marita Zimmermann. Gießen 1996, 166–203.
- Görner, Rüdiger: Wieviel Heimat verträgt die Literatur? Ein Topos zwischen Utopie, Zumutung und geistigem Nährboden. In: Die politische Meinung 500/501 (Juli/August 2011), 86–94.
- Haines, Brigid: Introduction: The Eastern European Turn in Contemporary German-Language Literature. In: German Life and Letters 68.2 (2015), 145–153.
- Hirsch, Marianne: The Generation of Postmemory. Writing and Visual Culture After the Holocaust. New York 2012.
- Leggewie, Claus / Lang, Anne: Der Kampf um die europäische Erinnerung. München 2011.
- Ortner, Jessica: The reconfiguration of the European archive in contemporary German-Jewish migrant-literature Katja Petrowskaja's novel *Vielleicht Esther*. In: Scandinavian Jewish Studies 28.1 (2017), 38–54.
- Patton, Paul: Deleuzian Concepts: Philosophy, Colonization, Politics. Stanford 2010.
- Petrowskaja, Katja: *Vielleicht Esther*. Berlin 2014.
- Rothberg, Michael: Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization. Stanford, CA. 2009.
- Rothberg, Michael: Introduction: Between Memory and Memory. From Lieux de mémoire to Nœuds de mémoire. In: Yale French Studies 118/119 (2010), 3–12.
- Schlögel, Karl: Die Mitte liegt ostwärts. Europa im Übergang. München 2002.
- Thornton, Edward: On Lines of Flight: A Study of Deleuze and Guattari's Concept. Dissertation (Philosophie), Royal Holloway, University of London, 2018. <<https://pure.royalholloway.ac.uk/portal/files/30911200/2018thorntonephd.pdf>> [Abruf: 03.05.2019]

Prospektives Gedächtnis, prospektive Heimat: Eine ethische Haltung in Vladimir Vertlibs Roman „Viktor hilft“¹

Carme Bescansa

Zusammenfassung: In dem Beitrag soll folgende Hypothese geprüft werden: Heimat, verstanden als Definitionsrahmen zur dynamischen Gestaltung von Identität, entsteht und entwickelt sich im Dialog mit dem Gedächtnis, und so bilden die Heimat wie auch das Gedächtnis ein ständig vorläufiges Konstrukt, das sich performativ und prospektiv, also nach vorne, auf die Zukunft richtet. Auslöser und Funktionsebenen der Gedächtnisarbeit und somit der Ich- und Heimatgestaltung im Roman werden analysiert. Insbesondere wird dabei die Rolle der Digitalisierung und der Transkulturalität der Gedächtnisprozesse in der Gegenwart fokussiert und auch in ihrer Bedeutung für den Roman dargestellt. Daraus leitet sich ein Verständnis beider Begriffe, Gedächtnis und Heimat, ab, das gerade aufgrund des prospektiven Charakters eine ethische Dimension aufweist.

Schlüsselwörter: Gedächtnis, Heimat, Identität, prospektiv, ethisch, Vertlib

„Ich kenne die Anderen / nur so, wie man ein Haus kennt / an dessen Toren man vorübergeht / das Leben ahnend / aber nicht begreifend“. Mit diesem Gedicht von Tamar Radzyner beginnt Vladimir Vertlibs Roman *Viktor hilft* (2018). Dabei werden Parameter, die bei der Gestaltung und Entwicklung von Identität eine zentrale Rolle spielen, vor Augen geführt: Das Ich im Verhältnis zur (imaginären) räumlichen Umgebung des Vertrauten, das wir Heimat nennen, und im Verhältnis zu den Anderen. Dieses Verhältnis wird im Gedicht als misslungen dargestellt (das Leben ahnend aber nicht begreifend). Aus diesem Versagen entwickeln sich eine Kraft, um die Isolierung des Selbst zu überwinden, und ein Dialog quer durch die Zeiten mit diesen Anderen: so wird die Dynamik des Gedächtnisses in Gang gesetzt.

Im vorliegenden Beitrag geht es um Heimat und Gedächtnis als Achsen für Identifikationsprozesse.² Es gilt dabei, folgende These nachzuweisen: Heimat

- 1 Der vorliegende Beitrag ist im Rahmen des durch das Spanische Wirtschaftsministerium geförderten Forschungsprojekts FFI2017-84342-P entstanden.
- 2 In Bezug auf die Bedeutung von Gedächtnis für die Identitätskonstitution vgl. Das autobiografische Gedächtnis (Markowitsch/Welzer 2005). Heimat verweist ihrerseits auf „diskontinuierliche Konstellationen, Gleichzeitigkeit und Lokalisierung und macht die Subjektconstitution als offenen Prozess der räumlichen Verortung und Identifikation beschreibbar“ (Hallet/Neumann 2009:25; die Autoren beziehen sich auf die Raumkategorie, doch auf Heimat als Raumvariante trifft diese Aussage ebenfalls zu).

entwickelt sich im Austausch mit dem Gedächtnis, und so bilden Heimat wie auch Gedächtnis ständig vorläufige Konstrukte, die performativen und prospektiven Charakter besitzen, sich also nach vorne, auf die Zukunft richten, im Kontrast zu starren Heimat- und auch Gedächtniskonzepten der Tradition und der Verankerung in der Vergangenheit. Gerade darin liegt m. E. die Notwendigkeit dieses Artikels, nämlich in seinem Beitrag zur Überwindung von althergebrachten Konzeptionen.

Für die theoretische Grundlage ist eine erste Annäherung an die in diesem Beitrag angewendete Konzeption des Gedächtnisses von Belang, welche mit der Idee einer prospektiven Heimat einhergeht.³ Folgende Merkmale bestimmen die Definition von Gedächtnis, die in der anschließenden Analyse gebraucht werden soll:

Gedächtnisdiskurse kennzeichnen sich durch Diskontinuität und Heterogenität, denn sie entstehen aus nicht homogenen Perspektiven, Erfahrungen bzw. Kulturen. In diesem Sinne kann man mit Erll (2014) konstatieren: „Memory is fundamentally transcultural. No version of the past and no product in the archive will ever belong to just one community or place, but usually has its own history of ‘travel and translation’“. Verbunden mit der Idee des transkulturellen Gedächtnisses ist zweitens eine Konzeption von Gedächtnis als einem sich ständig entwickelnden, in Bewegung begriffenen Konstrukt: „As a theory and methodology, transcultural memory means a change in the focus of attention: from stable and allegedly ‘pure’ national-cultural memory towards the movements, connections, and mixing of memories“ (Erll 2014). Diese „fluidität“ oder Fluidität (Erll 2011) wird auch in den Artikeln zum transkulturellen Gedächtnis in der Zeitschrift *Pallatax* unterstrichen (vgl. Crownshaw 2011).

- 3 Die Definition von Heimat war bereits Gegenstand unserer Forschung in früheren Publikationen, daher beschäftigt sich der vorliegende Beitrag im Wesentlichen mit dem Gedächtniskonzept, obwohl Gedächtnis und Heimat im Roman sich parallel entwickeln und auch zusammengeführt werden. Zusammenfassend wird Heimat als Variante der Raumkategorie begriffen und im Sinne eines dynamischen, hybriden und mehrschichtigen Konstrukts verwendet (bahnbrechend sind in diesem Sinne die Arbeiten von Eigler 2012 und Eigler/Kugele 2012). Auch wegen dieser Komplexität, ohne Anspruch auf materielle bzw. territoriale Grundlage, wird die Pluralform von Heimaträumen bevorzugt. Diese Ansicht basiert auf Definitionen u.a. von Morley (2000: 47), Blickle (2012: 61 und 68) und Eichmanns und Francke (2013: 4–6). Heimat bildet den Rahmen zur Definition des Subjekts sowohl als Individuum wie auch als Teil eines Kollektivs und ist in der Trias Raum-Gefühl-Heimat zu verorten (Iztueta/Saalbach et al. 2017: 6). Ferner postulieren wir ein prospektives Verständnis von Heimat, die sich parallel zum Subjekt entwickelt und bei der das Ich im Jetzt und im erahnten Kommenden, also mit einem vorausschauenden, prospektiven Blick, Orientierung sucht (vgl. Bescansa/Nagelschmidt 2014: 12–15, Bescansa 2016: 195–196).

Nun ist eine Erweiterung der Perspektive erforderlich, um drittens den prospektiven Charakter der Gedächtnisarbeit zu betonen. Denn bei Erinnerungsprozessen wird zwar auf das Reservoir vergangener Erlebnisse zurückgegriffen, allerdings mit auf die unmittelbare Umgebung im Jetzt und sogar auf erwartete bzw. befürchtete Geschehnisse gerichtetem Fokus, denn diese rückblickende Handlung gestaltet Gegenwart und Zukunft mit.⁴ Es ist auch das direkt Erlebte (Anregungen, Erfahrungen, Träume in der Gegenwart), was die Erinnerungsarbeit in Gang setzt. Demnach kann die Vergangenheit – wenigstens in dem hier analysierten Roman – unmöglich als Zentrum bzw. als einzige Antriebskraft des Gedächtnisses betrachtet werden. Das wachsende Interesse der Wissenschaft für eine „future-oriented dimension of memory“ wird auch bei Hajek/Lohmeier/Pentzold erkannt (2016: 1–2).

Gedächtnis ist viertens im Rahmen der Konsumgesellschaft auch als Produkt zu verstehen (obwohl dieser Aspekt in der vorliegenden Romananalyse nicht explizit behandelt werden kann, darf er in dieser knappen theoretischen Einführung nicht fehlen). In ihrer Studie zur Herausbildung von transnationalen Gedächtnisräumen heben Björkdahl und Kappler nämlich hervor, dass Gedächtnisprozesse durch politische, soziale und finanzielle – m. E. auch ideologische – Faktoren bedingt werden, und zwar in einem konsumorientierten Austausch zwischen Gedächtnismachern und Gedächtnisverbrauchern: „a global economy in which memorymakers and consumers interact politically, socially, and financially. Such dynamics are therefore not mono-directional but represent a complex interplay of ‘uploading’ and ‘downloading’ both discourses and economic assets“ (Björkdahl/Kappler 2019: 384). Unter Gedächtnismachern verstehen die Autoren vordergründig Institutionen wie Museen oder Gedenkstätten, aber im vorliegenden Artikel wird eher der Fokus auf

- 4 Die Bezeichnung ‘prospektives Gedächtnis’ ist in unserer literaturwissenschaftlichen Anwendung nicht hundertprozentig mit der Definition im Bereich der Psychologie gleichzusetzen. In der literarischen Analyse stellen wir fest, dass der Rückgriff auf das Gedächtnis bzw. die Einschaltung von Erinnerungen sich auf Gegenwart und Zukunft des Subjekts auswirken und dadurch die Entwicklung der Identität prägen. In diesem Sinne wird hier behauptet, dass das Gedächtnis prospektiv funktioniert, d. h. nach der allgemeinen Definition im Duden-Universalwörterbuch: „a. auf das Zukünftige gerichtet; vorausschauend; [. . .] c. die weitere Entwicklung betreffend“. Das muss jedoch nicht geplant oder absichtlich passieren. Diese Planung ist aber in der Definition des Lexikons für Psychologie und Pädagogik sehr wichtig: „Das prospektive Gedächtnis bezeichnet somit ein Zusammenspiel jener kognitiven Fähigkeiten, die daran beteiligt sind, intendierte Handlungen zu planen und sie später zur adäquaten Gelegenheit selbstständig zu realisieren. Unter dem prospektiven Gedächtnis versteht man demnach die im Alltag wichtige Fähigkeit, absichtsvoll zu planen und nach zeitlicher Verzögerung selbstständig diese erarbeiteten Pläne auch durchzuführen“ (Stangl 2020).

Individuen als Gedächtnismacher gerichtet, insbesondere im Rahmen der Social Media. Dabei ist die Bedeutung von politischen, ideologischen und wirtschaftlichen Interessen, die die Produktion von Gedächtnis steuern, nicht zu unterschätzen.

Die Digitalisierung prägt schließlich heutzutage alle Bereiche des Alltags und damit ebenfalls Gedächtnisprozesse, wie auch im Roman zu zeigen sein wird. Tellidis und Kappler (2016) etwa beweisen in ihrer Studie über die Rolle der neuen Technologien bei politischen Konfliktsituationen, dass diese Kommunikationswerkzeuge nicht nur sozialen Ausschluss oder Empowerment einzelner Gruppen, sondern auch Gedächtnisprozesse entscheidend bestimmen (Tellidis/Kappler 2016: insbes. 85 und 86). Dazu später mehr.

Zusammenfassend kennzeichnen sich Gedächtnisprozesse wie auch Heimaträume durch ihren dynamischen, hybriden Charakter. Transkulturalität, Digitalisierung und Prospektivität sind weitere Merkmale, die für die vorliegende Analyse von besonderer Relevanz sind und im Anschluss an die Romananalyse dementsprechend fokussiert werden sollen.

1. Viktor hilft (2018): Gedächtnis und Heimat im Roman

Die Haupt- und auch Erzählfigur Viktor Levin betreut in einem Aufnahmelager bei Salzburg die im Herbst 2015 nach Europa strömenden Flüchtlinge. Diese Fluchterfahrung ruft die eigene traumatische Migrationsgeschichte des Protagonisten aus der Sowjetunion nach Österreich wach, als er noch ein Kind war. Dazu entfaltet sich ein weiterer Handlungsstrang, der ebenfalls die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindet: Eine ehemalige Jugendfreundin namens Gudrun taucht plötzlich auf und verkündet, dass Viktor der Vater ihrer Tochter Lisa sei. Lisa sei geflüchtet und wohne nun bei den örtlichen Anführern der AfD in einer kleinen Ortschaft in Bayern. Gudrun fordert Viktor dazu auf, seine Verantwortung als Vater zu übernehmen und die Tochter nach Hause zu bringen, Viktor soll also zu den Rechtsradikalen und das Mädchen zurückholen. Was Gudrun allerdings nicht weiß, ist, dass Viktor unfruchtbar ist, er kann also unmöglich der Vater von Lisa sein. Das verrät er aber nicht. Er fährt zu der falschen Tochter und nimmt Kontakt zu der sozialen und ideologischen Realität in jenen historischen Monaten in Deutschland auf.

Für die Analyse des Gedächtnis- und des Heimatkomplexes in Interaktion sind drei Erinnerungs- bzw. Handlungslinien zu unterscheiden: Erstens Viktors Kindheit in der Ukraine und dann in Wien, zweitens das Kennenlernen von Gudrun in seiner Jugend und drittens die Gegenwart im Herbst 2015, mit der Flüchtlingswelle und mit der privaten Handlung (die Tochterfrage).

Der Erinnerungsstrang der Kindheit wird am stärksten mit der Figur der Großmutter verbunden. Diese vertritt eine noch ältere Epoche, die nur durch sie weiterlebt, nämlich die Donaumonarchie. Die kakanische Zeit hat Viktor persönlich nicht mehr gekannt, aber die Erinnerung an sie mittels der Großmutter beeinflusst ihn stark, ein Beispiel für Postmemory nach der Definition von Marianne Hirsch. Denn diese affektive Vermittlung und Aneignung einer an sich fremden Zeit wirkt in Viktors Gegenwart nach (vgl. Hirsch 2019: 172). Allerdings ist der erwartete Glanz der kakanischen Epoche im grauen Wiener Alltag der Kindheit und Jugend nirgendwo wiederzufinden und somit eine bleibende Enttäuschung. Nur den Antisemitismus findet er in Österreich unverändert weiter. Ferner bedingt die auch aus der Kindheit stammende russische und jüdische Identität, wie Viktor von anderen Personen wahrgenommen wird und wie er selbst darauf reagiert. Und sie bestimmt auch seine Verteidigung der kulturellen Vielfalt und der Toleranz sowie seine Entscheidung, sich für die Flüchtlinge einzusetzen (Vertlib 2018: 19).⁵

Die zweite Erinnerungsebene schildert den 19-jährigen Viktor als Praktikanten in einem Altenheim, und die kurze Affäre mit Gudrun. Dieser Gedächtnisstrang wird durch das Wiedersehen mit Gudrun in der Gegenwart und durch die Ähnlichkeit der Tochter mit der Mutter wiederholt aktiviert, denn Lisa benimmt sich so einfältig wie Gudrun damals. Die Unreife von Mutter und Tochter erhöht das Verantwortungsgefühl von Viktor dem Mädchen gegenüber und führt die Entscheidung herbei, sich um Lisa zu kümmern. Eine entscheidende Rolle spielt dabei auch die Unfruchtbarkeit. Denn dass die Affäre mit Gudrun in keiner Schwangerschaft enden konnte, wird verschwiegen, wie erwähnt, und Viktor übernimmt die Vaterrolle.

Die dritte Handlungslinie findet in der Gegenwart statt, mit zwei geografischen Schauplätzen: das Flüchtlingscamp 'Grenze' und Gigrich (Bayern), wo die vermeintliche Tochter Zuflucht gesucht hat. Dazu ist die multiperspektivische Schilderung der aktuellen Ereignisse auf vier Ebenen verteilt: erstens die Situation der Flüchtlinge, zweitens die Einstellungen der Rechten der AfD und in Kontrast dazu der liberalen Bürger, drittens die Perspektive von Flüchtlingen, die sich länger in Deutschland und Österreich eingelebt haben, und viertens die Folgen der Ereignisse im privaten Rahmen des Protagonisten, also im Umgang mit seiner Ehefrau. In allen vier spielen die neuen Technologien und Social Media (Facebook, Twitter usw.) zur Verbreitung und Festlegung unterschiedlicher Realitätsdeutungen eine entscheidende Rolle.

Nach dieser Zusammenfassung der Romanhandlung soll nun die literarische Darlegung von Gedächtnis näher betrachtet werden. Erinnerungen im Roman stellen keine fixen Gebilde dar, vielmehr entstehen sie – erstens – als Folge der Aktivierung von Gefühlen. Zum Beispiel werden durch Viktors

5 Im Folgenden soll nur mit der Seitenangabe aus dem Roman zitiert werden.

Mitempfinden der Angst und Scham eines Flüchtlingskindes die eigene Angst und Scham seiner Kindheit wachgerufen, und von dort zurück auf die Angst und Scham in seiner Gegenwart projiziert, die er wegen seiner Migrationsgeschichte und seiner jüdischen Identität empfindet, und welche Viktors Entscheidung bewirkten, sich nun im Camp für die Flüchtlinge einzusetzen (19). Denn das Erlebte und Erlittene schwebt quer durch die Zeiten und bedingt kontinuierlich die Entwicklung der Identität und der Heimat, d.h. wofür Viktor steht, wie er sich selbst definiert und woran er sich orientiert. Neben Gefühlen setzen an zweiter Stelle auch Sinneswahrnehmungen die Gedächtnisarbeit in Gang. Allein ein Geruch reicht (29), um diese Zeitreise zu aktivieren, und so weckt der Geruch im Camp die Erinnerung an das Wien seiner Kindheit, und dann weiter an seine Jugend und die Bekanntschaft mit Gudrun. Schließlich ist der Klang, „das eigene Flüstern“ (70) der russischen Sprache, ein weiteres Element, das das Wachrufen der Kindheit in der Ukraine erregt: das ist „die Welt, aus der er kam“ (70).

Auch sind – drittens – als Schalter der Gedächtnisarbeit bestimmte Objekte mit symbolischer und fast zauberhafter Kraft zu erwähnen. Das ist der Fall der Muschel, die ein Flüchtling namens Arok Viktor schenkte, und die ihn an eine besondere Nacht auf dem Camp erinnert, in der gegen alle Erwartungen eine magische Stimmung des Beisammenseins von Einheimischen und neu Angekommenen entstand (223–224). Diese Erinnerung verleiht Kraft angesichts der überwältigenden Schwierigkeiten mit und unter Flüchtlingen, wo Verzweiflung, Angst, Gewalt und Intoleranz herrschen.

Viertens ist das allgegenwärtige Trauma der Unfruchtbarkeit ein weiterer Auslöser der Gedächtnisarbeit, und somit ein entscheidendes Element zur Gestaltung der Identität und der Heimat. Es bedingt die Fürsorge gegenüber den Flüchtlingskindern und der vermeintlichen Tochter Lisa. Die Zeugungsunfähigkeit wiegt umso schwerer, da Viktor sie bis zum Romanende verheimlicht. Ein weiteres Trauma wegen der erlebten Gewalt in der Kindheit – und der damit einhergehenden Angst und Bedrohung – erscheint auch wiederholt in Form eines Traumes wieder, wo das Kind Viktor als Schiff inmitten eines Sturms erscheint (92). Als dann eines Tages der erwachsene Viktor die Zeichnung eines Flüchtlingskindes sieht, die ein Schiff mit auf der Flucht ertrinkenden Kindern zeigt, beschließt er in diesem Augenblick, zu „seiner Tochter“ zu fahren. „Unbedingt. So rasch wie möglich“ (108).

Der Dialog zwischen gestern und heute findet also auch im Traum statt, dieser begleitet den Protagonisten und prägt ihn ständig aufs Neue. Das geschieht mit den Träumen von der Großmutter und von dem ungeborenen Kind. Dabei wird Viktor von der Großmutter dazu aufgefordert, sein eigenes Kind mitzunehmen, seine Verantwortung ihm gegenüber zu übernehmen und glücklich zu sein (111). Der Traum von dem ungeborenen Kind begleitet ihn wie das Trauma seit zwanzig Jahren und wirkt sich auf sein Leben aus. Im Alltag trifft

er Entscheidungen, die im Traum gesucht und auch weiterentwickelt werden, und diese Entscheidungen prägen wiederum seine Träume. So geschieht es auch am Romanende, denn, nachdem er beschlossen hat, sich als Vater um Lisa zu kümmern, träumt er ein letztes Mal von dem ungeborenen Kind, dem Viktor nun sagt: „Geh“ (285). Der Protagonist hat den Reifungsprozess vollendet und mit der Entscheidung, seine Verantwortung zu übernehmen, verabschiedet er sich vom Trauma bzw. von der Vorstellung der biologischen Determiniertheit. Er wird Vater aus freiem Entschluss, aus ethischer Überzeugung.

Auf diesen Dialog zwischen gestern und heute mit den Anderen, d.h. den Personen, die das eigene Leben mitbestimmt haben – mit Großmutter, Gudrun, Flüchtlingen usw. aber auch mit sich selbst als Kind und als Junge – wurde am Anfang des Artikels sowie auch des Romans verwiesen. In der Trias Gedächtnis-Heimat-Ich findet Viktors Reflexion statt, und diese bildet den thematischen Kern des Romans. Aus dem Gedächtnis – angeregt durch Gefühle, sinnliche Eindrücke, Objekte, Träume und Traumata –, gestaltet sich der Definitionsrahmen – Heimat –, in dem sich das Subjekt auch dynamisch wiederfindet und an dem es sich orientiert, um das eigene Leben weiter zu gestalten.

2. Digitalisierung, Transkulturalität und Prospektivität von Gedächtnis und Heimat heute

Nach der Romananalyse soll nun der theoretische Rahmen, der vorher dargestellt wurde, präziser abgesteckt werden, und zwar in Bezug auf drei Merkmale, welche für die Konzeption des Gedächtnisses zur Gestaltung der Heimaträume in unserer Zeit und hier exemplarisch in Vertlibs Roman m. E. von besonderer Relevanz sind. Diese Aspekte sind die Digitalisierung des Gedächtnisses, die Gestaltung offener transkultureller Gedächtnisdiskurse und der prospektive Charakter dieser Prozesse.

Erstens bedingen die heutige Technifizierung und die Robotisierung einen radikalen Wandel des Gedächtniskonzeptes, das immer mehr externalisiert und immer weniger biologisch zu verstehen ist. Insbesondere der Einfluss der sozialen Medien (Facebook, Twitter usw.) ist dabei zu vermerken, denn das, was erinnert wird, ist nicht mehr das Produkt einer individuellen einmaligen Gedächtnisarbeit sondern das provisorische Ergebnis einer kollektiven Erinnerungs- oder Deutungsleistung:

technologies and machines are increasingly taking over cognitive and memory functions and storage, making memory an increasingly non-biological process. [...] Through instant, repeated and shared retrieval processes, memories are increasingly dynamic and protean, but also migratory and distributed across platforms, media and technologies, and other people's minds. (Groes 2016: 355–356)

Gedächtnis wird in diesem Sinne nicht mehr als starrer Container von Vergangenheit im individuellen Gehirn konzipiert, sondern als die dynamische Aktivierung von (digital) gespeicherten Ressourcen in ständiger Überarbeitung zur Auswahl und Deutung der unterschiedlichen sich eingepprägten Eindrücke und somit zur – auch dynamischen – Bestimmung einer konkreten Realitätsdeutung und einer Heimat. Diese Bestimmung wird ideologisch-politisch, wirtschaftlich und auch marktspezifisch gesteuert.

Im Roman steht die Allgegenwärtigkeit der digitalen Medien außer Frage. Das Individuum hat nicht mehr die Kontrolle darüber, was von der eigenen Biografie erinnert wird oder nicht. Viktor kann sich nicht wehren, als ihn die Vergangenheit in Form von SMS einholt, d.h. als Gudrun Kontakt aufnimmt (13ff), obwohl er seit zwanzig Jahren vermied, an sie zu denken (29). Aber nicht nur die Aktivierung der Vergangenheit, sondern auch die Modellierung von Gegenwart und Zukunft steht in der Macht der digitalen und sozialen Medien. Gerade in der Debatte auf Facebook zwischen denen, die für und gegen Transkulturalität bzw. Vermischungsprozesse aufgrund der massiven Ankunft von geflüchteten Menschen sind, ist dieser Einfluss nicht zu leugnen. Das Interessante ist, dass diese Debatte, die tatsächlich immer noch und immer mehr stattfindet, hier im Medium der Literatur gesteuert wird: Viktor registriert Hass- ebenso wie Toleranzdiskurse und kommentiert sie. Damit bekommen wir Lesenden eine gefilterte oder geläuterte Ansicht dessen, was in den sozialen Medien tatsächlich passiert. Hier leistet Literatur also Gedächtnisarbeit, indem sie eine bestimmte Exegese der Gegenwart präsentiert und festlegt. Sie vermittelt die unterschiedlichen Blickpunkte (nicht weniger subjektiv als das biologische Gedächtnis, doch auf komplexere Art und Weise) zur Deutung des Erlebten und Erfahrenen. Groes erkennt auch dieses Potential der Romangattung:

[...] the novel has a vital role to play in the ethics of memory because the world of the text problematizes our relationship to the world beyond the subjective self, acting as a space of simulation where we rehearse multiple interpretations, part of an ongoing, unfinished process that questions memory and identity in our contemporary culture. (Groes 2016: 360)

Die zweite Komponente des Gedächtniskonzeptes, die für die Analyse der heutigen Heimatkonstruktionen von Belang ist, ist im Rahmen der Migrationsbewegungen besonders anschaulich. Migration und die damit einhergehenden Vermischungsprozesse bedeuten eine große Herausforderung für herkömmliche Identitätsdiskurse über Nation und Heimat. Sie bedeuten aber gleichfalls eben eine Chance für die Gestaltung offener, transkultureller Heimatkonzeptionen jenseits ethnohistorischer Reduktionen.⁶ Anne Rigney etwa erinnert

6 In Bezug auf die Bedeutung von Gedächtnis für die Identitätskonstitution vgl. Das autobiografische Gedächtnis (Markowitsch/Welzer 2005). Heimat verweist, wie

in *Remembrance as remaking* (2018) an Anthony Smith, der seine Hoffnung äußerte, dass wir die heutige Welt von Nationen überwinden bzw. die ausschließenden Mechanismen, die in dieser Struktur impliziert sind. Rigney ergänzt, wenn dieses Ziel zurzeit nicht erreichbar scheine, so sei es wenigstens wünschenswert und erforderlich, in Smiths Worten “to construct a series of more polyethnic nations held together by cultural, territorial, economic and legal bonds, which can accommodate many of the world’s refugees and asylum seekers — with adequate safeguards for ethnic minorities” (Smith 1999: 201; vgl. Rigney 2018: 240). Auch Aleida Assmann unterstreicht: “A transnational memory that includes the perspectives from both sides of a conflict may help to promote mutual understanding and to restore a shared truth of the history of the place” (Assmann 2018: 297). Wie auch Erll betonte (siehe oben), sind Gedächtnisdiskurse eigentlich schon immer transkulturell und nicht Vorrecht einer homogenen geschlossenen Gruppe oder Kultur (Erll 2014). Damit ist die Verbindung von transnationalen oder transkulturellen Diskursen mit einer ethischen Dimension offenbar.

Diese multiperspektivisch angelegte, transkulturelle Gedächtnisarbeit beginnt in der Romangegegenwart Ende des Sommers 2015. Da wird nicht nur die Perspektive des Erzählers, eines Mannes mit Migrationshintergrund, der als Beispiel für Integration betrachtet wird, vermittelt; die traumatischen Geschichten der Geflüchteten sowie die derjenigen, die auf dem Fluchtweg gestorben sind, und derjenigen, die in Europa angekommen sind und sogar im Camp mit-helfen, bekommen ebenfalls eine Stimme. Viktors Gespräche mit deutschen Bürgern sowie die Erfahrungen und Erinnerungen von Ali, einem jungen Mann aus Syrien, der sich in Deutschland eingelebt hat, sind auch ein wichtiger Beitrag zum Gesamtbild der politischen und ethischen Positionen. Weiter werden Stellungnahmen über Internet und, hier ganz ungefiltert, von selbsternannten Gutmenschen und Wutbürgern über Heimat bzw. Bedrohung der Heimat und Transkulturalität gepostet (159–163), etwa: „Transkulturell ist schön, solange es nicht die eigene Familie betrifft“ (163). Die begeisterte Reaktion auf diese Worte in Form von zügellosen Hasskommentaren lässt nicht auf sich warten. Die (wenn auch ungewollte) Wahrnehmung und der Austausch dieser Erfahrungsberichte ermöglichen die Erweiterung des eigenen und des kollektiven Deutungsrahmens für die Gedächtnisarbeit: Das einschneidende Ereignis der Flüchtlingswelle im Sommer/Herbst 2015 kann folgerichtig nur mit dieser Vielstimmigkeit und mit dieser hohen sozialen und emotionellen Anspannung wie auch unter Berücksichtigung der unterschiedlichen kulturellen Herkunft

allgemein die Raumkategorie, auf „diskontinuierliche Konstellationen, Gleichzeitigkeit und Lokalisierung und macht die Subjektconstitution als offenen Prozess der räumlichen Verortung und Identifikation beschreibbar“ (Hallet/Neumann 2009: 25).

angemessen geschildert und auch (nur dynamisch) gespeichert werden. In diesem Sinne ist das hier transkulturelle Gedächtnisarbeit.

Neben der Integration der jeweiligen kulturellen und ideologischen Perspektiven ist der Fokus der Gedächtnisform im Roman ganz charakteristisch, denn diese richtet sich nach vorne, also prospektiv, und verfällt nicht in eine rückblickende nostalgische Haltung, welche Jay Winter im Rahmen der identitären Diskurse über Nationalgedächtnis seit dem Ersten Weltkrieg als typisch für das kollektive Gedächtnis betrachtet (Winter 1995). Erinnerung ist von Trauma in diesem Sinne nicht zu trennen, es habe sich eine Art ‘politics of regret’ etabliert (Olick 2007). Im Kontrast zu diesem nostalgischen Ton wegen des Verlustes von Sicherheit und vertrauten Orientierungspunkten ist aber in Vertlibs Roman die vom Erzähler eingenommene Perspektive eine der Hoffnung, des Idealismus im Sinne von „Wir schaffen das, irgendwie“ (194), mit Übernahme der Verantwortung und, auch privat, mit der Annahme eines fremden Kindes als eigene Tochter. Zugleich ist es eine Perspektive der Hybridität. Denn als AfD-Leute, angeblich aus Gastfreundschaft bei einer Mahlzeit Viktors jüdische und russische Gewohnheiten berücksichtigen wollen, lehnt dieser die ihm aufgedrückten Identitätsbilder oder Klischees ab (128–134). Er zeigt dadurch, dass sich Menschen nicht pauschal nach Religion, Herkunft usw. einstufen bzw. darauf reduzieren lassen und dass die Identität das Ergebnis eigener, frei getroffener Entscheidungen ist oder sein sollte.

Gedächtnis funktioniert also prospektiv, oder in Erlls Worten als “prosecutive memory” (Erll 2016: X). Erll hebt die von Reinhart Koselleck bezeichneten „future pasts“ oder künftige Vergangenheiten hervor und deutet sie als “the specific pasts that we construct today, as we hope them to be remembered in the future (and these include, too, our present as a ‘future past’)” (ebd.). Gedächtnisarbeit, wie sie in diesem Roman betrieben wird, soll für die Zukunft die Ereignisse und die ideologische und soziale Stimmung der Gegenwart sowohl kollektiver als auch individueller Art festhalten. In diesem Sinne ist die Entscheidung für ein prospektives Verständnis von Gedächtnis – sowie ebenfalls eine prospektive dynamische Heimat – eine ethische Wahl, so Erll (ebd.), die im Einklang mit Vertlibs Einstellung steht. Denn gerade Umbruchsituationen, mit der einhergehenden Herausforderung und Debatte über kollektive Identität bzw. über die Bedrohung oder Neudefinition der Heimat, bilden eine Chance, alte Konzepte zu revidieren und zu öffnen.⁷ Wie Pentzold, Hajek und Lohmeier behaupten, “times of trouble must not only be experienced as cataclysmic breakdown, disaster and disintegration but that they also open up the chance, on the one hand, to redraft and rework personal opinions, actions and the overall conduct of life as well as, on the other hand, to revise communal and social identities, interactions and institutions” (Hajek/Lohmeier/Pentzold

7 Zur Revision und Debatte über Heimat in Umbruchssituationen etwa im Rahmen der Wiedervereinigung 1990 siehe Eichmann/Francke 2013.

2016: 2). Die Möglichkeit des sogenannten ‘productive remembering’, in Worten von Andreas Huyssen (2003: 27), oder auch eines prospektiven Gedächtnisses bildet also eine Möglichkeit für die Reflexion und Gestaltung neuer, transkultureller Identitäts- und Heimatkonzepte auf ethischer Basis.

3. Schluss

Heimat und Gedächtnis verfügen als Achsen von Identifikationsprozessen über wichtige Gemeinsamkeiten: Beide erweisen sich als hybride, dynamische und prospektive Konstrukte. Dabei ist die Rolle transkultureller und digitaler Gedächtnisprozesse von besonderer Tragweite. Die Anfangshypothese konnte demzufolge nachgewiesen werden. Darüber hinaus eröffnet der prospektive Blick eine ethische Dimension, die im Text von Vertlib ebenfalls veranschaulicht wird.⁸ Zu dieser ethischen Absicht im Roman soll noch abschließend Folgendes mitgeteilt werden:

Das Gedächtnis im Dialog zwischen gestern und heute gestaltet die Gegenwart und die Definitionsparameter der betroffenen Menschen: Wer bin ich geworden und was hat mich geprägt bzw. wie bin ich gesinnt, wie deute ich die Nazivergangenheit und wie stehe ich zu der humanitären Krise bzw. zum heutigen Fremdenhass und Antisemitismus: Die Antwort auf diese Fragen wird dynamisch sowohl durch die eigene individuelle Umgebung als auch durch das kollektive Klima jenseits geografischer oder politischer Grenzen bestimmt, oder anders gesagt, durch die – auch digitale, virtuelle – Heimat, in der sich das Subjekt wiederfindet, und die es ebenfalls mitgestaltet. So redet Viktor über das schlechte Gewissen, das er empfindet, weil er leben darf:

Bin ich denn in irgendeiner Weise besser als andere? Nein. Wie viele meiner Vorfahren sind der Shoah oder dem Stalin-Terror zum Opfer gefallen? [...] Warum existiere gerade ich, und warum lebe ich hier, auf der Sonnenseite der Welt, und dabei ausgerechnet in dem Land, wo der Mord an meinen Vorfahren beschlossen und organisiert wurde? (188).

Aus der Erinnerung an das Erlebte oder gar Übertragene und Angeeignete heraus (und hierzu sollte nochmals an Hirschs Konzept der Postmemory erinnert werden) entwickelt sich in einem offenen Prozess die ethische Verortung und Weltanschauung des Protagonisten. Dieser Prozess wird dann in der Gegenwart

8 Es wäre wünschenswert, diese Korrelation in weiteren Romanen zu untersuchen, die ebenfalls prospektive Gedächtnis- und Heimatdiskurse thematisieren. Damit könnte erkannt werden, ob der prospektive Blick bei der Gedächtnisarbeit und der Heimatgestaltung systematisch ethische Aspekte fördert.

im Dialog sowohl mit den Anhängern der AfD wie auch mit deren Gegnern fortgeführt. Als Fazit seiner Einstellung könnte folgendes Zitat dienen:

Mehr hilfsbereite Menschen als Hetzer, mehr Idealisten als sogenannte Pragmatiker. Wenn alle immer so töricht wären, nur das Vorhersehbare zu wollen und das Offensichtliche zu glauben, wären wir immer noch Menschenaffen und säßen auf den Bäumen. Angela Merkel hat schon recht: Wir schaffen das! Irgendwie (194).

Es ist offensichtlich, dass dieser Diskurs jenseits der Fiktion zur Mitgestaltung eines bestimmten Gedächtnisnarrativs bzw. zur Deutung jener historischen Ereignisse im Jahr 2015 beitragen soll. Vertlibs Verständnis der Literatur als ethischer Verantwortung ergänzt am kohärentesten die Lebenseinstellung der Hauptfigur. Die Ressourcen aus dem Gedächtnis werden aktiviert, um die Gegenwart zu deuten, und daraus bestimmt der Protagonist, wie auch das Lesepublikum, wie man Umwelt und Mitmenschen und auch sich selbst wahrnehmen will, und wie man damit bzw. mit ihnen umgeht. So verbindet Vertlib die ethische Dimension von Gedächtnis und Heimat mit einer utopischen Funktion der Literatur (die eines Idealisten, wie der Erzähler sagt) als Grundeinstellung oder *Movens* im Leben und in der Kunst.

Bibliografie

- Assmann, Aleida: One land and three narratives: Palestinian sites of memory in Israel. In: *Memory Studies* 2018, Vol. 11(3), 287–300.
- Bescansa, Carme / Nagelschmidt, Ilse (Hrsg.): *Heimat als Chance und Herausforderung. Repräsentationen der verlorenen Heimat*. Berlin 2014.
- Bescansa, Carme: Doing home. Lenka Reinerová's performative Heimatentwürfe. In: *Der imaginierte Ort, der unbekannte Ort*. Hrsg. von Anna Gajdis / Monika Manczyk Krygiel. Frankfurt a. M. 2016, 195–207.
- Björkdahl, Annika / Kappler, Stefanie: The Creation of Transnational Memory Spaces: Professionalization and Commercialization. In: *International Journal of Politics, Culture, and Society* 32, 2019, 383–401.
- Blickle, Peter: Der neue Heimatbegriff. In: *Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit*. Hrsg. von Franciszcka Gruzca. Frankfurt a. M. 2012, 41–46.
- Crownshaw, Richard: Transcultural Memory, Special Issue *Parallax* 17/4, 2011.
- Eichmanns, Gabriele / Francke, Yvonne: Introduction. In: *Heimat Goes Mobile: Hybrid Forms of Home in Literature and Film*. Cambridge 2013, 1–13.
- Eichmanns, Gabriele / Francke, Yvonne (Hrsg.): *Heimat goes Mobile. Hybrid Forms of Home in Literature and Film*. Cambridge 2013.

- Eigler, Friederike / Kugele, Jens (Hrsg.): *Heimat at the Intersection of Memory and Space*. Berlin/Boston 2012.
- Eigler, Friederike: *Critical Approches to Heimat and the Spatial Turn*. In: *New German Critique* 115/39, 2012, 27–48.
- Erll, Astrid: *Foreword*. In: *Memory in a Mediated World. Remembrance and Reconstruction*. Hrsg. von Hajek, Andrea / Lohmeier, Christine / Pentzold, Christian. Houndmills: Macmillan 2016, X–XII.
- Erll, Astrid: *Transcultural memory*. In: *Témoigner. Entre histoire et mémoire* 119, 2014, 178. <<http://journals.openedition.org/temoigner/1500>> [Abruf: 16.08.2020]
- Erll, Astrid: *Travelling Memory*. In: *Parallax* 17/4, 2011, 4–18.
- Groes, Sebastian: *The futures of memory*. In: *Memory in the Twenty-First Century*. Hrsg. von Sebastian Groes. Houndmills 2016, 347–363.
- Hallet, Wolfgang / Neumann, Birgit (Hrsg.): *Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn*. Bielefeld 2009.
- Hirsch, Marianne: *Connective Arts of Postmemory*. In: *Analecta Politica* 9/16, 2019, 171–176.
- Huysen, Andreas: *Present Pasts: Urban Palimpsests and the Politics of Memory*. Stanford, CA 2003.
- Iztueta, Garbiñe / Saalbach, Mario / Talavera, Iraide / Bescansa, Carme / Standke, Jan (Hg.): *Raum – Gefühl – Heimat. Literarische Repräsentationen nach 1945*. Marburg 2017.
- Koselleck, Reinhart: *Futures Past: On the Semantics of Historical Time*. New York 2004. (Original: *Vergangene Zukunft: Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a. M. 1979.)
- Markowitsch, Hans / Welzer Harald: *Das autobiographische Gedächtnis: Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*. Stuttgart 2005.
- Morley, David: *Home Territories. Media, Mobility and Identity*. New York 2000.
- Olick, Jeffrey: *Politics of Regret. On Collective Memory and Historical Responsibility*. New York 2007.
- Pentzold, Christian / Lohmeier, Christine / Hajek, Andrea: *Introduction: Remembering and Reviving in States of Flux*. In: *Memory in a Mediated World. Remembrance and Reconstruction*. Houndmills 2016, 1–12.
- Rigney, Anne: *Remembrance as Remaking: Memories of the Nation Revisited*. In: *Nations and Nationalism* 24(2), 2018, 240–257.
- Smith, Anthony: *Myths and Memories of the Nation*. Oxford 1999.
- Stangl, Werner: *Stichwort ‘prospektives Gedächtnis’*. Online Lexikon für Psychologie und Pädagogik, 2020. <<https://lexikon.stangl.eu/2552/prospektives-gedachtnis/>> [Abruf: 16.08.2020]

- Tellidis, Ioannis / Kappler, Stefanie: Information and communication technologies in peacebuilding: Implications, opportunities and challenges. In: *Cooperation and Conflict* 51/1, 2016, 75–93.
- Vertlib, Vladimir: *Viktor hilft*. Wien 2018.
- Winter, Jay: *Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European Cultural History*. Cambridge 1995.

(Re-)Konstruierte Heimat und Postmemory als unvollständiges Erbe in Sabrina Janeschs Romanen *Katzenberge* (2010) und *Ambra* (2012)

Grazia Berger

Zusammenfassung: Dieser Artikel beschäftigt sich mit zwei Romanen der deutsch-polnischen Schriftstellerin Sabrina Janesch, *Katzenberge* (2010) und *Ambra* (2012). Beide Romane setzen sich mit dem Thema von Flucht und Vertreibung in Osteuropa aus der Perspektive der dritten Generation auseinander, weshalb der von Marianne Hirsch eingeführte Begriff der Nacherinnerung eine wesentliche Rolle spielt. Für Hirsch „beschreibt Postmemory die Beziehung, die die ‘Generation danach’ gegenüber dem persönlichen, kollektiven und kulturellen Trauma derer, die davor lebten, haben.“ Die beiden Romane zeigen, dass Nacherinnerungen nur teilweise dazu beitragen, bei den Protagonisten eine starke Identität und ein Gefühl von Heimat zu schaffen.

Schlüsselwörter: Postmemory/Nacherinnerung, Osteuropa, Zweiter Weltkrieg, Heimat, Flucht und Vertreibung

Einleitung

Sabrina Janesch hat zwei wichtige Romane, *Katzenberge* (2010) und *Ambra* (2012), zur unabgeschlossenen Geschichte der Vertreibung in Osteuropa geschrieben, die in der Gegenwart ihren Ausgang nehmen und zu unterschiedlichen Resultaten in der Behandlung des Familiengedächtnisses und der mehr oder weniger erfolgreichen Verortung der jeweiligen Protagonistinnen in der neuen bzw. alten Heimat führen. Heimat ist dabei für die Protagonistinnen nicht mehr die im Zuge des Zweiten Weltkriegs von der vorhergehenden Generation „verlorene“ Heimat im Osten Europas, sondern vielmehr eine transnationale Suchbewegung, die einem „neue[n] Heimatbegriff entspringt [...] einer innerlich empfundenen flexiblen, offenen Identität“ (Blickle 2012: 44). Bei diesem neuen Heimatbegriff geht es weniger um einen festgelegten physischen und emotionalen Raum, der als Heimat wahrgenommen wird, als um das Schaffen eines mobilen Heimatgefühls, das durch symbolische, performative Aktionen zu einer vertieften Identität des Suchenden führt (Morley 2000: 47). So beschäftigen sich die beiden Protagonistinnen aus der dritten Generation mit der Heimat des Vaters (*Ambra*) bzw. des Großvaters (*Katzenberge*) durch

das Aufsuchen der jeweils verlorenen Heimat (Danzig im Falle von *Ambra* und Galizien im Falle von *Katzenberge*). Beide versuchen durch ihre Reise die eigene Geschichte besser zu verstehen und sich im Verhältnis zu Vergangenheit und Heimat zu positionieren.

Am Beginn beider Romane steht der Tod eines geliebten Menschen, in *Katzenberge* der Tod des Großvaters und in *Ambra* der Tod des Vaters der Protagonistin. Die Toten beleben jeweils die Vergangenheit wieder. Es handelt sich in beiden Fällen um sogenannte „rekonstruktive Familien-“ oder „rekonstruktive Generationenromane“ (Reidy 2013: 9). Diese zielen

nicht auf eine positivistische Aufarbeitung von Vergangenheit ab, vielmehr bieten sie ausgehend von ganz unterschiedlichen Wirkungsabsichten Rekonstruktionen einer oft imaginativ ergänzten Vergangenheit, die mittels dem Strukturprinzip der Generation – der Familiengeschichte – literarisiert wird (Reidy 2013: 9).¹

Wesentlich ist hier der Aspekt der „imaginativ ergänzten Vergangenheit“. Gemäß Hirsch sind es nämlich gerade diese imaginativ ergänzten Erinnerungen, die in Form von *Postmemories* an die Stelle realer Erinnerungen treten. Es geht dabei um die „experience of those who [. . .] have grown up dominated by narratives that preceded their birth“ (Hirsch 2001: 221). Die *Postmemories* haben eine besondere Kraft, gerade weil es nicht um eine Form direkter Erinnerung geht, sondern um eine imaginative und kreative, die man auch als (Re)Konstruktionsarbeit der Nachgeborenen bezeichnen kann: „Postmemory is a powerful and very particular form of memory precisely because its connection to its object or source is mediated not through recollection but through an imaginative investment and creation.“ (Hirsch 1997: 22). Reidy merkt an, dass dieser Umgang mit der Vergangenheit letztlich auf Identitätsstiftung aus ist und dass die zugrunde liegende Motivation oft als eine (selbst)therapeutische beschrieben werden kann, wobei es darum geht „die Genese des Ichs zu erzählen (Kursivierung des Autors)“ (Reidy 2013: 10f.).

Für *Katzenberge* (2010) wird der autobiografisch nacherinnernde Bezug durch die Danksagung der Autorin bestätigt. Einerseits widmet sie das Buch ihrer Familie, andererseits nennt sie den Großvater mit „seine[n] Geschichten“ als den „eigentlichen Erzähler“ des Romans (Janesch 2017⁴: 273).² In diesem Sinne geht es hier darum, die Genese des Ichs über die kreative Rekonstruktion

1 Vgl. Wolting: “Wenn man Literatur als Modell der Wirklichkeit auffasst, [. . .] dann lässt sich der Roman [Katzenberge, G.B.] als Ausdruck eines individuellen Bedürfnisses nach einer Rekonstruktion eines Lebenslaufs und als Ausdruck einer Notwendigkeit eine historische Epoche, der im öffentlichen Raum wenig Raum gewährt wird, wieder ins Bewusstsein rücken” (2018: 178).

2 Im Folgenden zitiert als KB.

der Familiengeschichte zu erschreiben, was Janesch auch in einem Interview über *Katzenberge* (Janesch 7.5.2011) bestätigt.

Für *Ambra* (2012) ist dieser autobiografisch nacherinnernde Bezug nicht in gleicher Weise gewährleistet. Wie ihre Protagonistin ist die Autorin zwar in Deutschland aufgewachsen, hat deutsch-polnische Wurzeln und beherrscht Deutsch und Polnisch muttersprachlich. Ihre Familie stammt jedoch nicht aus Danzig. In einem Interview über *Ambra* erläutert Janesch, dass sie sich die Stadt im Rahmen einer Stadtschreiberschaft 2009–2010 erst erobern musste (Janesch 13.5.2011). Auf dem Blog aus dieser Zeit (Janesch: 2012) beschreibt sie Begegnungen mit Leuten, die dann Charaktere für den Roman geworden sind. In diesem Sinne geht es hier nicht um eine im Roman inszenierte, autobiografisch geprägte Nacherinnerung, sondern um für den Roman benutzte, persönliche Erinnerungen der Autorin im Rahmen ihrer Stadtschreiberschaft. Auch wenn aufgrund der Stimme der Spinne im Bernstein die Nacherinnerung im Roman anwesend ist, kommt ihr hier nicht dieselbe Bedeutung zu wie in *Katzenberge*.

Postmemory beschreibt die Beziehung, die die "Generation danach" zu einem persönlichen, kollektiven und kulturellen Trauma der vorhergehenden Generation(en) hat. Dieses Trauma wird durch Geschichten, Bilder, Orte etc. an die jüngere Generation weitergegeben, manchmal auch an die dritte Generation (Hirsch 2012: 5). In beiden Romanen geht es um ein Trauma in Verbindung mit dem Verlust der Heimat der Großelterngeneration in Osteuropa infolge der Vertreibungen am Ende des Zweiten Weltkriegs. In *Ambra* folgt auf diese erste Vertreibung der Großelterngeneration eine Emigration des Vaters der Protagonistin nach Deutschland.

Die Reaktivierung des Ortes als Gedächtnisraum, die emotionalen Beziehungen zwischen den Figuren und Generationen sowie die narratologische Gestaltung der *Postmemories* sollen hier im Hinblick auf den jeweiligen (Gedächtnis)Ort betrachtet werden, wobei deutlich wird, dass diese Erinnerungen nicht nur der Rekonstruktion von verlorener Heimat dienen, sondern – zumindest in *Ambra* – auch der Suche nach einer neuen Heimat. Es zeigt sich, dass Heimat in beiden Romanen nicht als statische (Re)Konstruktion erinnernder räumlicher Verortung in der Vergangenheit verstanden werden muss, sondern in *Katzenberge* einerseits als „dynamischer Prozess der Beheimatung“ (Eigler 2014a: 45), bei der „die [neue] schlesische Region erst nach Jahren heimatliche Züge annimmt“ (ebd.), und andererseits in *Ambra* als Versuch emotionaler und räumlicher Verortung der in Deutschland aufgewachsenen Protagonistin bei der polnischen Seite ihrer Familie in der Gegenwart, was sich letztlich als Utopie erweist. Der Grund für dieses Misslingen liegt, wie zu zeigen ist, nicht zuletzt in den Traumata der jüngsten Vergangenheit, die die weiter zurück liegenden überlagern, wodurch dem Erinnern und seinen Möglichkeiten räumlicher Beheimatung ein *anderer* Platz zugewiesen wird.

Magisch-realistische Elemente wie etwa das Erscheinen des Biests in *Katzenberge* (Egger 2014: 65–78, 2017: 141–156) oder die Fähigkeit, mittels des Bernsteins Gedanken Anderer zu lesen in *Ambra* weisen in beiden Romanen weder die gleiche Funktion noch dieselben Resultate auf. Wo in *Katzenberge* das Erscheinen des Biests auf eine unheimliche Verbindung zur alten Heimat Galizien weist, wird durch das Gedankenlesen mittels des Bernsteins in *Ambra* nicht nur eine Verbindung zur Vergangenheit, sondern auch zur Gegenwart hergestellt, wobei die gegenwartsbezogene, emotionale und räumliche Heimatlosigkeit der Protagonisten ins Zentrum gerückt wird, und die Vergangenheit dementsprechend in den Hintergrund gerät.

1. Erzählstrategien in *Katzenberge* und *Ambra*

Beide Romane arbeiten mit einer Ich-Erzählerin, die aus der persönlichen Perspektive individuelle Erfahrungen vermittelt, mitunter mit Rückgriff auf narratologisch unterschiedlich vermittelte Erinnerungen anderer Individuen oder Stimmen. So handelt es sich gemäß Wolting bei *Katzenberge* um zwei unterschiedliche Erzählebenen, einerseits diejenige der Gegenwart, die durch die Ich-Erzählerin repräsentiert wird, andererseits um die komplexere Erzählebene der Vergangenheit, die meist mittels einer indirekten Rede mit der Wiedergabe der Erinnerungen des Großvaters beginnt, dann in eine auktoriale Erzählperspektive mit interner Fokalisierung wechselt, sodass „das Erzählen auf [. . .] das Erfahrungsfeld, das Wissen und die Sicht der Figur Janeczko[s] [= des Großvaters, G.B.] *reduziert*“ wird (Wolting 2010: 186). Mit Eigler könnte man eher sagen, dass das Erzählen über die Figur des Großvaters *erweitert* wird, denn das über die Figurenrede des Großvaters auktorial Erzählte, zum Beispiel die Beschreibung von Landschaften und Orten, geht weit über das, was die Ich-Erzählerin wissen kann, hinaus (Eigler 2014b: 156). Wolting betont ebenfalls, dass historische Fakten als solche meist nicht präzise referiert, sondern über die Figurenrede suggeriert werden (Wolting 2010: 186). Insofern kann man davon ausgehen, dass in *Katzenberge*, aber auch in *Ambra* häufiger auf das drei bis vier Generationen nicht überschreitende, kommunikative Gedächtnis zurückgegriffen wird als auf das kulturelle Gedächtnis. Dies hängt bei *Katzenberge* u. a. damit zusammen, dass die Literatur über die Geschichte der Vertreibung aus Galizien erst im Entstehen begriffen ist, also bis jetzt noch wenig Verschriftlichung erlebt hat (Wolting, 2010: 177f.). Zudem muss betont werden, dass für den Roman *Katzenberge* „[d]ie Lebenserfahrungen der Vertriebenen und ihrer Nachkommen [. . .] als Vorlage für die Erfahrungen der Ich-Erzählerin und ihres Großvaters“ dienen (Wolting 2010: 178). Es handelt sich letztlich um ein komplexes Zusammenspiel von mündlichem, kommunikativem und

kulturellem, also bereits verschriftlichtem Gedächtnis, wenn auch der Zeitraum von 80 bis 100 Jahren, der das kommunikative Gedächtnis kennzeichnet, nicht überschritten wird. Als kommunikatives Gedächtnis wird nach Jan und Aleida Assmann ein eher mündlich überliefertes Gedächtnis bezeichnet, das sich dadurch auszeichnet, dass die Gruppenmitglieder sich über die Vergangenheit austauschen und diese gemäß diesem Austausch immer wieder neu bewerten, wobei Zeitzeugen, die über die Vergangenheit berichten, zentral stehen.³ Diese Art Austausch hat wiederum Auswirkungen auf das fester umrissene kulturelle Gedächtnis, das aufgrund seiner schriftlich niedergelegten historischen Monumentalität weniger leicht veränderbar ist, aber mittels neuer Bewertungen relevante Akzentverschiebungen erfahren kann.⁴

In *Ambra* lässt Janesch die Ich-Erzählerin nicht eindeutig durch die verstorbene Stimme des Vaters in die Vergangenheit eintauchen.⁵ Hier wird mit vier unterschiedlichen Stimmen erzählt, einer an die des märchenhaft erzählenden Vaters erinnernden in der dritten Person, der der jungen, deutschen Protagonistin Kinga als Ich-Erzählung, der eines deutschen Stadtschreibers in Danzig in der dritten Person und der einer im Bernstein eingeschlossenen Spinne. Durch diese letzte Stimme wird die Familiengeschichte der Vertreibung mit dazugehörigen Zerwürfnissen und Traumata wiedergegeben. Durch deren märchenhaften Unterton wird der Zugang zur legendären Vorzeit der Familie gegeben, die über viele Generationen zurückreicht und somit über das kommunikative Gedächtnis hinaus. Der Bernstein ist bereits seit hundert Jahren im Besitz der Familie Mischa/Mysza und gibt demjenigen, der ihn trägt – in diesem Fall Kinga –, die Fähigkeit, Gedanken zu lesen. Für Janesch versinnbildlicht der Titel des Romans „Ambra“ nicht nur den Bernstein, sondern auch „etwas Mysteriöses, etwas, das man nicht genau einordnen kann, das aber die Menschen über die Jahrhunderte hinweg fasziniert hat. So wie der Stoff der Geschichte, das Erzählen“ (Janesch 2012: 390). Für sie ist „[d]er Stein selbst

3 Eine gute Zusammenfassung zur Differenzierung zwischen kollektivem und kommunikativem Gedächtnis bieten Jan Assmann, 1992: 56 und Erll, 2017: 24–27 und 108–117. Zu einer Weiterentwicklung des Modells, vgl. A. Assmann 2002, 2006, 2007, zit. n. Erll 2017: 24–31.

4 Vgl. Welzer, 2011³: 15: „[...] in der Erinnerungspraxis der Individuen und sozialen Gruppen hängen ihre Formen und Praktiken miteinander zusammen, weshalb sich die Gestalt des ‚kulturellen Gedächtnisses‘ auch – zumindest über längere Zeitabschnitte hinweg – wandelt, indem bestimmte Aspekte ab- und andere aufgewertet werden und wieder andere neu hinzugefügt werden“.

5 „Mein Vater hat mir als Kind jeden Abend Märchen erzählt, Gutenachtgeschichten, wie die Spinne gewandert ist, von Kasimir zu Konrad zu Emmerich. Ich habe immer geglaubt, er habe sich Märchen ausgedacht.“ (AM: 19). Auf derselben Seite beginnt dann die Märchenerzählerstimme des Vaters die Familiengeschichte mit der Geburt Kingas. Der Roman wird zitiert als AM.

[...] ein Medium für Geschichte und Geschichten, denn die eingeschlossene Spinne erzählt uns die Chronik der Mischas“ (ebd.). Das Gedächtnis der Familie hat hier also eine materielle Form bekommen, die magische Fähigkeiten besitzt. Der Bernstein kann über die Familie hinaus Elemente aus der Vergangenheit *anderer* Protagonisten wiedergeben, so beispielsweise Erinnerungen von Kingas Cousin Bartosz und dessen Freundin Renia (AM 75f.), den beiden wichtigsten Bezugspersonen Kingas. Zwar bekommen Kinga und der Leser über diese Einschübe die Erinnerungen der beiden weiteren Protagonisten vermittelt, jedoch werden diese nie kommentiert, vielmehr kehrt die Erzählung unmittelbar danach in die Gegenwart der Ich-Erzählerin zurück. Es handelt sich in diesem Fall auch nicht um Nacherinnerungen aus früheren Generationen, denn es geht um persönliche Erinnerungen von Bartosz und Renia, die durch den Stein in Erscheinung treten.

2. Zur Nacherinnerung traumatischer Orte in *Katzenberge* (2010)

Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit scheint in *Katzenberge* zu beginnen, als Nele eines frühen Herbstmorgens allein zum Friedhof fährt und sich an Einzelheiten aus Gesprächen mit dem Großvater erinnert. So wird bereits auf diesen ersten Seiten des Romans auf die deutsch-polnische Vergangenheit und damit verbundene Verdrängungen und Hassgefühle hingewiesen.

Es ist kein besonders alter Friedhof, die ältesten Steinkreuze, halb verwittert, wurden 1946 aufgestellt. Als hätte es hier vorher keine Menschen, keine Sterblichen gegeben. Jedenfalls keine polnischen. Großvater hatte dafür nur ein Schulterzucken übrig, ein Rotzhochziehen, einen unwirschen Schlag auf den Tisch. Man fährt keine tausend Kilometer, um sich dann zum Sterben hinzulegen. Kein Fisch sei der Mensch, kein Aal, der sich durch unzählige Flussläufe kämpft, einzig, um am Ziel prompt zu vergehen. Charakterlos und katholisch habe er das gefunden, nach Schlesien zu kommen, wo es noch nach Deutschen stank, und ermattet zu entschlafen – ohne einen Finger zu rühren, um die Erde urbar zu machen, wie nach einer langen Zeit der Pestilenz, die das Land überzogen hatte. Nein. Er, Großvater, hatte gewusst: Seine Zeit war noch längst nicht gekommen. Bevor er seinen Atem aushauche, würde er ihn in den toten, verbrannten Leib, der Schlesien war, geblasen haben (KB 14)

Nicht nur datiert der Friedhof erst aus dem Jahr 1946 und enthält ausschließlich polnische Gräber, wodurch alle Erinnerungen an die deutsche Vergangenheit verdrängt werden. Die Enkelin erinnert sich deutlich an die Wut und den Trotz des Großvaters gegenüber dieser deutsch-schlesischen Vergangenheit, der er als Neuankömmling seinen „Atem“ einzuhauchen gedachte. Diese

Anspielung auf die Vertreibung und Neuansiedlung der galizischen Polen in Schlesien ist die erste im Roman. Die Nacherinnerung der Enkelin Nele zeigt, dass die Vergangenheit gerade aufgrund der Weitergabe solch starker Hassgefühle nicht vergessen werden kann und somit in den Nachfolgegenerationen nach Verarbeitung verlangt. Diese findet im Roman durch den *Roadtrip* Neles nach Galizien statt. Sie versucht durch ihre Reise die tabuisierte, alte Heimat der Vertriebenen zu rekonstruieren, was aufgrund der zahlreichen, traumatischen Erinnerungslücken nur mangelhaft gelingt, jedoch zur Identitätsbildung der Protagonistin beiträgt (Egger 2017: 146). Es ist in diesem Zusammenhang interessant anzumerken, dass in der Nacherinnerung der Figur des Großvaters durch Nele die neue Heimat Schlesien eine wesentlichere Rolle spielt als Galizien, die ursprüngliche Heimat, aus der er vertrieben wurde. Dies ist nicht immer in gleicher Weise der Fall. So bringen die Frauen ihren Aberglauben an den Teufel mit, der im Roman eine wichtige Rolle spielt und jeweils in Form eines Biests erscheint, das durch ein dreifach wiederholtes Ritual endgültig gebannt werden soll.⁶ Heimat wird in diesem Sinne zu einem beweglichen Prinzip (Morley 2000: 47), das stark abhängig ist von einer „in der Imagination angesiedelten Räumlichkeit“ (Blickle 2012: 44). Das unheimlich erscheinende Biest ist in diesem imaginativen Raum angesiedelt und kreierte eine Verbundenheit zwischen den Welten, die dem magischen Realismus eigen ist (Egger 2017: 143).

Erst im letzten Abschnitt des einleitenden Kapitels wird deutlich, dass es sich um eine Rahmenerzählung handelt: Nele kommt von ihrer Reise zurück und will dem Großvater einen geheimnisvollen Beutel mit Erde aus der alten Heimat bringen. In ihrer Selbstkommentierung macht die Erzählstimme deutlich, dass das Abenteuer, auf das sie sich nach dem Tod des Großvaters einließ, bei der Familie allseits Unverständnis hervorgerufen hatte, sie sei für „verrückt, [. . .], heilig, [. . .], sentimental, schwachsinnig, depressiv, neurotisch, [. . .] tot, [. . .] sterbenskrank“ oder zumindest „etwas sonderbar“ befunden worden. Nach ihrer Rückkehr habe man sie selbst für eine „auratische Erscheinung“ (KB 15) gehalten. Der Enkelin wird neben dem Unverständnis eine Art Bewunderung entgegengebracht, die mit einem Gefühl von Irrealität einhergeht. Im Beutel bringt Nele Sand aus Galizien mit, der allerdings auf der Reise mehrheitlich aus dem Beutel gerieselt ist, sodass nur noch schwarzer Staub übrig ist, als sie die Erde zwischen den Gräbern der Großeltern begraben will. Das große Ziel der Reise wäre gewesen, mit

6 Teufelsbannung wird im Grimmschen Wörterbuch als eine Befreiung von einer Besessenheit beschrieben: vgl. TEUFELSBANNUNG, f.: den besessenen durch teufelsbannung zu heilen. Freytag ges. werke 19, 375; die teufelsbannungen und beschwörungen. Immermann Münchh. 2, 258. Im hiesigen Fall kann die Befreiung nur stattfinden durch ein dreifach richtig ausgeführtes Ritual.

Hilfe der heimatlichen Erde die dritte und letzte Bannung des Teufels auszusprechen, was durch den Verlust der Erde verunmöglicht wird (KB 269). Nele sieht dementsprechend, als sie die Reste verstreut, „einen Schatten“ (KB 268), der auf die Präsens des Biests verweist. Die Vergangenheit kann somit nicht abgeschlossen werden, sie geistert – vergleichbar mit dem nicht geöffneten Beutel in Siegfried Lenz' Erzählung *Schwierige Trauer* – weiter in der Gegenwart herum, die Protagonisten der älteren Generation haben sie mitgebracht, sei es in Form des zu bannenden Teufels oder in Form von anderen Erinnerungen an die alte Heimat. Ein Stück Unheimlichkeit bleibt so in der neuen Heimat Schlesien erhalten, die trotz des *Roadtrips* Neles, des Willens zur Bannung des Teufels durch das Mitbringen der Erde und der Konfrontation mit den vergangenen Orten und Menschen nicht gänzlich zum Verschwinden gebracht werden kann. Als traumatisch werden nicht nur die in der Vergangenheit angesiedelten Schlüsselorte der Vertreibung wie etwa der Übergang über den Bug erfahren, sondern auch die neue Heimat, die noch voll der Vergangenheit Anderer, nämlich der Deutschen ist. Als der Großvater sein neues schlesisches Haus in Besitz nehmen will, muss er erst den Leichnam des deutschen Vorbesitzers, der sich in der Scheune erhängt hat, entsorgen und dem Teufel die Stirn bieten. Die Nacherinnerung Neles an dieses traumatisierende Erlebnis ist vermutlich einer der Anlässe, warum sie aufbricht, um die galizische Erde für die Bannung des Teufels zu holen. Die Erzählungen des Großvaters, die zu Neles Nacherinnerungen geworden sind, verlangen nach Handlungen, die die Enkelin und wohl auch andere Mitglieder der Familie von der traumatischen Vergangenheit befreien sollen. Hieran wird deutlich, dass die Traumatisierung nicht nur den Verlust der alten Heimat betrifft, sondern auch die Ankunft in der neuen, die eigentlich die Heimat Anderer, nämlich der Deutschen gewesen ist, die wiederum selbst Opfer des Krieges und der sich daraus ergebenden Traumatisierungen waren. Letztlich sind also Ostpolen und Deutsche durch das Trauma des Krieges verbunden, das in den Erzählungen weitergegeben wird und in der Enkelgeneration zu versöhnendem Handeln aufruft. Der Umstand, dass nur noch ein bisschen Staub im Tuch, das Nele zurückbringt, übrig geblieben ist, kann metaphorisch mit dem nur noch Wenigen, das von dem tatsächlich Passierten in der Nacherinnerung der Enkelin übrig geblieben ist, parallelisiert werden. Die Nacherinnerungen der Enkelin erhalten darin eine konkrete Form, wobei die beiden Heimaten durch das Verstreuen der Erde miteinander ausgesöhnt werden sollen, was sich in dem das Ritual begleitenden Wunsch, den Teufel endgültig zu bannen, zeigt. Darin wird das dynamische, transnationale Heimatverständnis der jüngsten Generation offenbar, die Heimat nicht als einzufordernden Besitz, sondern als identitäre Suche auffasst, wobei Nacherinnerung und (Re)Konstruktion helfen.

3. Danzig als Ort von Heimat, Trauma und Erinnerung in *Ambra*

Einen anderen Ansatz im Umgang mit Heimat, Gedächtnis und Erinnerung stellt der zweite Roman Janeschs dar. Die beabsichtigte Vielstimmigkeit des Romans gibt der Erinnerung keinen eindeutigen Platz mehr, es geht nicht mehr vorrangig um die nacherinnernde Rekonstruktion des die fernere Vergangenheit betreffenden Familiengedächtnisses, das nur noch durch *eine* der vier Stimmen repräsentiert wird. Vielmehr wird der Akzent auf die jüngere Vergangenheit einzelner Protagonisten gelegt, zumindest sobald durch das Gedankenlesen Kingas die persönliche Vergangenheit von Bartosz und Renia erinnert wird. Diese jüngste Vergangenheit ist von Gewalt und Traumatisierung durchzogen, einerseits durch Bartoszs Kriegserlebnisse im Irak, andererseits durch Renias Vergewaltigung in der Jugend. Die Beiden, die der gleichen Generation wie die Ich-Erzählerin angehören, sind durch ihre persönlichen Erlebnisse ent wurzelt und desorientiert. Die Stadt am Meer wird hier vor allem zum Schauplatz ihrer schwierigen Beziehung und ihres letztendlichen Verschwindens, sie bietet keine wertvolle Beheimatung im Sinne eines mit der Zeit wachsenden Gefühls des Geborgenseins und Zuhauseeseins mehr (Eigler 2014a: 45). Die in der jüngsten Vergangenheit existierende Gewalt (Irakkrieg, Vergewaltigung) kann dabei mit der Gewalt im Zweiten Weltkrieg parallelisiert werden mit dem Fazit, dass Gewalt und Traumatisierung in der jüngsten Vergangenheit ebenso Realitäten darstellen wie in der weiter zurück liegenden Vergangenheit und dass ihre traumatisierende Wirkung ebenso real ist.

Auch in diesem Roman können Parallelen zu Siegfried Lenz' Werk, hier der *Deutschstunde*, gelegt werden, da die Protagonistin Kinga nach dem Verschwinden von Renia und Bartosz von dessen Mutter Bronka als Strafe in Bartoszs Zimmer eingeschlossen wird, um Aufklärung darüber zu verschaffen, wo die Beiden verblieben sind. Das Aufschreiben soll die Erinnerung wieder beleben und die Wahrheit ans Licht bringen. Es liegt also in der durch die Autorin gewählten Anlage des Romans eine Rekonstruktionsarbeit an der Basis des Erzählens, jedoch verschafft das Erzählen insofern keine Erleichterung oder Sühne, als Renia und Bartosz verschwunden bleiben. Auch bleibt Kinga für die polnische Familie ein Eindringling. Bronka behandelt Kinga als Schuldige am Verschwinden ihres Sohns und kann nicht akzeptieren, dass dessen Probleme auf seine eigene Traumatisierung im Irakkrieg zurückgehen und dass seine Freundin Renia so gut mit ihm harmoniert, weil sie ebenfalls eine gewaltbeladene, traumatisierende Vergangenheit erlebt hat. Kinga selbst sieht in der Stadt am Meer und der wiedergefundenen Familie trotz allem eine neue Heimstatt:

Ich antworte [Bronka], dass ich nichts zu verbergen habe, anderenfalls wäre ich doch wohl kaum in der Stadt geblieben, ich wäre nach Brasilien geflohen oder wenigstens in Richtung Deutschland, aber was sollte ich da schon, wenn doch hier mein Zuhause war und meine Familie. (AM 16)

Das Ende des Romans verdeutlicht, dass die Protagonistin durch ihren Erinnerungsprozess selbst in ein Dilemma gerät, da auch für sie das von ihr aus der Ferne beobachtete Verschwinden von Renia und Bartosz in alten Gängen unter der Stadt traumatisch erfahren wird. Beim Anblick Bronkas, als sie dieser die letzten Zettel ihrer Erinnerungsarbeit zusteckt, sieht sie utopisch „eine kaschubische Wiese, auf der ein paar Menschen sitzen und lachen, es ist eine Familie, die gemeinsam grillt; [. . .] man sitzt nahe beisammen, man hat sich gern“ (AM 372). Doch diese Vision trägt, Kinga wird trotz der abgeschlossenen Geschichte erneut eingesperrt, sie bekommt keine Luft mehr, findet Bartoszs altes Feuerzeug und legt schließlich die Bernsteinkette ab. Der Roman endet mit dem alten Familienspruch: „Bernstein, Brennstein, alles muss versteckt sein! Eins, zwei, drei, vier fünf. . .“ (AM 372). Man kann dieses Ende als ein Versagen der (Nach)Erinnerung deuten, denn das Erinnern bringt weder Renia noch Bartosz zurück und ermöglicht keine reinigende Befreiung von der Vergangenheit. Das in der Bernsteinkette symbolisierte unvollständige Erbe der Vergangenheit kann die Probleme, die die Gegenwart aufgibt, nicht lösen. Die Heimat, die Kinga im polnischen Teil der Familie sucht, erweist sich als Trug.

4. Fazit

In den beiden Romanen Janeschs zur deutsch-polnischen Vergangenheit werden Heimat und Gedächtnis unterschiedlich thematisiert. Wo in *Katzenberge* ein dynamisches Heimatkonzept transnationaler Natur vorgestellt wird, wobei bei den Vertriebenen ein langsamer Prozess der Beheimatung in der neuen Heimat stattfindet und mittels der von Nele heimgebrachten Erde auch von der dritten Generation nacherinnernd auf eine Versöhnung der beiden Heimaten gezielt wird, finden wir in *Ambra* zum Schluss eine Verabschiedung der Erinnerungskultur, da die gegenwärtigen, nicht gelösten Probleme der Protagonisten über das (Nach)Erinnern, für die Kinga, das von ihr erstellte Manuskript und die Bernsteinkette mit ihren magischen Fähigkeiten stehen, nicht gelöst werden können. Der Versuch der Erinnerung und Nacherinnerung führt in diesem Roman in eine Sackgasse, weswegen Kinga die Kette mit dem Bernstein zuletzt ablegt. Die von Kinga in Danzig gesuchte emotionale und räumliche Heimat im polnischen Teil der Familie erweist sich als Utopie. Kinga wird von Bronka als Eindringling wahrgenommen. Sie wird für das Verschwinden von Bartosz und Renia verantwortlich gemacht und eingesperrt. Das Aufschreiben der Erinnerungen im Dienste der Aufklärung des Verschwindens der Beiden führt zu keiner (Er)Lösung oder Integration: Von Heimat kann keine Sprache sein.

Bibliografie

- Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992.
- Blickle, Peter: Heimat. A Critical Theory of the German Idea of Homeland. Rochester 2004.
- Blickle, Peter: Der neue Heimatbegriff. In: Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. Hrsg. von Franciszek Crucza, Frankfurt a. M. u.a.: 2012 (= Publikationen der internationalen Vereinigung für Germanistik. 9), 41–46.
- Egger, Sabine: Magical Realism and Polish-German Postmemory: Reimagining Flight and Expulsion in Sabrina Janesch's *Katzenberge* (2010). In: *Interférences littéraires/Littéraire interferences*, "Magical Realism as Narrative Strategy in the Recovery of Historical Traumata". Hrsg. von Eugene Arva / Hubert Roland, Oktober (2014) 14, 65–78. <<http://www.interferenceslitteraires.be>>. ISSN: 2031-2790.
- Egger, Sabine: Magischer Realismus als Modus einer transgenerationellen 'felt history': Heimat, Flucht und Vertreibung in Sabrina Janesch's *Katzenberge*. In: *Raum – Gefühl – Heimat. Literarische Repräsentationen nach 1945*. Hrsg. von Garbiñe Iztueta / Mario Saalbach / Iraide Talavera / Carme Bescansa / Jan Standke. Marburg/Gießen 2017, 141–156.
- Eigler, Friederike: Heimat, Space, Narrative. Toward a Transnational Approach to Flight and Expulsion. New York 2014a.
- Eigler, Friederike: Flucht und Vertreibung in der Gegenwartsliteratur. Methodologische Überlegungen zum Heimat- und Raumbegriff. In: *Heimat als Chance und Herausforderung. Repräsentationen der verlorenen Heimat*. Hrsg. von Carme Bescansa / Ilse Nagelschmidt. Berlin 2014b, 21–49.
- Erl, Astrid: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung. Stuttgart 2017.
- Hirsch, Marianne: Family Frames. Photography, Narrative and Postmemory. Cambridge, MA e.a. 1997.
- Hirsch, Marianne: Surviving Images. Holocaust Photographs and the Work of Postmemory. In: *Visual Culture and the Holocaust*. Hrsg. von Barbie Zelizer. London 2001, 215–246.
- Hirsch, Marianne: The Generation of Postmemory. Writing and Visual Culture after the Holocaust. New York 2012.
- Janesch, Sabrina: *Katzenberge*. Roman. Berlin 2017⁴. [= KB]
- Janesch, Sabrina: *Ambra*. Roman. Berlin 2012. [= AM]
- Janesch, Sabrina: Blog zum Aufenthalt als Stadtschreiberin in Danzig, 2009. <<http://stadtschreiber-danzig.blogspot.com/2009/07/sabrina-janesch-stadtschreiberin-danzig.html>> [Abruf: 12.07.2019]

- Janesch, Sabrina: Lesung und Interview im Rahmen des 13. Kolloquiums Literatur – kulturelle Brücken in Europa am 7.5.2011. <<https://www.youtube.com/watch?v=5Dn5mpFh2RM&t=26s>> [Abruf: 12.07.2019]
- Janesch, Sabrina: Westfälische Nachrichten, 13.15.2011. <https://www.youtube.com/watch?v=_UWkQM44Bgw> [Abruf: 12.07.2019]
- Janesch, Sabrina: „Danzig hat mich schon immer fasziniert.“ Ein Interview. Erschienen als Anhang zur Erstausgabe 2012, zitiert von der Webseite der Autorin: <http://www.sabrinajanesch.de/wp-content/uploads/2009/12/Interview_Janesch.pdf> [Abruf: 13.09.2020]
- Morley, David: Home Territories. Media, Mobility and Identity. London 2000.
- Reidy, Julian: Rekonstruktion und Enteroisierung. Paradigmen des ‚Generationenromans‘ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Bielefeld 2013.
- Welzer, Harald: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München 2011³.
- Wolting, Monika: „ganze Familien überquerten den Bug“ – zu Sabrina Janeschs Erfolgsroman „Katzenberge“ (2010). In: Literarische Inszenierungen in der deutschsprachigen Literatur nach 1945 und 1989. Hrsg. von Manuel Maldonado Alemán / Carsten Gansel. Wiesbaden 2018, 177–190.

**DDR-Heimat
und Postmemory in *Familie der geflügelten Tiger* (2016)
von Paula Fürstenberg¹**

Garbiñe Iztueta

Zusammenfassung: Der vorliegende Beitrag hat zum Ziel, den Roman *Familie der geflügelten Tiger* (2016) von Paula Fürstenberg als literarische Aufarbeitung der Postmemory der DDR zu analysieren, denn im Roman wird der Frage nachgegangen, wie die DDR die Wende- und Nachwendekinder geprägt hat. In Zusammenhang mit Bourdieus Feldtheorie und Loeschers Theorie des Transfers kognitiver Karten in den Bereich des kollektiven Gedächtnisses wird im Roman die Postmemory zur DDR als ein Ort von sozio-historischer Konfrontation divergenter Erinnerungen betrachtet. Insbesondere die Begriffe *kognitive Karte*, *intergenerationale Kommunikation* und *Medialisierung* zeigen sich als ergiebig in der vorliegenden Annäherung an *Familie der geflügelten Tiger*.

Schlüsselwörter: Postmemory, Paula Fürstenberg, Wende- und Nachwendekinder, kognitive Karte, Medialisierung

Die intergenerationale Vermittlung des kulturellen Gedächtnisses der DDR ist in den letzten Jahren mehr und mehr in den Fokus geraten, und zwar als Schlüsselfaktor der Realisierung eines Konsensgedächtnisses für die kommenden Generationen. Besonders interessant sind literarische Aufarbeitungen der DDR-Vergangenheit seitens der Generation der Zeugen ohne Zeugenschaft, d.h. der AutorInnen, die in der späten DDR oder nach der Wende geboren wurden und damit noch zu klein waren, um sich an die DDR-Zeit erinnern zu können. Genau dieser Generation gehören Paula Fürstenberg und ihre Protagonistin Johanna in dem Roman *Familie der geflügelten Tiger* an, in welchem der Frage nachgegangen wird, wie die DDR die Wende- und Nachwendekinder geprägt hat.

Um Fürstenbergs Debütroman zu beschreiben werden in Rezensionen häufig topografische Bezeichnungen mit Begriffen aus dem Privaten bzw. Intimen kombiniert, wobei eine Diachronie nicht zu übersehen ist: „Neukartierung einer zerklüfteten Familienlandschaft“ (Stanišić 2016) „Seelenlandkarte der jungen Nachwendegeneration“ (Mager 2016), eine neue Erzählung „von blinden Flecken und biografischen Brüchen“ (Oertel 2016). Die Zitate stellen eine Schnittstelle zwischen einer geografischen und einer chronologischen

1 Der vorliegende Beitrag ist im Rahmen des durch das Spanische Wirtschaftsministerium geförderten Forschungsprojekts FFI2017-84342-P entstanden.

Dimension dar. Diese Feststellung führt zur Ausgangsfrage dieses Beitrags, nämlich ob – und wenn ja, wie – die Neukartierung der zerklüfteten Familienlandschaft ein Beispiel für die Konfiguration der Postmemory der DDR ist. Meine Hypothese lautet, dass Fürstenberg mit ihrem Roman eine mögliche Konfiguration der DDR-Postmemory entwirft, die intergenerationale Kommunikation unter die Lupe nimmt und die Medialisierung in der Postmemory kritisch hinterfragt.

Als theoretischer Rahmen dient Loeschers Theorie des Transfers kognitiver Karten in den Bereich des kollektiven Gedächtnisses mit semantischer Anreicherung durch Narrative und Gedächtnissymbole (Loescher 2013: 124). Dementsprechend soll analysiert werden, wie ein nicht mehr existierender Raum die DDR im Gedächtnis der Wende- und Nachwendegeneration mental repräsentiert. In Zusammenhang damit stellt sich in Anbetracht des Themas Postmemory im Roman *Die Familie der geflügelten Tiger* auch Bourdieus Feldtheorie als ergiebig heraus: Seine Theorie ermöglicht es, das kollektive Gedächtnis der Postmemory auch als Ort sozialer Kämpfe zu betrachten (Loescher 2013: 124). In diesem Beitrag wird darum auch darauf einzugehen sein, wie die Postmemory an die DDR im Sinne einer Konfrontation divergenter Erinnerungen an dieselben Fakten zum Ort sozio-historischer Kämpfe wird.

Der Beitrag besteht aus vier Teilen: Verschmelzung von DDR und mittelalterlichen Fabelwesen, literarische Darstellung des Themas Heimat, Problematisierung von Postmemory der DDR sowie Fazit.

1. Wenn Vater zum geflügelten Tiger wird

Die Protagonistin und Ich-Erzählerin des Romans ist die einundzwanzigjährige Johanna, die Anfang der 00er Jahre von der Uckermark nach Berlin umgezogen ist, um eine Ausbildung als Tram-Fahrerin in Ost-Berlin zu machen. Sie hat eine starke Vorliebe für historische Dokumente, Stadtpläne und Landkarten (FGT 24, 29–30),² insbesondere für die Ebstorfer Weltkarte.³

2 Zitate aus *Die Familie der geflügelten Tiger*, Frankfurt a. M. 2016 werden durch das Kürzel FGT, gefolgt von der Seitenzahl, gekennzeichnet.

3 Mit einer Fläche von über 10 Quadratmetern, handelt es sich um die größte und inhaltsreichste *mappa mundi* aus dem Mittelalter, von Mönchen gezeichnet und im Benediktinerinnenkloster Ebstorfer bei Lüneburg gefunden. Besondere Merkmale dieser Rundkarte sind unter anderem, dass Jerusalem als religiöses und geografisches Zentrum der Welt die exakte Mitte der Karte bildet, dass aufgrund des Sonnenaufgangs die Karte oben nach Osten ausgerichtet ist, dass die Gegend von Lüneburg und Braunschweig außergewöhnlich groß dargestellt wird und dass auf

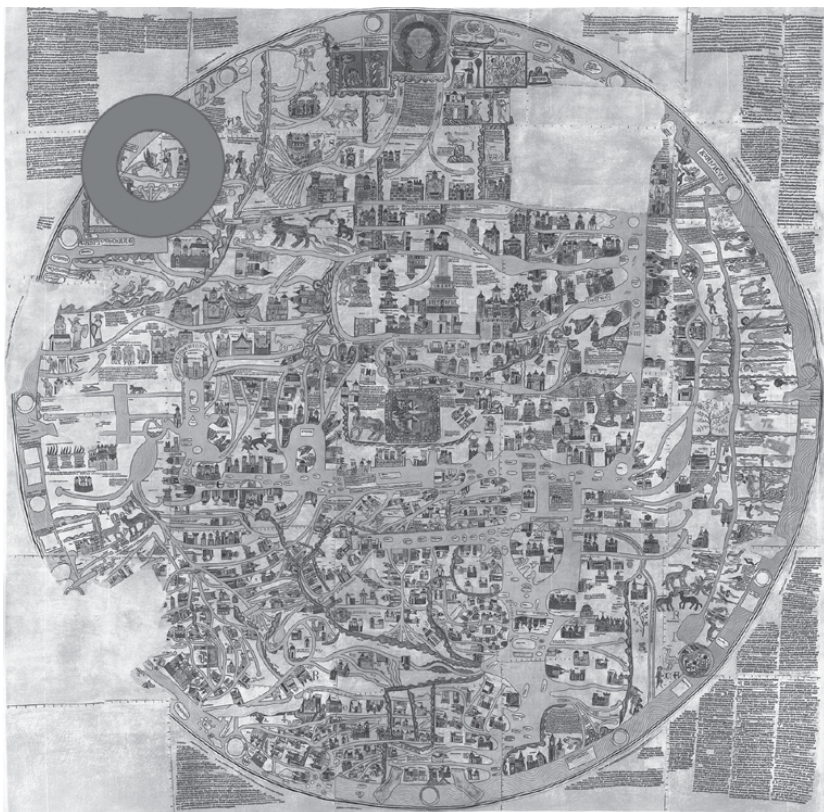
Eines Tages erhält sie auf dem Anrufbeantworter eine Nachricht ihres an Krebs erkrankten Vaters Jens, der wenige Wochen vor dem Berliner Mauerfall in den Westen floh. Laut den Erzählungen von Astrid, der Mutter Johannas, habe er sie und Johanna ohne Abschied zurückgelassen, um ein berühmter Rockmusiker zu werden, Johanna erinnert sich jedoch weder an ihren Vater noch an die DDR. Nun, 19 Jahre später, lernt sie nicht nur ihren Vater im Krankenhaus kennen, sondern auch ihre Großmutter und Halbschwester väterlicherseits. Dadurch entsteht nicht nur eine neue Familien-, sondern auch eine neue Heimat- und Erinnerungskonstellation, in der Johanna versucht sich neu zu verorten und die Gründe für das Verschwinden ihres Vaters zu erfahren.

Bei Johannas erstem Versuch die Wahrheit ans Licht zu bringen, weicht Jens ihr jedoch aus. Seine eher kryptische Antwort auf Johannas Frage „Wohin bist du dann gegangen, am 4. Oktober 1989?“ (FGT 56) könnte auch als Folge seines Morphinumkonsums interpretiert werden, der es ihm immer schwieriger macht, klare Gedanken zu fassen. Bei Johannas zweitem Versuch hat er schließlich seine Sprachfähigkeit aufgrund der schweren Krankheit und der damit einhergehenden Demenz bereits vollkommen verloren. Schließlich erfährt Johanna von ihrer Halbschwester Antonia und ihrer Großmutter Hilde jeweils eine unterschiedliche Version der Geschehnisse, die wiederum ganz und gar der Erzählung Johannas Mutter widersprechen. Wurde Jens von der Stasi verhaftet? War er zur großen Demonstration nach Berlin gefahren und ist danach einfach dort geblieben? Erst nach Jens' Tod ergibt sich im Jahr 2011 für Johanna die Möglichkeit, die Stasi-Akte ihres Vaters einzusehen. Der Roman endet allerdings damit, dass Johanna darauf und somit auf die dokumentierte Wahrheit verzichtet und lieber phantasievoll mit dieser familiären Leerstelle umzugehen beginnt:

Seit fünf Jahren erzähle ich jedem, der mich nach meinem Vater fragt, dass Jens eine Autopanne hatte und von Honeckers persönlicher Krankengymnastin Erika abgeschleppt wurde, die gerade von einem Familienurlaub zurückkehrte. Dass Jens sich mit seinem Wartburg nach Berlin abschleppen ließ, weil die Krankengymnastin dringend nach Wandlitz musste. Und dass diese Stadt ihn dann verschluckt hat, bis jeder geeignete Zeitpunkt für eine Rückkehr vorbei war, und so bin ich ohne Vater aufgewachsen. (FGT 233)

Johannas Erklärung muss im Zusammenhang mit ihrer Lieblingskarte aus dem Mittelalter, der Ebstorfer Weltkarte gesehen werden.

den Stellen unbekannter Regionen Fabelwesen gezeichnet sind. Abrufbar unter <http://www.landschaftsmuseum.de/Seiten/Museen/Ebstorf1.htm>.



<https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ebstorfer-stich2.jpg>

Diese Landkarte aus dem 13. Jahrhundert spiegelt das historische, mythologische und theologische Wissen dieser Zeit wider. Die den Menschen des Mittelalters noch unbekannte Regionen sind darauf mit den Worten *Terra incognita – hic sunt leones*. *Unbekanntes Land – hier sind Löwen* vermerkt. Darüber hinaus findet man auf ihnen Fabelwesen, wie z.B. geflügelte Tiger im Kreis auf der linken Seite oben. Nicht zuletzt an ihn wendet sich Johanna auf der Suche nach Antworten: „Ich schaute ihn lange an, als könnte er mir sagen, weshalb ich plötzlich so unruhig war. [. . .] ich sah angestrengt auf die Ebstorfer Weltkarte, als würde dort, irgendwo ganz klein gedruckt, stehen, ob ich Jens zurückrufen sollte“ (FGT 32). Somit hat Johanna letzten Endes selbst, und zwar im übertragenen Sinne, geflügelte Tiger in der Biografie ihres Vaters und in ihrer Neukartierung der Familie gemalt, indem sie eine neue kognitive

Karte ihrer eigenen Familie mit phantasievoll ausgefüllten Leerstellen um die Figur ihres Vaters herum gestaltet hat.

2. Wende- und Nachwendekinder und kognitive Karte der DDR-Heimat

Theresa-Sophie Obermeier schlägt vor, Heimat als „Ergebnis eines dynamischen sowohl symbolischen als auch affektiven Prozesses zwischen Subjekt und Raum“ (Obermeier 2013: 25) zu verstehen. Auch wenn das Wort „Heimat“ nur selten im Roman *Familie der geflügelten Tiger* vorkommt, rückt das Motiv des Wiedertreffens mit dem jahrelang verschwundenen Vater dadurch in eine enge Verbindung mit Johannas Identitätssuche, der Neuverortung des Selbst im Berlin der Nachwende und den Überlegungen zur Konfiguration des Gedächtnisses. Das heißt, solange die 21-jährige Johanna parallel zu ihrer Suche nach der Wahrheit über das Verschwinden ihres Vaters und ihrer Ausbildung als Tram-Fahrerin im Nachwende-Berlin ihre Verbindung als Wende-Kind zur verschwundenen DDR, zur Mauer und zur Nachwende umdenkt und über die Bedeutung dieser Vergangenheit für ihre eigene Biografie und Identität, über ihre Gefühle zu ihrem Vater und zur Vergangenheit reflektiert, so lange steht der Topos Heimat im Vordergrund des Romans. Der Protagonistin und auch den LeserInnen wird klar, dass die neuen Informationen über ihren Vater Johannas Wahrnehmung der Umgebung im weitesten Sinne und damit die Beschaffenheit und Struktur ihrer kognitiven Karte der DDR radikal verändert haben.

Als mentale Repräsentation geografisch räumlichen Wissens in Bezug auf Umgebungen, die größer sind als ein von einem Punkt aus überblickbarer Raumausschnitt, gilt die kognitive Karte insofern als eine komplexe Repräsentation, die aufgrund einer Vielzahl verschiedener Informationsquellen permanent auf- und umgebaut wird. Das mit einer kognitiven Karte verbundene Überblickswissen ist Grundlage für verschiedene räumliche Problemlösungsprozesse wie das Finden eines Weges. Wegfinden und die Karteninterpretation (Klippel 2001). Die Metapher Johannas restrukturierter kognitiver Karte zeigt, inwiefern Johannas bisheriges Wissen auf den Kopf gestellt wird. Sie ist auf verschiedene Informationsquellen angewiesen, um die *Terra incognita*, also ihren Vater, auf ihrer emotionalen, historischen und geografischen kognitiven Karte zu integrieren. Somit wird das Ich mit der Dynamik, der symbolischen Dimension und der Affektivität im Verhältnis zwischen Subjekt und dem emotionalen, historischen und geografischen Raum der ehemaligen DDR konfrontiert: Johanna stellt sich neue Fragen bezüglich ihrer Familie, ihrer Gefühle zum Vater, zur Bedeutung der Mauer in ihrem alltäglichen Umfeld etc. Infolgedessen wird sie sich ihrer Neuverortung in der Heimat bewusst, sucht ihren

Weg in ihre eigene Identität und muss die Geschichte ihrer Familie sowie der Ereignisse bezüglich des Verschwindens ihres Vaters neu interpretieren.

Diese Neuverortung der Protagonistin in der DDR-Heimat wird im Roman mit Hilfe zweier Gegensätze sichtbar gemacht:

Erstens kann man einen Gegensatz zwischen der Unergründbarkeit der privaten Sphäre, (nämlich in der emotionalen Kartierung ihrer neuentdeckten DDR-Familie), und dem systematischen Erlernen des Stadtplans Ost-Berlins der Nachwendezeit für ihre berufliche Ausbildung feststellen (FGT 20, 27). Beides kann als Metapher dieser Neukartierung im Sinne von „Selbstverortung“ gelten. In beiden Erkenntnisverfahren verwendet Johanna einen kartografischen Ansatz, indem sie Leerstellen auf ihrer kognitiven Karte sucht und erforscht; sie sieht sich mit verschwundenen Erinnerungsorten wie der Mauer oder dem Palast der Republik konfrontiert, genau wie mit dem verschwundenen Vater und Leerstellen in ihren eigenen Erinnerungen.

Die Protagonistin nimmt die neuentdeckten Mitglieder ihrer Familie väterlicherseits und ihre eigene Neukartierung in der neuen familiären Konstellation größtenteils kartografisch wahr:

Wäre Antonia eine Stadt, dachte ich, dann sicher eine Planstadt wie Karlsruhe, die flächenartig strukturiert ist. Und mein Lachen war der unterirdische Fluss, der plötzlich aus den Gullydeckeln hervorgeschossen kommt und die ganze Karlsruher Ordnung durcheinanderbringt. (FGT 71)

Darüber hinaus bezeichnet sie ihre eigenen Gefühle in dieser neuen Konstellation als Leergefühle „wie eine zensierte Fläche auf einer Landkarte“ (FGT 72).

Dieses kartografische Erkenntnisverfahren erweist sich allerdings als nutzlos in Bezug auf das größte Rätsel ihres Lebens, nämlich ihren Vater Jens, Johannas *Terra incognita*.

Stattdessen gerät ihre kognitive Karte der Welt und Existenz ins Wanken. Als Jens nach 19 Jahren in Johannas Leben auftaucht, rücken nicht nur ihre Überlegungen über ihre veränderte Wahrnehmung Berlins als geografischen Raum und über Jens' Platz in ihrem Leben in den Mittelpunkt ihrer Gedanken, sondern beide Bilder, das Berlins und das des Vaters, werden plötzlich beunruhigend. Mit der Gewissheit, dass Jens im Oktober 1989 den uckermärkischen Landstraßen und Feldwegen die Straßen und Kreuzungen Berlins vorgezogen hatte und dass er offenbar noch immer in Berlin ist, hat sich Johannas Wahrnehmung der Stadt nun verändert:

Häuser hatten schon immer eine beruhigende Wirkung auf mich gehabt. Die Gemäuer waren das Versprechen, sich darin verbergen zu dürfen, mit allen Geheimnissen, Geschichten und Unzulänglichkeiten. Ich mochte ihre Unbeweglichkeit, ihr zuverlässiges Dasein.

[...]

Ich wollte Jens keinen Platz machen [...] Ich schaute wieder auf die vorbeiziehenden Fassaden, aber jetzt hatten sie nichts Beruhigendes mehr an sich. Auf einmal schien es mir, als könnte hinter jedem Fenster, hinter jeder Tür Jens wohnen. (FGT 21–22)

Als die jahrelang „imaginäre Natur“ ihres Vaters („Andere Kinder hatten imaginäre Freunde oder imaginäre Superhelden; ich hatte einen imaginären Vater“ (FGT 19), so Johanna) plötzlich mit der Realität konfrontiert wird, stellt Jens für Johanna zunächst ein unheimliches und ominöses Wesen dar, dem sie scheinbar aus dem Weg gehen möchte (FGT 28), danach verwandelt er sich in eine *Terra incognita* auf ihrer kognitiven Karte, die sie unbedingt erforschen will (FGT 72), und letztlich in den geflügelten Tiger der phantasievollen Ebstorfer Weltkarte (FGT 234).

Zweitens fungiert der Gegensatz zwischen Mutter- und Vaterfigur als erster Annäherungsversuch zur Komplexität der DDR-Heimat für die Wende- und Nachwendekinder ohne eigene Erinnerungen an die DDR. Heimat wird dabei vorerst durch das zerklüftete Familienbild mit entgegengesetzten Mutter- und Vaterfiguren geschildert. Die Mutter steht am Romananfang für Gewissheit, symbolisiert aber auch die Wendeverlierer: Als studierte Veterinärmedizinerin leitete sie zu DDR-Zeiten das Tierheim in der Uckermark. Nach der Wende muss sie weit unter ihren Qualifikationen in einem Streichelzoo arbeiten. Die Vaterfigur gilt im Gegensatz dazu zu Romanbeginn als ein einzig auf seine Karriere orientierter „Rübermacher“, stellt aber später eine *Terra incognita*, wie auf der Ebstorfer Weltkarte, dar. Carola Ebeling hat das Verschwinden des Vaters in der Wochenzeitung *Die Zeit* als Symbol des Verschwindens der DDR interpretiert (2016). Man könnte es auch so formulieren: Der Kontakt der erwachsenen Johanna zu ihrem Vater ermöglicht ihr, die Aussage der Mutter „Vater hat rübergemacht“ als künstliche Erinnerung zu relativieren. Der Grund für sein Verschwinden bleibt zwar ein Rätsel, aber um die Vaterfigur herum entdeckt sie über neue Familienmitglieder und ihre Biografien unterschiedliche Teile sowohl des DDR-Vergangenheitspuzzles als auch der Nachwendekonstellation. Die Neuentdeckung der im Osten geborenen und im Westen sozialisierten Halbschwester Antonia und der DDR-nostalgischen Großmutter Hilde ermöglicht es Johanna, andere Erzählungen und Einstellungen zu Jens, zu seiner Vergangenheit, zur DDR und zur Nachwende kennenzulernen und damit ihre Heimat und die Erinnerung daran umzudenken. Johannas intensive Suche nach Erklärungen für Jens' Verschwinden könnte so gedeutet werden, dass auch eine Vergangenheit, an die man sich nicht erinnert, latent bleibt und jederzeit Fragen zur eigenen Identität und zur Verortung der eigenen Person in der Welt aufwerfen kann.

Johannas Fokus auf den weißen Fleck, der *Terra incognita* in ihrer Familie, führt sie darüber hinaus zu einer neuen Beziehung zum Land, wie sie es bisher nicht kannte. Das heißt, in den emotionalen Beziehungen wird sich die Protagonistin neu verorten müssen: Die Version ihrer Mutter Astrid über das Verschwinden des Vaters lehnt sie vorerst komplett ab. Johanna vermutet sogar, dass ihre Mutter in die Tätigkeiten der Stasi verwickelt war. Weiterhin vergleicht sie trotzig ihre eigene Vergangenheit mit der von Antonia als westdeutscher sozialisierter Halbschwester, darüber hinaus betrachtet Johanna ihren westdeutschen Freund Karl und seine Kindheit in der Bundesrepublik mit kritischen Augen, und nicht zuletzt fragt sie sich misstrauisch nach der Einstellung ihrer Großmutter zur DDR. Dadurch wird auf Leit motive der Nachwendeliteratur wie deutsch-deutsche Beziehungen, die Rolle der Generationen vor und nach der Wende sowie intergenerationale Kommunikation eingegangen.

3. Problematisierung von Postmemory der DDR

Um die *Terra incognita* um ihren Vater herum zu erkunden und eine neue mentale Karte der DDR zu gestalten, ist Johanna auf die Erinnerungen anderer angewiesen. Deswegen zeigt sich „Postmemory“ in diesem Roman als die Form der Gedächtniskonfiguration der DDR bei der deutschen Generation der um die 30-Jährigen, zu der die 1987 in der Uckermark geborene Protagonistin und Ich-Erzählerin gehört.

In Bezug auf den Begriff ‚Postmemory‘ gilt die Definition von Marianne Hirsch als Ausgangspunkt:

Postmemory describes the relationship that the generation after those who witnessed cultural or collective trauma bears to the experiences of those who came before, experiences that they “remember” only by means of the stories, images and behaviors among which they grew up. But these experiences were transmitted to them so deeply and affectively as to *seem* to constitute memories in their own right. Postmemory’s connection to the past is thus not actually mediated by recall but by imaginative investment, projection, and creation. (Hirsch 2012: 5)

Über diese ursprünglich mit dem Holocaust verbundene Definition und Verwendung des Begriffs ‚Postmemory‘ hinweg bietet es sich an, „Postmemory“ hier eher im weiteren Sinne zu verstehen, wie es auch Hirsch selbst kontextbedingt vorgeschlagen hat: „I explicitly engage in such connective and intersecting analyses that I have come to see as absolutely necessary if we are to move forward in the field [of postmemory]“ (Hirsch 2012: 19). Johannas Suche nach der Wahrheit über das Verschwinden ihres Vaters ist somit als Konfiguration der Postmemory zur DDR zu verstehen, die nicht durch individuelle

Erinnerung entsteht, sondern durch Imagination, Projektion und eine schöpferische Tätigkeit (Hirsch 2012: 5).

Dabei ist es auch wichtig, Gabriele Schwabs „Multidirectional or connective approach“ in Bezug auf Erinnerung zu berücksichtigen: Erinnerungen „are always already composites of dynamically interrelated and conflicted histories“ (Schwab 2010: 30). Auf derselben Grundlage entsteht das kollektive Gedächtnis als ein Prozess mit internen Divergenzen, wobei sich Geschichten überschneiden und die verschiedenen Beteiligten diese Geschichten auf widersprüchliche Weise lesen (Schwab 2010: 29). Im Zusammenhang damit ist auch Bourdieus Feldtheorie für die Annäherung ans Thema Postmemory im Roman relevant, denn die Postmemory zur DDR, die Johanna aus mehreren familiären Informationsquellen zusammenstellt, zeigt sich als Ort sozio-historischer Kämpfe im Sinne divergenter Erinnerungen von sich überschneidenden Geschichten und ihren Agenten. Beispielhaft dafür ist die Passage, in welcher Johanna und ihre Halbschwester Antonia aus dem Fernsehturm am Alexanderplatz auf Berlin schauen. Auch wenn beide auf dieselbe Stadt blicken, nimmt jede etwas anderes wahr und ist mit etwas anderem vertraut, wie man in ihrem Gespräch feststellen kann:

Wir gucken auf eine Stadt, die vor Bauwerken nur so überquillt, sagte sie [Antonia], und du [Johanna] redest von Gebäuden, die es nicht gibt.

Es sind die einzigen, die ich mit Namen kenne, sagte ich [Johanna].

Antonia zeigte nacheinander auf die Gebäude, die sie mit Namen kannte und die es alle gab. [...] Mich interessierten die existierenden Gebäude nicht so sehr wie die verschwundenen. (FGT 107)

Der Schwestern individuelle Bestände an Weltwissen werden in dieser topografisch metaphorischen Szene konfrontiert. Dabei bleibt Antonias Weltwissen als das einer im Westen sozialisierten Figur scheinbar weiter gültig, während das von Johanna einer schon verschwundenen Welt entspricht. Im Anschluss an diese Szene interpretiert Johanna die topografische Entwicklung der Stadt Berlin im Hintergrund in seiner topografischer Entwicklung mit Bourdieus Begriff als „Ort von sozio-historischen Kämpfen“ und zugleich als Schauplatz von sich überschneidenden Epochen:

Von hier oben [Fernsehturm] kam mir Berlin vor wie ein einziger großer Friedhof, ein Epochenfriedhof. Nur herrschte keine Totenstille, und die Epochen waren auch nicht richtig tot. Sie trugen ihren letzten Kampf aus, einen Kampf um das schönste und größte Grab. Die Front verlief über den Alexanderplatz, wo das Preußentum der DDR gerade das Grab streitig machte. (FGT 107)

Das schönste und größte Grab könnte man als Metapher für die Legitimation der DDR im deutschen kulturellen Gedächtnis betrachten. Dadurch wird die DDR zwar einerseits als tote Epoche, andererseits aber auch die Anstrengung ihrer Bewohner um die Anerkennung ihrer Narrative und Gedächtnissymbole im kollektiven Gedächtnis dargestellt.

Als ein Bemühen um diese Legitimität kann man auch die Kollision divergenter Erinnerungen an Johannes Vater interpretieren. Es darf nicht vergessen werden, dass das Verschwinden des Vaters 1989, welches Johannes Mutter verdrängt und als Verrat interpretiert, Johannes Kindheit nach dem Mauerfall stark geprägt hat. Nun ist die Rekonstruktion der traumatischen Vergangenheit in der Gegenwart der 00er Jahre von den Erinnerungen der anderen abhängig, d.h. von Vater Jens, Mutter Astrid, Halbschwester Antonia und Großmutter Hilde. Johannes Suche nach der Wahrheit über ihren Vater platziert sie deswegen an der Schnittstelle je nach individuellen Biografien, Generationen und Sozialisierungen divergenter Erinnerungen an die DDR. All diese divergenten Informationsquellen geben zum Teil vererbte Erinnerungen, Geschichten und Bilder weiter und zeigen Verhaltensweisen, auf die sich Hirsch als Komponenten der Postmemory bezieht (2012: 33).

Folgende Bestandteile der Postmemory stehen im Mittelpunkt des Romans, wobei sich zwei davon der individuellen Erinnerungen und zwei dem kollektiven Gedächtnis zuordnen lassen: misslungenes kommunikatives Gedächtnis; divergente Erinnerungen der Zeitzeugen; Dokumente; und Erinnerungsartefakte: Medialisierung und Musealisierung.

3.1 Misslungenes kommunikatives Gedächtnis

Die misslungene Kommunikation mit der Vaterfigur ist der erste Anlass im Roman zur Thematisierung der Postmemory zur DDR. Mittels zwei sehr plastischer Metaphern werden die großen Schwierigkeiten des kommunikativen Gedächtnisses im Kontext des Verschwindens der DDR literarisiert.

Erstens wirkt im ersten offenen intergenerationalen Dialog zwischen dem im Jahr 1954 geborenen Vater Jens und der 1987 geborenen Tochter Johanna die Antwort der sogenannten ersten FDJ-Generation (Fulbrook 2006: 127) als unzuverlässig. Auf die direkte Frage „Wohin bist du dann gegangen, am 4. Oktober 1989?“ (FGT 56) antwortet der im Krankenhausbett liegende Jens mit dem kryptischen Satz „Die haben mich um fünfzigtausend Mark betrogen“ (FGT 56). Die Frage nach der Identität von „die“ bleibt unbeantwortet und Johanna kann nicht beurteilen, ob die Antwort als wahrhaftige Aussage zu verstehen oder eher dem Morphinkonsum des Vaters zuzuschreiben ist. Jens' rätselhafte Antwort platziert ihn nicht mehr in der Rolle des „Rübermachers“, sondern in der des Opfers.

In einer zweiten Phase der intergenerationalen Kommunikation steht Jens' Verlust seiner Sprachfähigkeit aufgrund der schweren Krankheit und Demenz im Mittelpunkt. Somit scheitert das kommunikative Gedächtnis zwischen den älteren Generationen der DDR und den Wende- und Nachwende Kindern in Bezug auf die spätere Phase und das Ende der DDR komplett.

3.2 *Divergente Erinnerungen der Zeitzeugen*

Als der Vater nicht mehr sprechen kann, werden die Geschichten und Erinnerungen der Großmutter und Johannas Halbschwester zu „individuellen Ersatz-erinnerungen“, allerdings fungiert jede Stimme zugleich als Stellvertreter der unterschiedlichen DDR-Biografien und Generationen. Die Versionen der Ersatzerinnerungen von beiden, Antonia und Großmutter Hilde, dementieren die Erinnerung, die Astrid ihrer Tochter weitergegeben hat, was die Protagonistin dazu führt, ihrer eigenen Mutter gegenüber misstrauisch zu werden. Johannas Rekonstruktion der Postmemory wird dementsprechend zur Forschung nach der Wahrheit im Kontext der *memory contests*.⁴

Es ist festzustellen, dass die 1961 geborene Astrid als Stellvertreterin der Generation der Hineingeborenen bzw. Mauergeneration und Wendeverlierer die einzige Stimme im Roman ist, die an ihre eigene Erinnerungen als einzige legitime Wahrheit glaubt, und sie warnt ihre Tochter vor alternativen Narrativen: „Du musst selber wissen, ob du an die Märchen glauben willst, die im Nachhinein bequemer sein mögen als die Wahrheit“ (FGT 100).

Im Gegensatz zu Astrids Vorstellung von der Existenz einer einzigen Wahrheit, bleibt Johannas wichtigste Frage im Roman unbeantwortet: Wohin und warum ist Jens am 4. Oktober 89 verschwunden. Vielmehr stellen die individuellen Antworten weiterer Zeitzeugen, wie Hilde, Stellvertreterin der 29er Generation, und Reiner, Johannas Fahrlehrer und ehemaliger Hausmeister bei der Behörde des Bundesbeauftragten für die Stasi, die Begriffe „Gedächtnis“ und „Erinnerung“ in Frage. Hildes Meinung nach schönen Erinnerungen das Leben und man soll ihnen misstrauen, das Vergessen allein macht das Leben erträglich (FGT 135). Reiner seinerseits fällt folgendes Urteil: „In einer Familie gibt es keine Wahrheit, es gibt nur Geschichten“ (FGT 141).

Das Erinnern wird in diesen Aussagen im Gegensatz zu „Wahrheit“, als Verschönerungsstrategie und erfundener Diskurs konzipiert. Darüber hinaus plädiert die ältere Generation für das Vergessen als notwendige Strategie. Nicht

4 “Memory contests are performative and cross-generational modes of working-through that investigate the affective investment of a historical event that is perceived as a disturbance of the communal narrative” (Fuchs 2006: 186).

zuletzt verbindet sich das kommunikative Gedächtnis in der Familie nicht mit der dokumentierten Wahrheit, sondern mit Narrativen und Diskursivität.

3.3 Dokumente

Als Ergänzung zu Reiners These, es gebe keine Wahrheit in einer Familie, sondern nur Geschichten, entwickelt sich der Topos dokumentierten Gedächtnisses und Wahrheit durch ein bemerkenswertes Versteckspiel der Autorin vor den LeserInnen, das sich bis zum Ende des Romans fortsetzt. Der Erzählfluss wird nach jedem zweiten Kapitel durch typografisch abgesetzte anscheinende Stasi-Akten, die Festnahmeberichte, Verhörprotokolle oder Vermisstenanzeigen enthalten, unterbrochen. Diese Akten schaffen zwar anfangs die Illusion von dokumentierter Wahrheit über Jens' Verschwinden, wirken aber bald immer absurder und unauthentischer. Es stellt sich schließlich heraus, dass Johanna diese Stasi-Akte mit einer alten DDR-Schreibmaschine selbst verfasst hat. Somit scheint die These der Autorin erneut bestätigt, dass die einzige erfolgreiche Konfrontation der Wende- und Nachwendekinder mit dem Verschwinden der DDR, nicht durch dokumentierte Wahrheit, sondern eher durch eine kreative, phantasievolle Annäherung, d.h. metaphorisch ausgedrückt durch das Malen von geflügelten Tigern zu schaffen ist.

3.4 Erinnerungsartefakte: Medialisierung und Musealisierung

Als weitere Bestandteile des kollektiven Gedächtnisses werden konkret Filme und das DDR-Museum als Erinnerungsartefakte thematisiert.

Das erste Gespräch zwischen dem Fahrlehrer Reiner und Johanna über den Mauerfall und die DDR thematisiert die Medialisierung der Erinnerungen bei der Wende- und Nachwendegeneration:

Ich war zwei, sagte ich [Johanna]. Ich habe nie staunend vor einem Telefon gesessen, nie eine Sonnenblume für Angela Davis gemalt und nie mit Wessis auf Mauer-aussichtsplattformen geplaudert.

Reiner lachte.

Du hast zu viele Filme geschaut, sagte er. [...] vielleicht hatte ich eher zu wenig Filme geschaut, dachte ich, oder die falschen.“ (FGT 20)

Als Johanna über ihre nicht existierenden eigenen Erinnerungen an die Mauer reflektiert, fokussiert sie auf stereotypische und medialisierte Erinnerungsorte,

die zum Teil zunächst von Reiner und später von einem Lexikon über die Mauer als falsch dementiert werden (FGT 39).

Das DDR-Museum wird im Roman auch aus der Perspektive der Wende- bzw. Nachwendekinder sehr kritisch betrachtet: Einerseits widersprechen die künstlichen Erinnerungen des Museums denen der Zeitzeugen, wie Astrid, und andererseits scheint dieses Erinnerungsartefakt für die Wende- und Postwendegeneration nicht geeignet zu sein:

Das hinter den Vitrinen war eine andere DDR als die, von der meine Mutter erzählt hatte, manchmal, zwischen den Zeilen. In den Vitrinen gab es keinen Garten hinterm Haus und keine Zinkwanne, in der Kinder badeten, im Sommer. Es fehlte der Geruch nach Quasi-Feinwaschmittel und das Klingeln der Kasse im Dorfkonsum, [...] Hier werden künstliche Erinnerungen produziert. Für Menschen, die nicht dabei waren. Für Menschen wie mich. Dennoch wurde ich den Eindruck nicht los, in diesem Museum fehl am Platz zu sein. (FGT 104–105)

Dieses Hinterfragen des Beitrags der Alltagsmuseen zum kulturellen Gedächtnis fällt zusammen mit der Einstellung von ForscherInnen wie Scheunemann (2013). Er geht auf diverse Mängel der Musealisierung der Alltagsgeschichte der DDR ein: eine reduktionistische Darstellung der Alltagskultur, Mangel an Erklärungen und Kontextualisierung der dargestellten Alltagsobjekte, eine fehlende Reflexion über die Möglichkeiten für sachliche und authentische Überlieferung der Geschichte und eine fehlende geeignete Erklärung zum Verhältnis von Individuum und Gesellschaft (Scheunemann 2013: 8).

Dementsprechend – und anhand Johannes Erfahrung mit Filmen und Musealisierung in ihrem Erkenntnisverfahren – ist zu schlussfolgern, dass medialisierte Erinnerungen durch Filme, die falsche stereotypische Bilder der DDR und der Mauer geschaffen haben, und die Musealisierung des Alltags der DDR für die Gestaltung der Postmemory bei den Wende- und Nachwendekindern keinen Beitrag leisten.

4. Fazit

Johannes Versuch zur Erkundung geografischer Leerstellen im Nachwende-Berlin und der familiären *Terra incognita* ist im Rahmen der DDR-Postmemory zu verstehen. Während Johanna die äußere geografische Erkundung gelingt, scheint die Erkenntnis im emotionalen Bereich der Familie viel problematischer. Als ihre kognitive Karte der DDR-Heimat und ihrer Familie Risse bekommt, scheint die Lösung der Verzicht auf die absolute Wahrheit und ein offener manchmal phantasievoller Umgang mit den Leerstellen der Vergangenheit zu sein.

Was die literarische Gestaltung dieser gedächtnisverbundenen Heimaträume der DDR im Roman *Familie der geflügelten Tiger* angeht, ist Fürstenbergs oft binäre narrative Strategie bemerkenswert: geografische vs. emotionale Neukartierung, Mutterfigur vs. Vaterfigur, Landkarten und Stadtpläne vs. Ebstorfer Weltkarte, Wahrheit als Erinnerung vs. Geschichte als Erinnerung, Wahrheit vs. schöpferische Wahrnehmung, individuelle Erinnerungen vs. kollektive Erinnerungsartefakte. Durch diese zahlreichen binären Darstellungen wird die Komplexität der Postmemory vermittelt.

Es scheint in der öffentlichen Debatte über das historische und kulturelle Gedächtnis einen Konsens über die Relevanz der Frage zu geben, wie nach dem Sterben der Zeitzeugen „eine ‚authentische‘ Form der Erinnerung geschaffen werden kann, um die Erinnerung an vergangene Zeiten zu bewahren und aufzuarbeiten“ (Lee 2017: 4). In Fürstenbergs Roman wird allerdings eher die Frage aufgeworfen, wie authentisch eigentlich die Erinnerung der Zeitzeugen überhaupt sein kann und wie und wo sich die Wende- und Nachwendegeneration verorten kann im Rahmen der Postmemory, die laut Bourdieus Feldtheorie als Ort sozio-historischer Kämpfe der divergenten Erinnerungen an die DDR zu verstehen sei.

Am Beispiel von Johannas Konfiguration ihrer DDR-Postmemory als Wendekind hat Paula Fürstenberg nicht nur eine Fotografie der diversen Bestandteile der Erinnerung und der Postmemory gemacht. Sie hat darüber hinaus den Fokus auf die problematische intergenerationale Kommunikation in der Nachwende und den Einfluss der DDR auf die sich daran nicht erinnernden Wendekinder gesetzt. Die Topoi gescheitertes kommunikatives Gedächtnis, divergente Zeitzeugetschaften, gefälschte Dokumente und mangelnde Medialisierung und Musealisierung hinterfragen die Rolle der Wahrheit in der Postmemory. Die „schöpferische Tätigkeit“ der Postmemory scheint für Johanna als Wende- bzw. Nachwendekind in ihrer Auseinandersetzung mit der Leerstelle, mit dem weißen Fleck der Familie und der DDR ein Schlüsselbegriff zu werden. Der Begriff „Geflügelte Tiger“ und der Romanschluss sprechen dafür.

Bibliografie

- Ebstorfer Weltkarte: <<http://www.landschaftsmuseum.de/Seiten/Museen/Ebstorf1.htm>> [Abruf: 29.03.2020]
- Ebstorfer Weltkarte: <<https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ebstorferstich2.jpg>> [Abruf: 29.03.2020]
- Ebeling, Carola: Vergangen, nicht verschwunden. In: Die Zeit. 22. September 2016. <<https://www.zeit.de/kultur/literatur/2016-09/paula-fuerstenberg-familie-der-gefuegelten-tiger-roman>> [Abruf: 29.03.2020]

- Fuchs, Anne: From Vergangenheitsbewältigung to Memory Contests in Günter Grass, Monika Maron and Uwe Timm. In: *German Life and Letters*, 59:2 (April 2006), 169–186.
- Fulbrook, Mary: *Generations und Kohorten* in der DDR Protagonisten und Widersacher des DDR-Systems aus der Perspektive biographischer Daten. In: *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive: eine Inventur*. Hrsg. von Annegret Schüle / Thomas Ahbe / Reiner Gries. Leipzig 2006, 113–130.
- Fürstenberg, Paula von: *Familie der geflügelten Tiger*. Köln 2016.
- Hirsch, Marianne: *The Generation of Postmemory: Writing and Visual Culture After the Holocaust*. New York 2012.
- Klippel, Alexander: Kognitive Karte. In: *Lexikon der Kartographie und Geomatik* 2001. <<https://www.spektrum.de/lexikon/kartographie-geomatik/kognitive-karte/2849>> [Abruf: 27.03.2020]
- Lee, Youngju: Erinnerungspraktiken in der neuen Erinnerungsliteratur: „erfundene Erinnerung“ in den Werken *Im Krebsgang* von Günther Grass und *Austerlitz* von W.G. Sebald. Konstanz 2017. <<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-2--dkkzcjyudw7f7>> [Abruf: 29.03.2020]
- Loescher, Jens: Kognitive Karten lesen. Spatial turn in der Literaturgeschichtsschreibung der Wende (Uwe Tellkamp, Hanns-Josef Ortheil, Wolfgang Hilbig). In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 43. Jg., 170 (2013), 123–134.
- Mager, Erika: Rezension: Die Familie der geflügelten Tiger. In: *Litblogkoeb* (29. September 2016). <<https://litblogkoeb.de/familie-der-gefluegelten-tiger-von-paula-fuerstenberg/>> [Abruf: 25.03.2020]
- Obermeier, Theresa-Sophie: *Das „Heimat-Moment“ in Zeiten der Globalisierung: Eine Identitätssuche zwischen Raum, Gefühl und Struktur*. München 2013.
- Oertel, Friederike: Zeugen ohne Zeugenschaft. In: *Tagespiegel* 29.08.2016. <<https://www.tagesspiegel.de/kultur/paula-fuerstenbergs-ddr-roman-familie-der-gefluegelten-tiger-zeugen-ohne-zeugenschaft/14463794.html>> [Abruf: 29.03.2020]
- Scheunemann, Jan: Gehört die DDR ins Museum? Beobachtungen zur Musealisierung der sozialistischen Vergangenheit. In: *Gerbergasse* 18, 55(4), 2009. <http://www.geschichtswerkstatt-jena.de/images/stories/archiv_texte/gehört_die_ddr_ins_museum.pdf> [Abruf: 25.03.2020]
- Schwab, Gabriele: *Haunting Legacies: Violent Histories and Transgenerational Trauma*. New York 2010.
- Stanišić, Saša: Rezension: Die Familie der geflügelten Tiger. Kiwi-Verlag. <<https://www.kiwi-verlag.de/buch/paula-fuerstenberg-familie-der-gefluegelten-tiger-9783462051599>> [Abruf: 29.03.2020]

„Daheim bleiben und nicht fortgehen.“ – Zum Nexus von Heimat und Gedächtnis in Arno Geigers *Der alte König in seinem Exil*

Anna-Lena Eick

Zusammenfassung: In seinem literarischen Erfahrungsbericht *Der alte König in seinem Exil* (2011) verhandelt Arno Geiger verschiedene Themenbereiche im Kontext der Alzheimer-Erkrankung seines Vaters August Geiger. Der folgende Aufsatz möchte das Konzept eines vermeintlich unerreichbaren Sehnsuchtsortes von Zuhause und Heimat als eine Kumulation von Kriegstraumatisierung und fortschreitender Alzheimer-Erkrankung August Geigers verstehen und somit einen fruchtbaren Dialog zwischen Symptomatik der Alzheimer-Demenz, gedächtnistheoretischen Ansätzen, sowie Erkenntnissen der Trauma-Theorie ermöglichen.

Schlüsselwörter: Heimat, Gedächtnis, Identität, Literarischer Erfahrungsbericht, Alzheimer-Demenz, Arno Geiger

Jenen Rat, „[d]aheim bleiben und nicht fortgehen,“ (Geiger 2014: 167) welchen der Autor Arno Geiger von seinem an Alzheimer-Demenz erkrankten Vater erhält und im Rahmen des literarischen Erfahrungsberichts¹ *Der alte König in seinem Exil* mit dem Rezipienten teilt, kann dem Werk programmatisch vorangestellt werden, da die Sehnsucht nach einem Zuhause für den Alzheimerpatienten August Geiger im Verlauf der Erkrankung und in Kombination mit der individuellen Lebensgeschichte zur existentiellen Sehnsucht nach einem Ort der Geborgenheit, Vertrautheit und des Verständnisses avanciert und gleichzeitig die tragischen Züge einer Utopie, eines nicht-erreichbaren Ortes der Zuflucht, trägt. Der folgende Beitrag möchte das Konzept des vermeintlich unerreichbaren Sehnsuchtsortes *Zuhause* als eine Kumulation von Kriegstraumatisierung und fortschreitender Alzheimer-Erkrankung verstehen und somit einen fruchtbaren Dialog zwischen Symptomatik der Alzheimer-Demenz, gedächtnistheoretischen Ansätzen sowie einer dynamischen Konzeptualisierung des Heimatbegriffes ermöglichen.

1 Auch wenn der Autor sein Werk selbst dem Genre des literarischen Erfahrungsberichts zuschreibt, muss im Zuge einer literarischen Verarbeitung der Erfahrungen von der Anwendung textueller Fiktionalisierungsstrategien ausgegangen werden. Da dies insbesondere für die Darstellung und Gestaltung der Figur des August Geiger gilt, soll die literarische Figur in diesem Beitrag – trotz der Namensidentität – nicht uneingeschränkt mit der außertextuellen Person gleichgesetzt werden.

Anhand des Erfahrungsberichts sollen zunächst die Grundpfeiler des für Alzheimer-Demenz typischen Phänomens des Sich-Nach-Hause-Sehnens erarbeitet und im Zuge dessen der Nexus zwischen individueller Erinnerung und persönlicher Identität thematisiert werden. Hierbei soll auf ein Begriffsverständnis von Heimat zurückgegriffen werden, welches Heimat einerseits als (teilweise imaginären) Aushandlungsraum zur Herausbildung von Identität konzipiert und andererseits als ein dynamisch-bewegliches Konstrukt versteht (Morley 2004, Eigler 2012, Eichmanns/Francke 2013). Diese Erkenntnisse sollen zu der These dieses Beitrages zusammengeführt werden, dass der fortschreitende Verlust der individuellen Erinnerung die Ausbildung des Gefühls biografischer Kontinuität und eine zukunftsorientierte Identitätsprojektion konsequent verhindert. Somit potenziert sich die krankheitsbedingte Erinnerungskrise in Kombination mit der im Krieg erfahrenen Traumatisierung – in Form von existenziellem Heimweh – zu einer Identitätskrise. Dadurch bleibt dem Erkrankten jeglicher Zugang zu einem Ort der heimatlichen Geborgenheit dauerhaft verwehrt.² In Rekurs auf die Betitelung des Werkes gilt es, die Alzheimer-Erkrankung August Geigers als *Exil* zu interpretieren, wobei die Ambiguität des Exilbegriffes, welche eine Gleichzeitigkeit von Schutzraum beziehungsweise Rückzugsort und der Unerreichbarkeit eines Sehnsuchtsortes impliziert, aufrechterhalten werden soll. Dies soll eine Zugangsmöglichkeit zur Wirklichkeit eines Alzheimer-Patienten aufzeigen, welche die Topoi von Heimat und *Zuhause* „in ihrem traditionalistischen Sinne in Frage [stellt]“ (Bescansa/Nagelschmidt 2014: 7) und *qua* Rekonzeptualisierung³ komplett von einer räumlich-örtlichen Situierung loslöst und in Richtung eines „Zuhause[s] außerhalb der greifbaren Welt“ (Geiger 2014: 14) orientiert.

- 2 Im Werk von Arno Geiger wird das Konzept des Zuhauses bzw. der Heimat als ein Ort der Geborgenheit und Zuflucht literarisch inszeniert. Diese Zuschreibung erhebt jedoch keinen Anspruch auf eine mögliche Erweiterung zu einem allgemeingültigen Heimatkonzept. Im Gegenteil: Die durchaus spezifische Komponente der Geborgenheit lässt sich in vielerlei Hinsicht nicht mit etablierten Heimatkonzeptionen in Einklang bringen. So verweist bereits Sigmund Freud auf den Nexus zwischen Heimlichem und Unheimlichem und schließt derart eine emotional-positiv konnotierte Komponente der Geborgenheit konzeptuell weitgehend aus. Auch Peter Blickle zeigt in seiner Analyse von Herta Müllers *Atemschaukel* auf, dass „Heimat kein Ort der Gemeinsamkeit und Geborgenheit mehr [sein muss].“ (Blickle 2010: 42)
- 3 Jene Rekonzeptualisierung von traditionalistischen Heimatkonzeptionen hin zu einem Verständnis von Heimat als dynamischem und komplexen Raumkonstrukt, welches aus sozialen und symbolischen menschlichen Interaktionen unmittelbar hervorgeht, wurde als Diskussionskonsens der Tagung „Raum – Gefühl – Heimat: Literarische Repräsentationen nach 1945“ 2015 an der Universität des Baskenlandes in Vitoria-Gasteiz etabliert.

1. Die Bedeutung von Heimat in Konfrontation mit der Symptomatik der Alzheimer-Erkrankung

Schränkt man die weitgefasste Fragestellung „Was ist das, Heimat,“ (Kriwak 2011: 137) zunächst auf die Frage nach der konkreten Bedeutung des Wortes im deutschen Sprachgebrauch der Gegenwart ein, gibt der Duden die Auskunft, Heimat sei das „Land, [der] Landesteil oder [der] Ort, in dem man geboren und aufgewachsen ist oder sich durch ständigen Aufenthalt zu Hause fühlt [...]“ (Duden online 2014). Schon anhand dieser sehr weitläufigen Definition, welche Orts- und Gefühlsbindung miteinander zu verknüpfen sucht, wird evident, dass das Konzept *Heimat* von Vieldeutigkeit, dynamischer Natur und Ambivalenz geprägt ist und keinesfalls als eindimensionales, starres Konstrukt verstanden werden kann. Die besondere Signifikanz der Heimat und des Zuhauses für Alzheimer-Patienten im Allgemeinen und für August Geiger im Besonderen soll zur Analyse des vorliegenden literarischen Textes über die enge Bindung des Heimatkonzeptes an den kontrastiven Gegenpol – die Heimatlosigkeit und Fremde sowie den Nexus von Gedächtnis und Heimatkonzept aufgezeigt werden.⁴ Denn der existenzielle Wunsch des Erkrankten, nach Hause zu gehen, wird überwiegend durch den Zustand der fortschreitenden Unerreichbarkeit des Zuhauses aufgrund des zunehmenden Erinnerungsschwundes erfahren. Dementsprechend soll dargelegt werden, inwiefern sich das Heimatkonzept im Kontext der Alzheimer-Symptomatik von einem konkreten Raumkonzept zunehmend wegbewegen muss, um als dynamisches, komplexes Raumkonstrukt, welches aus sozialen und symbolischen menschlichen Interaktionen hervorgeht, Anwendung zu finden.

1.1 Kontrastive Annäherung an den Heimatbegriff: Von Heimweh und Nostalgie

Es lässt sich konstatieren, dass Heimat unter anderem dann erfahr- und wahrnehmbar wird, wenn eine gewisse Distanz zwischen dem Individuum und der als Heimat definierten Örtlichkeit, Erinnerung oder Gemeinschaft besteht. Die Termini Heimat und Zuhause beinhalten neben Vieldeutigkeit, Kontextabhängigkeit und Ambivalenz somit auch potenziell das ihnen explizit Gegenteilige: „das Andere, das Fremde, Unbehaustsein und Heimatlosigkeit“ (Buck/Bührig 2011: 230). In Rekurs auf die enge Bindung der Heimatbedeutung

4 Hierbei gilt es, erneut auf den Beispielcharakter der vorliegenden Analyse zu verweisen und zu betonen, dass sich der Heimatbegriff per se – verstanden als dynamisches Konstrukt – nicht ausschließlich *ex negativo* über die binäre Opposition von Heimat – Fremde konturieren lässt.

an die gegenteilige Verlusterfahrung, den Topos von Heimatlosigkeit, weist Bernhard Schlink das Konzept *Heimat* als ein utopisches aus: „Heimat ist ein Nichtort, u topos. Heimat ist Utopie. Am intensivsten wird sie erlebt, wenn man weg ist und sie einem fehlt“ (Schlink 2000: 32). Somit identifiziert er das eigentliche Gefühl einer wie auch immer gearbeteten Wahrnehmung von Heimat als das Heimweh. Schlink zufolge werden Heimerfahrungen also genau dann gemacht, „wenn das, was Heimat jeweils ist, fehlt oder für etwas steht, das fehlt“ (Schlink 2000: 24). Erst im Heimweh, also in der schmerzlichen Erfahrung der „Distanz zwischen der gegenwärtigen Situation und der fernen Heimat“ (Bernet 2011: 90), wird erfahr- und wahrnehmbar, was Heimat für das Individuum bedeutet. Die Initiation des Heimatgefühls findet sich dementsprechend in einer negativ konnotierten Erfahrung von Sehnsucht, basierend auf dem Verlust oder dem fehlenden Zugang zu einem Konzept, welches Geborgenheit, Zugehörigkeit und Sicherheit garantiert. Diese wechselseitige Ambiguität macht deutlich, dass „Heimat vielleicht an äußeren Orten festzumachen ist, Heimatlosigkeit aber eher einen inneren psychischen Zustand bezeichnet“ (Heinze 2011: 17). Gleichzeitig erläutert sie die Verbindung zwischen Ort und Emotion, welche gerade im Kontext der Heimat-Topik von Relevanz ist. Wahrgenommen im Zustand einer temporären oder permanenten Unmöglichkeit, in die Heimat zurückzukehren, avanciert das *Zuhause* zu einem hochgradig subjektiven sowie emotional aufgeladenen Konstrukt,⁵ welches stets und unauflöslich mit jener Sehnsuchts- und Verlusterfahrung verbunden bleibt. Dementsprechend lässt sich schlussfolgern, dass eine Korrelation zwischen Heimatbegriff, Heimweh und den Erinnerungen an einen als Heimat wahrgenommenen, positiv konnotierten Ort besteht. Erst im Zurückdenken, in der Erinnerung an vergangene Zeiten, kann dieser zum Heimatkonzept stilisiert werden und seine vollständige Wirkung auf Identität, Erinnerung und Emotionen des Individuums entfalten. Doch über jene melancholische Sehnsucht nach einem fernen Ort hinaus impliziert der Heimatbegriff gleichzeitig auch Auswirkungen auf die gegenwärtige Situation des an Heimweh Leidenden, welche als „unfreiwilliges Verlassen der Heimat“ (Bernet 2011: 88) als Exil wahrgenommen wird und sich in „mangelnder Anpassung an die neuen Lebensumstände“ (Bernet 2011: 88) manifestieren kann. Wenn Heimat also im vorliegenden Fall erst im Heimweh bedeutungsvoll wird, so lässt sich mit August Geiger durchaus die Frage stellen, ob es dann nicht folgerichtig die beste Strategie wäre, um Heimweh und Zustände qualvoller Sehnsucht zu vermeiden, „daheim [zu]

5 Der unmittelbare Zusammenhang von Raum, Gefühl und Heimatkonzeption findet sich ebenfalls im bereits genannten Tagungssammelband *Raum – Gefühl – Heimat: Literarische Repräsentationen nach 1945* hrsg. von Garbiñe Iztueta/Mario Saalbach/Iraide Talavera/Carme Bescansa/Jan Standke vielseitig und interdisziplinär erörtert.

bleiben und nicht fortzugehen?“ (Geiger 2014: 167). Im Folgenden soll aufgezeigt werden, warum im Falle der Alzheimer-Erkrankung auch das Zuhause-Bleiben keine zufriedenstellende Antwort auf die Sehnsucht nach einer Heimat darstellen kann.

1.2 Heimatlosigkeit im eigenen Zuhause:

Symptomatik der Krankheit Alzheimer-Demenz

Die Alzheimer-Demenz-Erkrankung gilt als die am häufigsten auftretende Form der Demenz, welche abgeleitet von dem lateinischen Wort *dementia*, mit Verrücktheit oder Wahnsinn zu übersetzen ist. Allgemein wird Demenz als eine Beeinträchtigung der Funktionen der Hirnrinden definiert und schließt somit Symptome ein, welche „das Gedächtnis, die Fähigkeit Alltagsprobleme zu lösen, die Ausführung sensomotorischer Fähigkeiten, die Sprache und Kommunikation, Denken, Orientierung, Auffassung, Rechnen, Lernfähigkeit, Urteilsvermögen und auch das Sozialverhalten und die Kontrolle emotionaler Reaktionen [beeinträchtigen]“ (Dehler 2013: 17). Die Alzheimer-Erkrankung stellt eine, von ihrem Namensgeber Alois Alzheimer im Jahre 1907 erstmals erwähnte Variante der Demenz dar, welche als „neurodegenerative Erkrankung“ (ebd. 2013: 17) kategorisiert wird und dementsprechend mit einem fortschreitenden Verlust der Nervenzellen einhergeht. Im Zuge der Degeneration der Nervenzellen verläuft die Krankheit progressiv und führt innerhalb kürzester Zeit zu einem Zustand „of total dependence on others for activities of daily living“ (Ott 1998: 125), welcher intensive Betreuung und Pflege erfordert. Charakteristisch für den Ausbruch der Krankheit ist der schleichende Beginn, welcher sich zunächst in einer Verschlechterung der kognitiven Leistungen bemerkbar macht, die „für Außenstehende oft [zunächst] unmerklich“ verläuft (Dehler 2013: 21). Erste, vom Patienten bemerkte Defizite, können in diesem Stadium, in welchem lediglich der Kurzzeitspeicher des Gedächtnisses von Degenerationen betroffen ist, noch durch Gedächtnisstützen derart kompensiert werden, dass die Erkrankung meist erst deutlich später diagnostiziert wird. Im Stadium einer mittelgradigen Alzheimer-Demenz ist das Verbergen der Symptome kaum noch möglich, da auch das Altgedächtnis störungsanfällig ist und nur noch eingeschränkt zuverlässig arbeitet. Gedächtnisinhalte gehen nach dem Prinzip „was am frühesten gelernt wurde, bleibt am längsten bewahrt, also in der Chronologie rückwärts betrachtet, verloren“ (Dehler 2013: 23). Mit weiterem Fortschreiten der Erkrankung stellen sich die charakteristischen Symptome ein, welche auch im Erfahrungsbericht Geigers vielfach thematisiert werden. Hierzu gehören beispielsweise Vergesslichkeit, Wiederholungen von Abläufen ohne konkreten Anlass sowie der partielle Sprachverlust in Form von Wortfindungsproblemen. Die Bewältigung des Alltags gestaltet sich aufgrund

der Einschränkung der kognitiven Fähigkeiten zunehmend schwierig, was auch Arno Geiger anhand einiger von unfreiwilliger Komik geprägten Situationen mit seinem Vater illustriert: „Ich reiche ihm seine Socken, er betrachtet die Socken ein Weilchen mit hochgezogenen Augenbrauen und sagt dann: Wo ist der dritte?“ (Geiger 2014: 9). Darüber hinaus kommt es zu ersten Aussetzern des Gedächtnisses, wenn August Geiger seine Angehörigen, insbesondere seinen Sohn Arno, nicht mehr als seinen Sohn erkennt oder ihn namentlich identifizieren kann: „Papa, weißt du überhaupt, wer ich bin? [...] Als ob das so interessant wäre“ (Geiger 2014: 74). Auch das Verständnis von Welt und Wirklichkeit wandelt sich im Verlauf der Erkrankung stark, so dass es dem Erkrankten beispielsweise nicht mehr möglich ist, den Fernseher als eigenständige Ebene von der Wirklichkeit zu unterscheiden und abzugrenzen. Auch stellen sich Symptome wie Halluzinationen und Wahnvorstellungen ein, „die in den Menschen die Furcht auslösen, belogen, bestohlen oder bedroht zu werden und sie folglich sehr misstrauisch werden lassen“ (Dehler 2013: 23). Derartige halluzinatorische Zustände erklärt sich Arno Geiger wie folgt: „Wenn mein Vater halluzinierte, war die Situation in seinem Kopf bestimmt ganz ähnlich, kurz ging das Licht aus, und plötzlich war die Situation eine andere“ (Geiger 2014: 108). In Kombination mit dem verlorenen Zeitgefühl und dem Auftreten beklemmender Orientierungslosigkeit führen die Wahnvorstellungen oftmals zu Aggressionen und Verhaltensauffälligkeiten, welche stets auf die existenzielle Hilflosigkeit der Betroffenen verweisen, wie auch in der folgenden durchaus prekären Situation:

Zwei Handtücher hatte er sich martialisch um dem Hals gebunden, in der einen Hand hielt er eine nach oben aufgerichtete langstielige Rückenbürste, in der anderen Hand einen Nagelzwicker, dessen Nagelfeile ausgeklappt war. Er sah jetzt tatsächlich wie ein König aus – mit Zepter und Schwert. Doch im Gesicht trug er den Stempel des Irrsinns. (Geiger 2014: 105)

In Anbetracht der drastischen Einschränkungen, von welchen das Leben, der Alltag und der soziale Kommunikationsrahmen des Patienten betroffen ist, lässt sich die Alzheimer-Demenz als eine Krankheit der Verluste bezeichnen: Es kommt zum Verlust von Gedächtnisinhalten und Erinnerungen, kognitiven Fähigkeiten, Sprache und letztlich der biografischen Kontinuität, welche von großer Wichtigkeit für die Identität eines Individuums ist und als maßgeblicher Bestandteil der Konzeption von Heimat diese wiederum auch radikal in Frage stellt. Dies verdeutlicht, weshalb eine genaue Kenntnis der Lebensgeschichte des Betroffenen für die Pflege und die Angehörigen von großer Relevanz ist, da der Erkrankte zunehmend in einer eigenen, von der Realität abgeschiedenen Wirklichkeit lebt. Mit dem Wissen um den Mechanismus des Krankheitsverlaufes – *in der Chronologie rückwärts* – können Angehörige und Pflegepersonal durch Rekonstruktionsarbeit Rückschlüsse

darauf ziehen, in welchem Zeitabschnitt sich der jeweilige Patient „mental [gerade] befindet“ (Dehler 2013: 122) und es kann ein Brückenschlag von der eigentlichen Realität zur Wirklichkeit des Alzheimer-Patienten gelingen. Orientierungslosigkeit, Verwirrung und Unverständnis sorgen dafür, dass sich ein Erkrankter an keinem greifbaren Ort mehr zuhause fühlen kann, da die Grundbedingungen, welche einen Ort zum Zuhause werden lassen, nicht mehr erfüllbar sind. Dies formuliert auch Arno Geiger in einer seiner Überlegungen zum „Phänomen des Sich-Nach-Hause-Sehnens“ (Dehler 2013: 130):

Ich erkläre es mir so, dass ein an Demenz erkrankter Mensch aufgrund seiner inneren Zerrüttung das Gefühl der Geborgenheit verloren hat und sich an einen Platz sehnt, an dem er diese Geborgenheit wieder erfährt. Da jedoch das Gefühl der Irritation auch an den vertrautesten Orten nicht vergeht, scheidet selbst das eigene Bett als mögliches Zuhause aus. (Geiger 2014: 13)

1.3 Loslösung des Heimatbegriffes von konkreten Raumkonzepten in Auseinandersetzung mit dem Exilbegriff

Anhand der Bindung des Heimatkonzeptes an emotionale Wertigkeiten wird ersichtlich, dass das Konzept von Heimat mit deutlich mehr an Bedeutung aufgeladen ist, als einer rein örtlichen Situierung. So findet sich die Erkenntnis, dass Heimat bzw. ein Zuhause – insbesondere im Kontext der Alzheimererkrankung – als ein von jeglichen Raumkonzepten losgelöstes Konzept, als ein Ort des Trostes zu verstehen ist, auch im Erfahrungsbericht formuliert:

Und erst Jahre später begriff ich, dass der Wunsch, nach Hause zu gehen, etwas zutiefst Menschliches enthält. [. . .] Als Heilmittel gegen ein erschreckendes, nicht zu enträtselndes Leben hatte er einen Ort bezeichnet, an dem Geborgenheit möglich sein würde, wenn er ihn erreichte. Diesen Ort des Trostes nannte der Vater Zuhause, der Gläubige nennt ihn Himmelreich. (Geiger 2014: 45)

Dies wird besonders im direkten Vergleich mit dem der Heimat diametral entgegengesetzten Konzept, dem Exil, deutlich. Bernhard Schlink weist den Exilbegriff in seiner Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff als einen „Gegenbegriff zum Begriff der Heimat, die man verlassen mußte“ (Schlink 2000: 8) aus und verweist auf die konstitutiven Elemente des Gefühls im Exil zu leben: „Alles habe sich verändert und sei ihnen fremd geworden. Mehr noch, es habe sich nicht einfach verändert, sondern sei von anderen verändert worden, ohne ihr Zutun und gegen ihren Willen“ (Schlink 2000: 7). Erwungene Veränderung und das Leben nach „Gesetzen, [. . .] die man nicht selbst gemacht hat und über deren Auslegung und Anwendung man nicht selbst

entscheidet“ (Schlink 2000: 7), stellen Wesensmerkmale eines Exils dar, welches als Ort der Vertreibung oder Verbannung sowohl Schutz als auch entfremdende Isolation für den Exilanten bereithält. Zusammenfassend kann das Exil als eine Metapher für Entfremdung bezeichnet werden, „die so existentiell und universell ist, daß sie keinen Ort braucht und auch keine Heimat als Gegenort“ (Schlink 2000: 11). Analog dazu soll angenommen werden, dass auch Heimat vielmehr an die mit dem Geburts- oder Herkunftsort verbundenen positiv konnotierten Gefühlszustände und weniger an die reine Örtlichkeit geknüpft ist. Auf diese Weise avanciert die Gefühlskomponente zu einem der örtlichen Situierung übergeordnetem Bestandteil, was damit einhergeht, dass die emotionale Bedeutungsebene in den Fokus rücken muss (vgl. Iztueta/Saalbach et al. 2017).

Auch in dem Erfahrungsbericht findet sich die Bedeutung des Zuhauses impliziert in den kontrastiven Beschreibungen des Exils wieder, innerhalb dessen sich „nichts [mehr] anfühlt wie zu Hause:“ (Geiger 2014: 12). „Da irrt der Vater rat- und rastlos umher, wie ein alter König in seinem Exil. Dann ist alles, was er sieht, beängstigend, alles schwankend, instabil, davon bedroht, sich im nächsten Moment aufzulösen“ (Geiger 2014: 12). Demzufolge können Attribute wie Geborgenheit, Sicherheit, Gewohnheit und Beständigkeit dem Heimatkonzept *ex contrario* zugeordnet werden. Dies wird besonders an Situationen deutlich, in welchen der Vater mit ihm unverständlichen Situationen konfrontiert wird und sich dem Muster seiner Auswegsuche entsprechend nach Hause sehnt, vielleicht in der Erwartung, dort auf Verständnis, Geborgenheit und Trost zu treffen: „Ich glaube es dir, aber mit Vorbehalt. Und jetzt will ich nach Hause“ (Geiger 2014: 13). Zuhause wird infolgedessen als Sehnsuchtsort, als Ausweg aus Unverständnis und Unsicherheit etabliert und offenbart gleichzeitig tieferliegende Bedürfnisse wie Geborgenheit, Verständnis und damit einhergehende Selbstkompetenz, die sich in der Sehnsucht, nach Hause gehen zu wollen, kumuliert finden. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass in Arno Geigers literarischem Erfahrungsbericht das Konzept Heimat – parallel zu aktuellen theoretischen Erkenntnissen der gegenwärtigen Forschung – zu einem emotionalen Konstrukt avanciert, welches Wünsche und Sehnsüchte im Angesicht der vielen Verluste und der Fremdheit im Exil der Krankheit verkörpert:

Wenn er sagte, dass er nach Hause gehe, richtete sich diese Absicht in Wahrheit nicht gegen den Ort, von dem er weg wollte, sondern gegen die Situation, in der er sich fremd und unglücklich fühlte. Gemeint war also nicht der Ort, sondern die Krankheit, und die Krankheit nahm er überallhin mit, auch in sein Elternhaus. (Geiger 2014: 56)

Doch in dieser Überbewertung des Nach-Hause-Gehens liegt gleichzeitig ihre unausweichliche Tragik begründet, denn letztlich bleibt dem Erkrankten eine Heimkehr verwehrt und die Bemühungen, ein Zuhause zu erreichen, müssen erfolglos bleiben:

„August will schon seit Stunden nach Hause. [...] Er sagte, er sei sehr traurig über seine Situation, ihm gelinge nichts. Er komme in seinem Bemühen, nach Hause zu gelangen, keinen Schritt vorwärts.“ (Geiger 2014: 153)

2. Die Affinität des August Geiger zum Daheimbleiben – Grundpfeiler einer Sehnsucht

Dass Alzheimerpatienten unter dem Gefühl innerer Zerrüttung und fehlender Geborgenheit leiden, unabhängig von dem konkreten Ort, an welchem sie sich befinden, wurde unter Einbezug der jeweiligen Gegenkonzepte – Heimweh und Exil – dargelegt. Nun gilt es zu fragen, woher das Gefühl innerer Zerrüttung im Zusammenhang mit der Alzheimer-Erkrankung rührt und was im konkreten Falle August Geigers für die starke und beinahe pathologische Intensivierung dieser Heimat-Sehnsucht sorgt. Antworten auf diese Fragen sollen im Folgenden präsentiert werden, indem gedächtnistheoretische Ansätze mit Erkenntnissen der Identitäts- und Traumatheorie in einen produktiven Dialog gesetzt werden. Im Erfahrungsbericht wird die Affinität August Geigers zum Daheimbleiben, „Was hast du gerne gemocht, [Papa]? Heimgehen“ (Geiger 2014: 184), vielfach thematisiert. Sowohl die Traumatisierung in russischer Kriegsgefangenschaft als auch die Destabilisierung der individuellen Identität aufgrund des progressiven Erinnerungsverlustes können als die Grundpfeiler der Sehnsucht des Nach-Hause-Gehens ausgewiesen werden. Daher soll der Nexus zwischen dem krankheitsbedingten Erinnerungsverlust und der Destabilisierung der individuellen Identität genauer betrachtet werden, um die beiden Grundpfeiler dieser Sehnsucht anschließend wieder miteinander zu kombinieren und somit das Zusammenspiel von Krankheit und Traumatisierung als existenzielle Verunsicherung oder als Verlust des *inneren Zuhauses* ausweisen zu können.

2.1 Traumatisierende Manifestationen der Erfahrungen in Kriegsgefangenschaft

Die fortschreitende Alzheimer-Erkrankung erfordert von den Angehörigen eine intensive Auseinandersetzung mit der Biografie und Persönlichkeit des Vaters, um auf seine gegenwärtige Situation besser reagieren zu können. Dieser Lernprozess geht mit verschiedenen Erkenntnissen ob der Vergangenheit und des Lebens August Geigers einher. So formuliert Arno Geiger eine Erkenntnis, welche Aufschluss über die Verbindung von Kriegserlebnissen und Heimat-Bedürfnis des Vaters gibt:

Was damals niemand wusste: Dieser Neunzehnjährige würde sich der Welt nicht mehr öffnen, damit war es ein für allemal vorbei. Er musste sich im Lazarett geschworen haben, ein Leben lang zu Hause zu bleiben, sollte er jemals wieder dorthin gelangen, eine langsame und lange Heimkehr. (Geiger 2014: 45)

Die Nachkriegserfahrungen waren für den Vater derart traumatisierend, dass sie sein Verhalten und sein individuelles Lebenskonzept langfristig beeinflusst haben. Hieran wird narrativ der Entwicklungsprozess eines Traumas nachgezeichnet, bei welchem „besonders unangenehme Erfahrungen [...] der Verdrängung ins Unbewusste anheimfallen, nicht jedoch ohne eine manifeste, potentiell virulente Spur im Bewußtsein zu hinterlassen“ (Henke 2001: 39). Diese Spur von existenzieller Angst, Heimweh und Fremdheit bleibt im Bewusstsein August Geigers derart präsent, dass er sein Leben nach der Rückkehr aus der russischen Kriegsgefangenschaft der Maxime unterstellt, nie wieder solches Heimweh ertragen zu müssen: „All die vielen Vorkehrungen, die ihm helfen sollten, sich nie wieder gefährden zu müssen. Solches Heimweh wollte er kein zweites Mal riskieren“ (Geiger 2014: 45). Die emotionale Intensität der in Krankheit und Kriegsgefangenschaft erlebten Traumatisierung verhindert eine sinnstiftende Aufbereitung der Geschehnisse und macht einen Anschluss an „bestehende Gedächtnisbestände“ (Neumann 2005: 154) unmöglich: „Die nächsten vier Wochen verbrachte er in einem provisorischen Lazarett am Stadtrand von Bratislava unter Umständen, von denen ich bis vor wenigen Monaten nichts wusste“ (Geiger 2014: 43). Birgit Neumann bezeichnet das Trauma als einen „andauernde[n] Fremdkörper im Gedächtnis,“ (Neumann 2005: 154) welcher aufgrund von „mangelnder Integration“ (Neumann 2005: 154) für Instabilität der Erfahrungskontinuität und der Identität sorgt. Die traumatische Erfahrung ist, gleich einem blinden Fleck, für das Individuum nicht mehr direkt zugänglich, was als Selbstschutzmaßnahme des menschlichen Gehirns interpretiert werden kann und sich im Bewusstsein August Geigers in Form seiner unbändigen Sehnsucht nach dem Zuhause manifestiert. Ebenso liefert es die Erklärung, wieso es ihm unmöglich war, über diese Erfahrungen mit seiner Familie zu sprechen: „Diese vier Wochen blieben ausgespart, die Erzählungen des Vaters begannen meist erst an dem Tag, an dem ihn die Sowjets laufenließen, weil [er] nichts mehr wert war“ (Geiger 2014: 43). Die enorme Beeinträchtigung durch die erfahrene Traumatisierung ist mitunter dadurch zu erklären, dass der Betroffene an das Trauma und somit an „ein bestimmtes Stück [seiner] Vergangenheit fixiert“ (Freud 1930: 288) ist und sich davon nicht lösen kann. Das hat zur Folge, dass „jedes Interesse für Gegenwart und Zukunft aufgegeben“ wird und dass es zu einem Verharren „in der seelischen Beschäftigung mit der Vergangenheit“ (Freud 1930: 291) kommt. Es erfolgt eine Unterordnung der Gegenwart und Zukunft unter die potenziell existenzsichernden Lehren der Vergangenheit. Dies ist für Außenstehende oftmals unverständlich und kann ohne den Interpretationsrahmen der

Traumatisierung nicht eingeordnet werden. So löst auch das Verhalten August Geigers lange Zeit Unverständnis und Ärger bei seiner Familie aus, besonders, wenn es um Urlaubsfahrten ging, die für August Geiger, genauso wie ein „als Hochzeitsreise deklariert[er] Spaziergang“ (Geiger 2014: 82) nicht mehr in Frage kamen: „Ich weiß noch, wie oft es in meiner Kindheit Ärger gab, wenn das Thema Urlaub zur Sprache kam und der Vater zum hundertsten Mal sagte, Wolfurt sei ihm schön genug“ (Geiger 2014: 45). Die Interpretationen der Kinder für das Abwehrverhalten des Vaters reichten von „durchsichtige[n] Verkleidungen der Trägheit“ (Geiger 2014: 45) bis hin zu schlichten „Ausreden“ (Geiger 2014: 45). Erst unter Einbezug dieser Erkenntnisse ist Verständnis möglich:

Erst viel später entwickelte ich ein Verständnis dafür, dass den Weigerungen des Vaters ein Trauma zugrunde lag und dass die Dinge im Herzen kein Ende nehmen und dass das Verhalten des Vaters in der Familie deshalb so aussah, wie es aussah. (Geiger 2014: 45)

Die Feststellung, „dass die Dinge im Herzen kein Ende nehmen“ (Geiger 2014: 45), steht programmatisch für die Auswirkungen der Traumatisierungen in Kriegsgefangenschaft, denn auch im Verlauf der Erkrankung bleibt die Sehnsucht nach einer Rückkehr nach Hause, mit bitterem Beigeschmack, aufrecht erhalten:

„Eine seltsame Ironie, dass er viele Jahre später doch noch in eine Situation kam, in der er fast jeden Tag nach Hause gehen wollte – und das, weil er vergessen hatte, dass er zu Hause war.“ (Geiger 2014: 45)

2.2 Destabilisierung der individuellen Identität durch krankheitsbedingten Gedächtnisverlust

Neben der destabilisierenden Wirkung, welche die Traumatisierung der Kriegsgefangenschaft auf die Identität des August Geiger ausgeübt hat, kann eine weitere Komponente als potenziell identitätszersetzend ausgewiesen werden: der durch Alzheimer ausgelöste progressive Erinnerungsverlust. Der Soziologe Harald Welzer konstatiert, dass „das Gefühl, über ein identisches und kohärentes Selbst zu verfügen, im Wesentlichen auf expliziten, episodischen Erinnerungen an Elemente der eigenen Lebensgeschichte gründet“ (Welzer 2002: 30). Innerhalb der Ausbildung seiner Identität ist der Mensch dementsprechend damit beauftragt, „einen subjektiven Eindruck von lebensweltlicher Konsistenz herzustellen und interaktiv zu vermitteln“ (Gymnich: 2003: 33). Marion Gymnich betont, dass Identität „immer zugleich in einer synchronen und einer diachronen Dimension verortet ist“ (Gymnich: 2003: 33). Die diachrone Dimension

von Identität „manifestiert sich insbesondere in der Abhängigkeit der aktuellen Identität von früheren (Selbst-) Erfahrungen“ (Gymnich: 2003: 34). Dieses Konzept der Erinnerung als „dynamische Form der Aktualisierung von identitätsrelevanten Erfahrungen“ (Neumann 2005: 152) verweist auf die wechselseitige Abhängigkeit von Identität und Gedächtnisinhalten. Jenen komplexen Nexus verkürzt der Kulturwissenschaftler Jörn Rüsen auf folgende prägnante Formel: „Identität wird gestaltet, ja konstruiert durch Erinnerung“ (Neumann 2005: 150).

Somit kommt der Erinnerung eine große Bedeutung im Rahmen der Etablierung und Erhaltung von individueller Identität zu. Sie dient der Kohärenzbildung, der Selbst-Identifizierung und nicht zuletzt der Selbst-Versicherung. Der Tatsache geschuldet, dass biografische Kontinuität und Identität ohne funktionierendes Erinnerungsvermögen nicht denkbar sind, ergibt sich, dass bei Gedächtnisverlust auch die individuelle Identität in Frage steht. Die Erinnerungskrise avanciert somit zur Identitätskrise, was im Kontext von Alzheimer beachtliche Relevanz gewinnt. Bereits im Anfangsstadium der Krankheit erkennt August Geiger seinen zunehmenden Kontrollverlust und entmündigt sich gegenüber seinen Kindern selbst unter dem Vorwand, das Zepter an die jüngere Generation abtreten zu wollen:

Der Vater entband sich selbst von praktisch allem, keine Spur mehr von früherem Eifer, mit dem er jahrzehntlang seine Vorhaben vorangetrieben hatte. Lapidar verkündete er, dass jetzt die Jungen an der Reihe seien, er selber habe in seinem Leben genug gearbeitet. (Geiger 2014: 22)

Auch die Wertschätzung der eigenen Person nimmt aufgrund der Destabilisierung der identitätsrelevanten Gedächtnisinhalte zunehmend ab und verdeutlicht den Prozess des langsamen Verlusts des Selbstwertgefühls: „Leider, ich weiß, fügte er hinzu, ich erbringe keine guten Ergebnisse mehr“ (Geiger 2014: 100). Die Erkenntnis, dass die eigene Leistungsfähigkeit krankheitsbedingt abnimmt, führt zu einer Geringschätzung der eigenen Fähigkeiten und zu einer Degradierung des eigenen Selbst zum Nichts: „Und kategorisch der Nachsatz: Ich bin nichts mehr“ (Geiger 2014: 114). Doch der Gedächtnisschwund beeinträchtigt auch in erheblichem Maße den Blick in die Zukunft: „Ich bin ein armer Schlucker. Ich war auch einmal einer – ich danke dir, dass du keinen Wirbel daraus machst, weil mit mir nichts mehr los ist“ (Geiger 2014: 116).

2.3 Verlust des innersten Zuhauses als existenzielle Verunsicherung

Das Konzept von persönlicher Identität, welches *per definitionem* Schwankungen unterliegt, findet sich aufgrund des Zusammenspiels der traumatischen Ereignisse in Kriegsgefangenschaft und des fortschreitenden

Gedächtnisverlusts von mehreren Seiten angegriffen. Somit folgt aus der Kombination von Traumatisierung und Erinnerungskrise, welche unweigerlich mit einer Identitätskrise in Erscheinung tritt, dass das bestehende Identitätskonstrukt erheblich ins Wanken gerät. Diese Entwicklung geht mit fehlender biografischer Kontinuität einher, welche die Grundlage für eine Verortung des Individuums im persönlichen Lebenskonzept bildet. Ebenso führt das fehlende Ich-Gefühl zu einer Problematik innerhalb der Identitätsprojektion, also der Ausrichtung des Individuums auf die persönliche Zukunft. Im Angesicht der zahlreichen Verluste, unter anderem von individueller Vergangenheit und Zukunft, findet sich der Alzheimer-Patient August Geiger mit einem Alltag von Ungereimtheiten, Fremdheit und Unverständnis konfrontiert. Dieser Zustand kann als existenzielle Verunsicherung verstanden werden, wodurch die Möglichkeit, eine Form des Zuhauses in sich selbst, in der eigenen Identität und Persönlichkeit zu finden, nicht länger gegeben ist. Aufgrund der Tatsache, dass das innerste Zuhause – verstanden als kohärente, gesamtheitliche Identitätskonzeption des Individuums – dem Verlust anheimgefallen ist und somit zum unerreichbaren Sehnsuchtsort anwächst, entsteht ein hohes Maß an Misstrauen der Umwelt, den Angehörigen und der Welt selbst gegenüber:

„Solche Ungereimtheiten müssen für meinen Vater über Jahre hinweg an der Tagesordnung gewesen sein. Er lebte in ständigem Misstrauen gegen die plausibel klingenden Erklärungen seiner Angehörigen. Ja: Zu Hause sieht ganz ähnlich aus wie hier – nur ein wenig anders.“ (Geiger 2014: 55)

Hieran wird evident, wieso das innerste Zuhause – die Identität – keine Geborgenheit mehr bieten kann und der Tragik der Alzheimer-Erkrankung folgend gleichzeitig Ziel und Ursache der Heimat-Sehnsucht darstellen.

3. Resümee: „Es heißt: Wer lange genug wartet, kann König werden.“

Zusammenfassend können sowohl die Traumatisierung in russischer Kriegsgefangenschaft als auch die Destabilisierung der individuellen Identität August Geigers aufgrund des progressiven Erinnerungsverlustes als Grundpfeiler seiner Sehnsucht des Nach-Hause-Gehens und der damit verbundenen existenziellen Verunsicherung ausgewiesen werden. Der Tatsache geschuldet, dass das durch Erinnerungen, familiäre Beziehungen und soziale Interaktionen aufgebaute Konzept von Zuhause krankheitsbedingt dem Verlust anheimgefallen ist und somit zum unerreichbaren Sehnsuchtsort anwächst, entsteht ein hohes Maß an Misstrauen der Umwelt, den Angehörigen und schlicht der ganzen Welt gegenüber. Ein Ausbrechen aus diesem Teufelskreis von Heimatsuche und immer weiter voranschreitendem Heimatverlust ist somit nicht mehr

möglich, weswegen es für August Geiger keine zufriedenstellende Antwort auf die Sehnsucht nach einem Zuhause mehr geben kann:

In Kombination mit der Überzeugung, dass ein simpler Ortswechsel diese Heimatlosigkeit beseitigen werde, entstand eine Pattsituation, aus der sich der Vater oft tagelang nicht befreien konnte. (Geiger 2014: 55)

Der große Leidensdruck der Alzheimer-Erkrankung rührt demzufolge nicht allein aus den symptomatischen Defiziten im Alltag, sondern vielmehr auch aus dem Gefühl der existentiellen Fremdheit mehr oder weniger der ganzen Welt gegenüber:

Er hatte sich verändert, sein bedrückter Gesichtsausdruck sprach nicht mehr von der Verzweiflung darüber, vergesslich zu sein, sondern von der tiefen Heimatlosigkeit eines Menschen, dem die ganze Welt fremd geworden war. (Geiger 2014: 55)

Im Kontext der Erkenntnisse, welche der derzeitigen medizinischen Forschung zu Alzheimer zur Verfügung stehen, scheint es durchaus legitim, die Alzheimer-Erkrankung als *Exil* für die Betroffenen zu bezeichnen. In seiner lateinischen Wortherkunft bezeichnet *exilium* den Zustand, dass ein Individuum in der Fremde weilt bzw. weilen muss. Die Parallelführung zu Alzheimer kann dadurch gerechtfertigt werden, dass der Erkrankte gezwungenermaßen in einer anderen, sich von der Realität drastisch unterscheidenden Wirklichkeit leben muss. Somit gerät die Fremdheit zum unüberwindbaren Dauerzustand, wobei die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat aufgrund der emotionalen Intensität aufrechterhalten bleibt. Die Ambivalenz des Exilbegriffes von einerseits Schutzfunktion und andererseits Isolation soll darauf verweisen, dass das „Exil“ der Krankheit durch den richtigen Umgang zum lebenswerten Schutzraum für den Betroffenen werden kann. Somit stellt die medizinische Diagnose sogar oftmals eine Erlösung für das Umfeld des Betroffenen dar, da zumindest nicht länger „gegen ein Phantom“ (Geiger 2014: 25) angekämpft werden muss. Ausgehend von den neuen Gesetzen, welche durch die Krankheit definiert werden, besteht die Chance, für den Betroffenen ein Miteinander, „ein Zuhause außerhalb der greifbaren Welt“ zu schaffen (Geiger 2014: 14). In einem teilweise sehr schmerzhaften Prozess muss auch Arno Geiger verstehen lernen, dass man als Angehöriger die Bitterkeit nur ein wenig lindern kann, „indem [man] die durcheinandergeratene Wirklichkeit des Kranken gelten“ lässt (Geiger 2014: 11). Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass der im Erfahrungsbericht Geigers abgebildete triadische Nexus von Erinnerung, individueller Identität und der unmittelbar darauf aufbauenden Konzeption von Heimat und Zuhause im Kontext der Alzheimer-Erkrankung zu einer existenziellen Bedrohung des Individuums gerät. Anhand des literarischen Erfahrungsberichts wird jedoch auch deutlich, dass jenes Exil ein ambivalentes Phänomen

darstellt. So ist die drastische Einschränkung des Lebens der Betroffenen nicht allein als Isolation und Unabhängigkeitsverlust zu verstehen, sondern stets auch als Rückzugsort von den Ungereimtheiten der Wirklichkeit, innerhalb dessen Geborgenheit zumindest temporär wieder möglich erscheint und der existenziellen Fremdheit entgegengesetzt werden kann. Gelingt es dem sozialen Umfeld, Alzheimer als gegeben und die Gesetze, welche die Krankheit diktiert, als Richtlinien im Umgang mit den Betroffenen zu akzeptieren, kann das Exil zumindest temporär zum Schutzraum avancieren. Da dieser Prozess jedoch auch für die Angehörigen voller Anstrengung und Entbehrung ist und ein hohes Maß an Reflektion und Verständnis erfordert, lässt sich diese Geborgenheit meist erst nach einiger Zeit realisieren. Daher kann der Schlusssatz des Werkes von Arno Geiger als eine Abbildung dieses Lernprozesses verstanden werden: „Es heißt: Wer lange genug wartet, kann König werden“ (Geiger 2014: 189).

Bibliografie

- Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999.
- Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 2013.
- Bernet, Rudolf: Heimweh und Nostalgie. In: Utopie Heimat. Psychiatrische und kulturphilosophische Zugänge. Hrsg. von Martin Heinze / Dirk Quadflieg / Martin Bührig. Berlin 2011, 87–102.
- Blickle, Peter: Heimat. A Critical Theory of the German Idea of Homeland. Rochester 2002.
- Buck, Inge / Bührig, Martin: Literatur und Heimat – Eine Annäherung. In: Utopie Heimat. Psychiatrische und kulturphilosophische Zugänge. Hrsg. von Martin Heinze / Dirk Quadflieg / Martin Bührig. Berlin 2011, 230–244.
- Dehler, Christina: Vergessene Erinnerungen. Alzheimer-Demenz in Martin Suters *Small World* und Arno Geigers *Der alte König in seinem Exil*. Bamberg 2013.
- Eichmanns, Gabriele / Franke, Yvonne: Heimat Goes Mobile: Hybrid Forms of Home in Literature and Film. Newcastle upon Tyne 2013.
- Eigler, Friederike: Heimat, Space, Narrative. Toward a Transnational Approach to Flight and Expulsion. Rochester 2014.
- Feil, Naomi: Validation. Ein neuer Weg zum Verständnis alter Menschen. Trans. Andrea Marenzeller. Wien 1997.
- Freud, Sigmund: Die Fixierung an das Trauma. Das Unbewusste. In: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Wien 1930, 288–302.

- Freud, Sigmund: Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse. In: Gesammelte Werke Band 6: Die Traumdeutung. Hrsg. von Anna Freud et. al. Frankfurt a. M. 1961, 1–12.
- Freud, Sigmund: Jenseits des Lustprinzips. In: Studienausgabe: 3. Psychologie des Unbewussten. Hrsg. von Alexander Mitscherlich. Frankfurt a. M. 1989, 216–272.
- Gebhard, Gunther / Geisler, Oliver / Schröter, Steffen: Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts. Bielefeld 2007.
- Geiger, Arno: Der alte König in seinem Exil. München 2014.
- Gymnich, Marion: Individuelle Identität und Erinnerung aus Sicht von Identitätstheorie und Gedächtnisforschung sowie als Gegenstand literarischer Inszenierung. In: Literatur – Erinnerung – Identität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien. Hrsg. von Astrid Erll. Trier 2003, 29–48.
- Heimat. In: Duden online. <<https://www.duden.de/rechtschreibung/Heimat>> [Abruf: 05.09.2020]
- Heinze, Martin: Heimat und Sozialpsychiatrie?. In: Utopie Heimat. Psychiatrische und kulturphilosophische Zugänge. Hrsg. von Martin Heinze / Dirk Quadflieg / Martin Bührig. Berlin 2011, 11–22.
- Henke, Christoph: Vergangenheitsobsessionen. Geschichte und Gedächtnis im Erzählwerk von Julian Barnes. Literatur – Imagination – Realität. Anglistische, germanistische, romanistische Studien 27. Trier 2001.
- Kriwak, Andreas: Die unmögliche Heimat?. In: Utopie Heimat. Psychiatrische und kulturphilosophische Zugänge. Hrsg. von Martin Heinze / Dirk Quadflieg / Martin Bührig. Berlin 2011, 137–148.
- Morley, David: Belongings. Place, space and identity in a mediated world. In: European Journal of Cultural Studies 4 (2001), 425–448.
- Morley, David: Home territories. Media, mobility and identity. London 2000.
- Nagelschmidt, Ilse / Bescansa, Carme: Heimat als Chance und Herausforderung: Repräsentationen der verlorenen Heimat. Berlin 2014.
- Neumann, Birgit: Literatur, Erinnerung, Identität. In: Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Hrsg. von Astrid Erll / Ansgar Nünning. Berlin 2005, 149–178.
- Ott, Brian R.: Alzheimer's Disease and Other Cortical Dementias. In: Prognosis in Neurology. Hrsg. von James M. Gilchrist. Boston 1998, 125–128.
- Schlink, Bernhard: Heimat als Utopie. Frankfurt a. M. 2000.
- Sprengler, Christine: Screening Nostalgia. Populuxe Props and Technicolor Aesthetics in Contemporary American Film. New York 2009.
- Welzer, Harald: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München 2002.

Weil die Heimat der Vergangenheit die gegenwärtige Heimat bedingt: Gudrun Pausewang in *Ich war dabei: Geschichten gegen das Vergessen* (2004)¹

Iraide Talavera

Zusammenfassung: In *Ich war dabei: Geschichten gegen das Vergessen* (2004) stellt Gudrun Pausewang dem jungen Lesepublikum des 21. Jahrhunderts zwanzig Kurzgeschichten über die NS-Zeit mit dem Ziel, dass sie die Übel dieser Zeit kennen und vermeiden, sie zu wiederholen. Durch die Analyse von vier der Geschichten, aus denen das Buch besteht, soll gezeigt werden, wie wichtig es ist, das Gedächtnis der NS-Zeit – vor allem an das Leid der Opfer des Nationalsozialismus – an junge Leser zu übermitteln um in der Gegenwart eine Heimat zu schaffen, die ein zwischenmenschliches Resonanzverhältnis ermöglicht.

Schlüsselwörter: Zeitgeschichtliche Jugendliteratur, NS-Zeit, Heimat, Gedächtnis, Resonanz.

Gudrun Pausewang (1928–2020) wurde in Ostböhmen (heute Tschechien) geboren. Sie gehörte den Sudetendeutschen, die ein großes Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Volk besaßen. Im Falle ihrer Familie führte diese Liebe zum Land dazu, dass sie sich voll und ganz mit den Idealen von Adolf Hitler identifizierten. Pausewang wurde Teil der Hitler-Jugend und bedauerte das Ende des NS-Regimes (Jahnke 2010: 8–25).

1945 ist sie 17 Jahre alt. Ihr Vater ist 1943 an der Front gestorben und ihre Mutter, ihre Geschwister und sie wandern nach Deutschland aus (Jahnke 2010: 24). Gudrun Pausewang will in den ersten Nachkriegsjahren nichts von Politik wissen, weil sie sich von der NS-Regime manipuliert fühlt, besonders als sie das Ausmaß der Gräueltaten des Naziregimes entdeckt. Ihr beliebtes Vaterland und ihr Heimatgefühl sind von einem Tag auf den anderen unheimlich geworden:

Diese und viele andere Informationen über Naziverbrechen ließen mich erkennen, dass die Nazis unsere jugendliche Begeisterungsfähigkeit und Hingabebereitschaft skrupellos benutzt und missbraucht hatten. Aus dieser bitteren Erkenntnis, die so wehtat wie eine zerbrochene Liebe, habe ich eine völlig falsche Konsequenz gezogen, wie so viele meiner Generation: Nie wieder will ich was mit Politik zu tun haben! (Pausewang in Jahnke 2010: 89)

1 Der vorliegende Beitrag ist im Rahmen des durch das Spanische Wirtschaftsministerium geförderten Forschungsprojekts FFI2017-84342-P entstanden.

Ihre Neugier und ihr Idealismus sind die Elemente, die ihr Interesse an der Politik wieder wecken. Während ihrer Kindheit und Jugend führt ihr Idealismus dazu, dass sie sich auf die Seite des Nationalsozialismus stellt, aber als sie das Erwachsenenalter erreicht und andere Kulturen kennenlernt, wird ihr Idealismus zu einer positiven Eigenschaft: er macht sie empfänglich für die Ungerechtigkeiten der Welt und überzeugt sie vom Wert, in einer Demokratie zu leben: „Ich habe mir schon unzählige Male heimlich dazu gratuliert, das Glück zu haben, in einer einigermaßen funktionierenden Demokratie zu leben. Das ist beileibe nicht selbstverständlich“ (Pausewang in Runge 1991: 22–23).

Deshalb schreibt die Autorin während ihrer Karriere als Schriftstellerin Romane, die junge Menschen auf die Notwendigkeit aufmerksam machen, sich gegen diese Ungerechtigkeiten aufzulehnen sowie die Gräueltaten der Vergangenheit zu kennen. Unter den Romanen sind die folgenden hervorzuheben: *Die Wolke* (1987), über die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, *Reise im August* (1992), über Auschwitz, oder *Adi: Jugend eines Diktators* (1997), über Adolf Hitler. Sie schreibt auch wissenschaftliche Arbeiten, wie zum Beispiel das Werk *Die Kinder- und Jugendliteratur des Nationalsozialismus als Instrument ideologischer Beeinflussung* (2005), das sie als Gudrun Wilcke veröffentlicht.

Die Kurzgeschichtensammlung *Ich war dabei: Geschichten gegen das Vergessen* (2004), dessen Titel die Autorin selbst in die erzählten Ereignisse einbezieht,¹ ist genau ein Werk, in dem Gudrun Pausewang versucht, die Übel einer vergangenen Zeit – insbesondere des Zweiten Weltkriegs und des Dritten Reiches – auf junge Menschen des frühen 21. Jahrhunderts zu übertragen.

Von den zwanzig Kurzgeschichten, aus denen *Ich war dabei: Geschichten gegen das Vergessen* besteht, habe ich vier ausgewählt: „Ein Novembertag“ und „Das Gespräch“ sind autobiografisch, d. h., sie beziehen sich auf Erfahrungen der Autorin selbst. In diesen Kurzgeschichten weist die Autorin darauf hin, dass das Festhalten an der nationalsozialistischen Ideologie die deutschen Bürger dazu veranlasste, die vom Führer stigmatisierten Kollektiven zu entmenschlichen und ihre Empathie für diese Gruppen zu unterdrücken. „Der Persilschein“ und „Das Kopftuch“ wiederum sind fiktiv, bilden aber durchaus plausible Situationen nach. In beiden Kurzgeschichten gibt es eine Interaktion zwischen jungen Mädchen des 21. Jahrhunderts, die an die Erinnerung der älteren Generationen appellieren, um die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus selber besser zu verstehen. Diese Geschichten vermitteln die hoffnungsvolle Botschaft, dass die Anerkennung

1 Der Titel ist auch bemerkenswert: „Ich war dabei“ bedeutet nicht nur als Zeuge auszusagen. „Ich war dabei“ ist ein klarer Hinweis auf das Resümee von Hans Peter Richter in der Arbeit *Wir waren dabei* und ein Geständnis der Mitverantwortung (Wilcke 2005: 176).

des Leidens der Opfer von ihren Zeitgenossen den neuen Generationen helfen wird, eine empathische und demokratische Gesellschaft zu schaffen.

Die Analyse dieser vier Geschichten soll zeigen, wie die generationsübergreifende Weitergabe eines Gedächtnisses, das das Leiden der Opfer des Nationalsozialismus und die kollektive Verantwortung in ihrem Entmenschlichungsprozess anerkennt, der beste Weg ist, eine Heimat im Sinne der Philosoph und Soziologe Hartmut Rosa – d. h., „die Hoffnung oder das Versprechen, eine Resonanzbeziehung zur Welt einzugehen“ (Rosa 2019: 153) – zu schaffen. Diese Resonanzbeziehung bedeutet, dass sich die Mitglieder einer Gesellschaft trotz ihrer Unterschiede miteinander verbunden fühlen können (Rosa 2019: 162). Rosas Idee von Heimat widerspricht der, die von den Nazis verteidigt wurde:

Ich bin allerdings der Auffassung, dass die Nazis nicht Resonanz erzeugten, weil sie alles, was anders war, nicht hören und mithin unhörbar machen wollten. [...] Resonanz sind zwei Stimmen, die miteinander so in Kontakt treten, dass sie sich transformieren. Dieses transformative Moment kommt nicht zustande, wenn man Heimat identitär oder harmonistisch denkt. (Rosa 2019: 163)

„Ein Novembertag“ und „Das Gespräch“

In „Ein Novembertag“ ruft die Autorin sich ihre Erfahrungen am Morgen nach der Reichskristallnacht ins Gedächtnis. Sie ist auf dem Weg zur Realschule, und eine ihrer Mitschülerinnen weist darauf hin, dass das Fenster von Herrn Weinstein, einem jüdischen Ladenbesitzer, zerbrochen worden ist. Gudrun Pausewang und ihre Familie haben in seinem Kurzwarenladen oft eingekauft, obwohl ihre Eltern die Juden verabscheuen. Was die junge Gudrun Pausewang am meisten entsetzt, ist, dass niemand Herrn Weinstein hilft, auch wenn er allen bekannt ist. In ihrem Inneren verspürt Gudrun Mitgefühl, hat aber gleichzeitig Angst vor diesem Gefühl: „Mich erfüllte Mitleid mit diesem armen, alten Mann. Gleichzeitig erschrak ich über mich selbst: Mit Juden durfte man doch kein Mitleid haben!“ (Pausewang 2015: 38).

Was „Das Gespräch“ betrifft, beginnt die Autorin die Geschichte, indem sie darauf hinweist, dass sie sich trotz all der Jahre, die vergangen sind, an den Inhalt eines Dialogs zwischen ihren Eltern erinnert:

In diesem Gespräch im Jahr 1939 ging es um die Frage, was Deutschland mit ‚seinen Juden‘ tun solle. [...] Sie [Gudrun Pausewangs Eltern] wussten Bescheid über Hitlers Ziele. Der Vater identifizierte sich mit ihnen ohne Wenn und Aber. Die Mutter, kritischer als der Vater, war der Meinung, dass man kein Recht habe, Juden einzusperren oder gar zu töten.

[...]

„Es sind doch Menschen!“, rief die Mutter.

„Aber es muss getan werden. Dem Vaterland zuliebe“, antwortete der Vater. (Pausewang 2015: 70).

Gudrun Pausewangs Mutter denkt, dass der Vater selbst nicht in der Lage wäre, jemanden zu töten, aber er hält an seiner Meinung fest (Pausewang 2015: 70). Gudrun Pausewang erinnert sich daran, dass es in der NS-Zeit viele Männer wie ihren Vater gab. Menschen, die keinen direkten Schaden anrichten konnten, aber die bereit dazu waren, Tausende von Menschen durch das Unterschreiben eines Papiers zu töten. Ihr Vater wurde kein Schreibtischtäter, weil er kurz nach Kriegsbeginn an der Front starb, aber er hätte es sein können (Pausewang 2015: 71).

Diese beiden kleinen Geschichten zeigen, inwieweit die Verteidigung einer Heimatidee, in der der Hass und der Mangel an Empathie herrschten, den Menschen hinderten, mit dem Leiden anderer in Resonanz zu treten.

„Der Persilschein“ und „Das Kopftuch“

Laura, die Protagonistin der Geschichte „Der Persilschein“, geht in ein Seniorenheim, um sich nach der Bedeutung des Begriffs „Persilschein“ zu erkundigen. Sie will das wissen, weil der Lehrer oder die Lehrerin diese Frage als Hausaufgabe gestellt hat: „Ich muss bis morgen wissen, was ein Persilschein war“ (Pausewang 2015: 13). Die Senioren Frau Gabler, Frau Aurich und Herr Tann definieren „Persilschein“ als etwas sehr Negatives und verwenden Begriffe wie „Entnazifizierung“ oder „Mitläufer“. Diese Terminologie ist zu schwierig für Laura. Frau Evi Kosel möchte dem Mädchen jedoch eine Geschichte erzählen, die ihr in ihrer Kindheit passiert ist und an die sie sich sehr genau erinnert: Evi Kosels Nachbarin war ein Mädchen namens Judith Cohn und beide waren ein Herz und eine Seele. Die Familie Kosel und die Familie Cohn verstanden sich auch sehr gut und machten zusammen Ausflüge. Als Hitler an die Macht kam, veränderte sich die Situation: Evi Kosels Eltern wurden Mitglieder der NSDAP und distanzieren sich von der Familie Cohn. Nur Evi und Judith waren fest entschlossen, ihre Freundschaft zu verteidigen, obwohl Frau und Herr Kosel dem nicht wohlwollend gegenüberstanden. Die Situation der jüdischen Familie Cohn ist so unhaltbar, dass sie sich dafür entscheidet, nach Amerika auszuwandern. Evi Kosels Mutter, die eigentlich schon lange nicht mehr mit der Familie Cohn spricht, beschließt dennoch sie

zu besuchen, um der Familie Cohn beim Umzug zu helfen. Frau Kosel gibt sogar vor, dass sie traurig ist, dass die Cohns Deutschland verlassen. Danach versucht sie, ihrer Tochter diese Heuchelei zu erklären: „Wer weiß, wie mal alles kommt [. . .] Vielleicht kann uns meine kleine Helferei noch mal nützen“ (Pausewang 2015: 18).

All die Jahre über bleiben Evi Kosel und Judith Cohn schriftlich in Kontakt. Eines Tages entdeckt Frau Kosel die amerikanische Adresse der Familie Cohn und schreibt einen Brief an Frau Cohn (Judiths Mutter). Die deutsche Regierung befindet sich im Entnazifizierungsprozess und Frau Kosel benötigt Frau Cohn, um schriftlich zu bezeugen, wie die Familie Kosel sie unterstützt hat. Laura, die Frau Kosels Rede mit offenem Mund zuhört, ist empört und verblüfft. Die persönliche Darstellung der Tatsachen hat die Bedeutung vom Begriff „Persilschein“ verdeutlicht: „Was ein Persilschein ist, weiß sie jetzt. Und Frau Kosels Geschichte wird sie morgen der ganzen Klasse erzählen“ (Pausewang 2015: 22). So sehr hat sie die Geschichte geprägt.

Die Hauptfigur in „Das Kopftuch“ ist ein zwölfjähriges Mädchen namens Franzi. Sie ist mit einer alten Frau in ihrem Dorf Hornau sehr eng befreundet. Normalerweise nennt Franzi sie liebevoll Urgroßmutter oder Uffa, auch wenn sie mit ihr nicht verwandt ist. Wie Laura, das Mädchen aus der Geschichte „Der Persilschein“, lernt Franzi über die NS-Zeit in der Schule. Der Lehrer hat erzählt, dass es in ganz Deutschland, auch in ihrem Dorf, Nazis gab. Er lädt seine Schüler ein, die verbleibenden Zeugen nach der NS-Vergangenheit von Hornau zu fragen. Franzi beschließt, mit Uffa zu sprechen. Uffa will jedoch nicht über die Vergangenheit sprechen. Sie sagt, Franzis Lehrer sei ein Besserwisser. Sie behauptet auch, dass die Hornauer nichts vom Nationalsozialismus gewusst haben: „Hornau liegt ja so abseits. Hier hat man von dem allem nichts gehört und gesehen“ (Pausewang 2015: 54). Franzi glaubt ihr nicht und gibt nicht auf.

Schließlich beantwortet Uffa Franzis Fragen. Eine Gruppe von 200 KZ-Gefangenen – lauter Frauen – übernachtete nach Kriegsende in Hornau. Eine der Häftlinge im fortgeschrittenen Alter reichte Uffa ein Stück Papier und bat sie, es an ihre Tochter in den Vereinigten Staaten zu senden. Sie gab ihr auch ihr Kopftuch. Uffa nahm beides entgegen. Aber sie lehnte die Aufforderung ab, den Brief zu senden: sie empfand Mitleid für die Frau, aber man hatte ihr beigebracht, das jüdische Volk zu hassen, und man hatte ihr auch verboten, mit den Gefangenen zu kommunizieren. In derselben Nacht stirbt die Gefangene. Als Uffa ihre Geschichte beendet, zeigt sie Franzi das Stück Papier und das Kopftuch (sie hat beides all die Jahre aufbewahrt) und bricht in Tränen aus. Sie konnte den Brief nie senden, weil sie die Adresse nicht kannte. Franzi geht nach Hause und denkt darüber nach, was passiert ist: „Sie staunt, dass so viel Unterschiedliches in einem Menschen enthalten sein kann, Gutes und Böses. Vielleicht auch in ihr selbst?“ (Pausewang 2015: 59).

Diese beiden Geschichten zeigen, wie die Übermittlung vergangener Ereignisse durch Frau Kosel in „Der Persilschein“ und durch Uffa in „Das Kopftuch“ eine Form der Wiedergutmachung darstellt, da diese Frauen die Geschichte und das Leiden der Opfer des Nationalsozialismus nicht zum Schweigen bringen. Tatsächlich kann die Aufmerksamkeit auf das Leiden der Opfer „das historische Trauma zur Grundlage, genauer: Grundlegung einer gemeinsamen Zukunft werden“ (Assmann 2013: 191).

Darüber hinaus ist die Möglichkeit, diese gemeinsame Zukunft aufzubauen, noch größer, wenn die jüngeren Generationen feststellen, wie ihre Ältesten den bis dahin zum Schweigen gebrachten Opfern eine Stimme geben und sich emotional auf die erzählten Ereignisse einlassen. In den Worten von Ewers, gibt es ein „Erfordernis, in der zeitgeschichtlichen Kinder- und Jugendliteratur neben der lebendigen Vergegenwärtigung der Vergangenheit stets auch einen offenen intergenerationellen Dialog [mit anderen Worten, das kommunikative Gedächtnis] zu führen“ (Ewers 2005: 110).

Fazit

Diese vier Kurzgeschichten bestätigen, dass die Übermittlung des Gedächtnisses der Vergangenheit mit dem Aufbau der heutigen Gesellschaft verbunden ist. Wenn die neuen Generationen lernen, wie wichtig es ist, sich in ihre Mitmenschen hineinzusetzen, sie als Menschen zu erkennen und ihre Geschichten zu hören, besteht Hoffnung auf eine Heimat weit entfernt von den Idealen Hitlers; eine Heimat, die keine Grenzen markiert, sondern zwischenmenschliche Resonanzbeziehungen herstellt. In den Worten von Gudrun Pausewang, „ein so unmenschliches Regime [d. h., das NS-Regime] darf nie wieder Fuß fassen können – weder bei uns noch anderswo“ (Pausewang 2015: 154).

Bibliografie

Assmann, Aleida: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. München 2013.

Ewers, Hans-Heino: Zwischen geschichtlicher Belehrung und autobiographischer Erinnerungsarbeit. Zeitgeschichtliche Kinder- und Jugendliteratur von Autorinnen und Autoren der Generation der Kriegs- und Nachkriegskinder. In: Geschichte und Geschichten: Die Kinder- und Jugendliteratur und das kulturelle und politische Gedächtnis. Hrsg. von Gabriele von Glasenapp / Gisela Wilkending. Frankfurt a. M. 2005, 97–128.

- Jahnke, Uwe: Jugend im Schatten des Nationalsozialismus. In: Gudrun Pausewang: *Leben und Werk*. Hrsg. von Uwe Jahnke. Ravensburg 2010, 8–25.
- Jahnke, Uwe: Die Erfahrung von Nationalsozialismus und Krieg. In: Gudrun Pausewang: *Leben und Werk*. Hrsg. von Uwe Jahnke. Ravensburg 2010, 80–91.
- Pausewang, Gudrun: *Ich war dabei: Geschichten gegen das Vergessen*. Frankfurt a. M. 2015.
- Rosa, Hartmut: Heimat als anverwandelter Weltausschnitt. Ein resonanztheoretischer Versuch. In: *Heimat Global. Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion*. Hrsg. von Christiane Wiesenfeldt / Klaus Ries / Edoardo Costadura. Bielefeld 2019, 153–172.
- Runge, Gabriele: „Gefahren zu verheimlichen, erlöst nicht von Ängsten“. Interview mit der Autorin. In: *Über Gudrun Pausewang*. Hrsg. von Gabriele Runge. Ravensburg 1991, 15–25.
- Wilcke, Gudrun: *Die Kinder- und Jugendliteratur des Nationalsozialismus als Instrument ideologischer Beeinflussung*. Frankfurt a. M. 2005.

Das Rückkehrmotiv im Spannungsfeld der Identitäts- und Heimatsuche in Martin Beckers *Marschmusik*

Isabella Leibrandt

Zusammenfassung: Im Zusammenhang mit dem übergreifenden Thema ‚Heimat und Gedächtnis heute‘ wird hier Martin Beckers autobiografisch fiktionaler Roman *Marschmusik* betrachtet. Als wichtige Stichworte stehen hier in Verbindung zu diesem Thema der unabschließbare Prozess der Suche nach Heimat sowie die Erinnerung im Sinne einer reflexiven Dimension. Die Auseinandersetzung zum Heimatbegriff folgt hier dem postmodernen Erinnerungs- und Identitätskonzept im Sinne einer Diskontinuität.

Schlüsselwörter: Heimat, Gedächtnis, Identität, Erinnerung, Fremdheit

Heimat als Verlusterfahrung und Diskontinuität

Heimat ist eine Frage des Habens und nicht mehr Habens von Eigenem, schreibt Miriam Kanne (2011: 18) und bezieht sich damit auf unauflösbare Implikationen der Fremdheit, Unvertrautheit und Befremdlichkeit, die Heimat selbst provoziert, indem sie den Menschen fremd wird oder sich ihnen befremdlich offenbart (2011; 18, 82, 342). Diese Bedeutungsmuster und Assoziationen betreffen eine Frage der Identifikation. In dem Ruhrgebietsroman *Marschmusik* dient Martin Becker das baldige Ende der Epoche des Bergbaus in Deutschland dazu, den Ich-Erzähler auf die Suche nach den eigenen Wurzeln, der Familiengeschichte und der eigenen Identität zu schicken. Denn obwohl dessen Vater und Großvater Bergmänner waren, gehört diese Zeit des Bergbaumilieus zu seiner Kindheit, deren Gewichtung und Tragweite er für sein späteres Dasein nun ergründen möchte.

Das Ruhrgebiet als einstige Metropole der Kohleförderung stellt hier den Handlungsraum und Heimatort dieser drei Generationen dar, die stellvertretend für Millionen von Bergarbeiterfamilien, ihre bestimmten sozialen Beziehungen, Gebräuche und Gefühle stehen. Der Roman trägt eindeutige autofiktionale Züge, denn der Autor wurde im Ruhrgebiet geboren und ist dort aufgewachsen. Das literarische Portrait dieser Region und seiner Einwohner bis zum späten 20. Jahrhundert und der nahenden Schließung des Bergwerks behandelt das Gedächtnis bzw. seinen allmählichen Verlust aus der Rückkehrperspektive des Ich-Erzählers, der nachdem er in seiner Jugend von dort

weggegangen ist, entgegen allen Hoffnungen und Wünschen seiner Mutter nie mehr dort sesshaft werden möchte. Für ihn bedeutet jeder neue Besuch seines ehemaligen Wohnortes eine Qual, denn die Reise in die Kindheit und Jugend, in das Haus, das seinen Zweck verloren hat, führt dem Erzähler den Untergang, die verschwindende Geschichte der Menschen, die in diesem Haus und dieser Region lebten, vor Augen.

Das Motiv der Rückkehr, welches die Ankunft in der fremd gewordenen Stadt, den kurzen und qualvollen Aufenthalt sowie die emotionale Erleichterung bei der Abfahrt umfasst, bilden die Rahmenhandlung für sehr zwiespältige und ambivalente emotionale Empfindungen, da die Wiederbegegnung meist von schmerzlichen Erinnerungen und von Beklemmung über den aktuellen dahinschwindenden Zustand der nahen Umgebung sowie die verkümmernde Verfassung der Bewohner überschattet wird. Im Gegensatz zum einstigen Gemeinschaftsgefühl der Bergmannswelt und Familie sieht sich der Erzähler in einer durchaus positiv empfundenen Flexibilität, jedoch auch durch eine Entwurzelung gekennzeichneten globalisierten Welt der eigenen Fremdheit und einem seelischen Unbehagen gegenüber, das er als ein Schweben empfindet, so dass sich das Leben, das er führt, fundamental von ihrem Leben unterscheidet. Gerade deshalb möchte er endlich erfahren, wie diese Zeit des Bergbaus war, nur um zu wissen, wer er ist. Es geht ihm hauptsächlich darum, herauszufinden, inwiefern ihn seine alte Heimat geprägt hat, an der er allen Schatten der Vergangenheit zum Trotz immer noch emotional hängt. Mit seinem Eintauchen in die Vergangenheit möchte er verstehen, wie die Dinge waren, bevor er auf die Welt kam, denn mit dem allmählichen Verschwinden dieser Familie (Tod des Vaters, Demenz der Mutter), wird allmählich auch das Gedächtnis gelöscht.

Heimat, wenn sie verloren zu gehen scheint oder verloren gegangen ist, wird in dieser Erzählung dem Erzähler in Form eines mulmigen Gefühls bei der Rückkehr nach Hause zum Problem und zur Aufgabe. Diesen dynamischen Prozess des Aushaltens und Austragens von Differenzen, Spannungen und Gegensätzen (Joisten 2012: 25) begründen Hans-Gert Pöttering und Joachim Klose als Folgen von Modernisierungs- und Entwicklungsprozessen, von Mobilität und Flexibilität der Gesellschaft (2012: 9–10). Dabei „treten Herkunftsräume und Funktionsräume auseinander und die Menschen besinnen sich wieder auf ihre Wurzeln und Identität“ (Pöttering/Klose 2012: 9). Aufgrund von der Verfremdung der Herkunftswelten erfolgt ein Verlust von Vertrautheit und so werde gerade in Phasen gesellschaftlicher Umbrüche ‚Heimat‘ mental und kulturell wichtig und es entstehe ein Interesse an sich selbst und dem, was einen geprägt habe.

Für Martin Becker bedeutet das Schreiben über Heimat, die Überreste und Relikte der Familiengeschichte in die neue Realität zu retten. Das Bindemittel ist das Gedächtnis, wie Johanna Flinnik passend dazu feststellt (2014: 63).

In *Marschmusik* werden charakteristische Szenen, Stimmungen, Atmosphären eingefangen, die vor allem einen melancholischen Nachruf und Abgesang auf eine einst prosperierende Region und eine endgültig vergangene Epoche des Bergbaus in Deutschland illustrieren, die den Ich-Erzähler seelisch quälen, weil es in einigen Jahren außer den Fotos und diesen Geschichten einer Familie solche Familienkonstellationen nicht mehr geben wird, „jedenfalls nicht in Deutschland“ (Becker 2017: 272). Aufgrund dieses Auflösungsprozesses möchte Martin Becker dieses verschwindende Milieu der Bergmannfamilie und ihr ehemaliges Lebensgefühl, geprägt durch Kohlestaub, Schrebergärten und Feierabendbier, ergründen und festhalten. Am Beispiel des ehemaligen Zusammenhalts der Bergleute, der harten Arbeit im Bergbau, der Maloche, des Ackerns im Akkord vermittelt der Erzähler kulturelle Normen eines Arbeitermilieus, das, im Begriff ist zu verschwinden.

In der hier beschriebenen provinziellen Kleinstadt und dem bescheidenen, sanierungsbedürftigen Reihenmittelhaus begegnet er den Erinnerungen und den Überbleibseln aus der Vergangenheit, seinem alten Zimmer, den schlimmsten Launen seines Vaters, der Schrankwand aus Furnierholz mit den Fotoalben und abgehefteten Versandhausrechnungen, Lottoscheinen und Schulzeugnissen, Bilderrahmen an der Wand, den Erinnerungen an Konzerte des Musikzugs, an denen er als Posaunist teilnahm, einer archäologischen Fundgrube an unnütz gewordenen Dingen im Keller oder der Brieftasche des Vaters, die immer noch im Küchenschrank liegt. Das Haus, in dem er die vielfältigen Bindungen erkennt, evoziert in ihm grübelnde Fragen: Wie kann man diesen Ort als Erwachsener noch betreten, ohne panisch zu werden? Was machen wir mit den Gespenstern der Vergangenheit? Und wie gehen wir damit um, dass das Alte zwangsläufig irgendwann verschwindet?

Dieser ist für den Erzähler mit zwiespältigen Gefühlen der Trauer und Melancholie verknüpft, einem Empfinden, das durchaus bildhaft durch die an Demenz leidende, ehemals tatkräftige und durchgreifende Mutter in Szene gesetzt wird. Der allmähliche Gedächtnisverlust spiegelt den sich fortschreitenden Wandel des Niedergangs und Auflösens wieder. Dort, wo einst eine fünfköpfige Familie gelebt hat, harrt nur noch die Mutter einsam aus, eine Vorstellung, die den Erzähler deprimiert, denn die Familie, die hier mal lebte, hat sich wie eine Fernsehserie auserzählt. Das Wort Ruhe in einem räumlichen Sinne, wie Karen Joisten zutreffend feststellt (2003: 122), erlangt hier eine negative Konnotation, denn es steht als Starre, Stillstand oder auch Stagnation im Gegensatz zur Bewegung. Die Zimmer haben schon vor längerer Zeit ihren Zweck verloren, denn die Seele ist aus ihnen gewichen. Ebenso wie die alt gewordenen kränklichen Menschen erlebt auch die am Rande des Ruhrgebiets liegende Kleinstadt, das fiktive Mündendorf, geprägt von Industrie und Mittelstand, ihren Niedergang. Aber in diesem Reihenmittelhaus fanden die Eltern ihr Heim, denn „sie fühlten sich wohl hier, ich glaube, sie hatten alles, was sie

brauchten. Das Mittelreihenhaus. Das Auto. Den Stellplatz für das Auto. Den Vorgarten. Die Terrasse hinter dem Haus. Die Einkaufsoase auf drei Etagen“ (Becker 2017: 62).

Dieser Ort wurde den Eltern zur Heimat im Sinne des Sich-Wohlfühlens und vermittelt dem Leser ein traditionelles semantisches Potential des Heimatbegriffs, der hier für Vertrautheit und Bindung steht (Neumeyer 1992: 107). Damit wird ein positives Grundverhältnis der hier lebenden Menschen zum Raum und zu seiner ihn umgebenden Welt ausgedrückt im Gegensatz zu der gefühlten Entfremdung des Erzählers. Die all präsente Wandlung der Umgebung wird jedoch im Familienumfeld durch den Rollenwechsel verbildlicht, denn die kranke Mutter ist zum zu versorgenden Kind geworden, während der Sohn oft die väterlich strenge Rolle übernehmen muss. Der Zwiespalt der Schwere hier zu sein, aber auch wegzugehen, führt den Erzähler dazu, sich mit den alten Zeiten, dem Schreckgespenst seiner Kindheit zu beschäftigen, das ihn in Beschlag nimmt. Der Verlust der identitätsstiftenden Heimat löst bei ihm eine krisenhafte Lebenssituation aus und hat die Erfahrung der Diskontinuität der eigenen Lebensgeschichte zur Folge. Im Roman finden wir damit diesen Konflikt wieder, ohne den, wie es Andrea Lobensommer formuliert, Heimat nicht gedacht werden kann, denn in aller Vertrautheit – sogar in der Selbstvertrautheit – existiert das Unvertraute, Fremde (Lobensommer 2010: 40, 198).

Auf den hybriden Charakter von Heimat für den Menschen in gesellschaftlichen Umbruchsituationen oder Krisenzeiten, wie hier dem Ende der Kohleförderung, geht Michael Neumeyer ein und thematisiert dabei gesamtgesellschaftliche Wandlungsprozesse, die zu solchen Veränderungen führen, wenn sich alte Werte und Traditionen, die bestehenden Sozialstrukturen, aber auch die natürliche Umwelt in schnellem Maße umformen, so dass unter dem Wandel das Gefühl der Bedrohung und des Verlustes entsteht (Neumeyer 1992: 2–57). Gerade solche Verlusterfahrungen werden zu Auslösern für literarische Rekonstruktionen der verlorenen Heimat. Der literarische Diskurs von der verlorenen Heimat wird auf diese Weise zu einer persönlichen Annäherung an das Thema wie bei dem Erzähler, dessen Leben parallel in verschiedenen Kulturen und Zivilisationen verläuft:

Was mir das Leben so schwer machte, seit er (der Vater) nicht mehr da war: dass mit seinem Verschwinden auch diese Familie verschwand, die einzige, die ich besaß. Und mit ihr auch die Dinge, an die ich glaubte, zum Beispiel daran, dass man nicht viel Geld braucht, um ein gutes Leben zu haben. Zum Beispiel daran, dass man nicht hochnäsiger sein soll und arrogant. Ich lebte so, wie ich es von meinen Eltern gelernt hatte. Auch wenn sich das Leben, das ich führte, fundamental von ihrem Leben unterschied. (. . .) Ich glaube manchmal, ich bin damals abgehauen, um was Besseres zu finden – aber was genau sollte das sein? Und was genau habe ich gefunden? (Becker 2017: 24, 59)

Für Christian Kirchner (2012: 39) heißt Heimat in diesem Bezug ein Innehalten, ein Versuch, sich seiner eigenen Wurzeln zu vergewissern: Für all diejenigen, die nach Neuem suchen, heißt Heimat, sich umzuwenden und in die Vergangenheit zu schauen. Heimat ist hier kein beschaulicher Ort, sondern ein spannungsgeladenes Terrain von Fremdheit und menschlicher Nähe, schreibt Ernst Elitz, zu dem die Kindheitserinnerungen sowie die jeweilige Sprache oder Mundart gehören (2012: 130). In der Erzählung *Marschmusik* befremden möglicherweise die sprachlichen Charakteristika des Ruhrgebiets so manchen Leser, wie zum Beispiel das allpräsenste ‚Glück auf‘, sowie zahlreiche Fachbegriffe aus der Kohleförderung und der Entstehung der Steinkohle, das kleine ABC der Bergleute wie Pütt, Flöz, Sohle, Strecke, Streb, Teufe, die den Erzähler auf seinen Erkundigungen beschäftigen, dem trotz Lexikoneinträgen und technischer Zeichnungen dieser Teil des Lebens des Vaters ein einziges Fremdwort bleibt. Genauso sonderlich empfindet er die eigentümliche Atmosphäre, das Lokalkolorit und das Wesen der Bergleute. Obwohl er sich sehr bemüht, die Arbeit unter Tage zu verstehen, nimmt er alles zu abstrakt wahr, um ein Bild zu entwickeln, das er seit Jahren sucht. Er kennt die Worte, er kann sie aussprechen und aufschreiben, aber eine Bedeutung haben sie für ihn nicht. Die einzige Ausnahme bildet der durch den Vater oft benutzte Ausdruck ‚Sauhund‘, dessen Tonfall und Rhythmus der Erzähler noch im Ohr hat. Mit dieser Wendung gibt der Autor ein schönes Beispiel für seine charakteristische Benutzung in der Ruhrpottsprache, die Verbindung zur Heimat durch Sprache und das Familiengedächtnis (Assmann 2007: 12), das uns wie hier einen Zugang zur deutschen Geschichte über eine konkrete Familiengeschichte erlaubt:

Im allerersten Moment klingt der Sauhund nach einem Menschen, mit dem nicht zu spaßen ist, den man sich vom Leib halten sollte, wenn man es kann. Doch war es mit den Sauhunden so eine Sache, zumindest wenn mein Vater von ihnen sprach. Ich erinnere mich nicht, dass er jemals eine Person oder ein Tier nur und ausschließlich negativ einen Sauhund nannte. Ein Hund taugte mitunter ebenso zum Sauhund wie ein taktisch geschickter Fußballspieler, ein an sich argloses Kind mit einer gewissen Verschmitztheit konnte ein Sauhund sein, allerdings auch ein ehemaliger Staatsmann, der sich durch besonderes Verhandlungsgeschick auszeichnete. Du Sauhund, sagte mein Vater oft zu mir und lachte, wenn es mir mal wieder gelungen war, ihn offensichtlich übers Ohr zu hauen, einen Witz auf seine Kosten zu machen oder mich vor dem Unkrautjäten im Garten zu drücken. (Becker 2017: 42)

Identität und Familienroman im Heimat- und Gedächtniskontext

Verschiedene Autoren (Roßbach 2018, Geuen 2016, Assmann 2007) betonen die Erinnerung als Merkmal von Heimat und Identität, wobei sie die Bedeutung

des Vergangenen im gegenwärtigen Erinnern herausstellen. Demgemäß beinhaltet der Vorgang des Erinnerns die Tätigkeit, dem Abgelaufenen gegenwärtigen Sinn zu geben. Als wichtige Bestandteile von Heimat als Erinnerung hält Rainer Piepmeier folgende Erinnerungsmerkmale sowie Besonderheiten fest, die sich in *Marschmusik* als Familienroman ebenso lokalisieren lassen:

Heimat ist Erinnerung, Erinnerung kann zur Heimat werden. Erinnerung macht sich besonders fest an der Kindheit, an den Stationen, wo man zum ersten Mal archetypische Situationen erfuhr. Erinnerung ist ein selektiver Vorgang. Es ist nicht die Allheit gelebten Lebens, die erinnert wird, sondern von der jeweiligen Gegenwart mit ihren besonderen Situationen her, mit dem jeweiligen Erfahrungshorizont des erinnernden Subjekts, tritt Erinnerung in die Gegenwart. Sie ist ja nicht ein Element der Vergangenheit, sondern der Gegenwart. Insofern ist durch die Spannung von Vergangenheit und Gegenwart, in der Erinnerung sich bildet, das Bewusstsein der Vergänglichkeit wie das der Dauer grundlegend, das die Vergänglichkeit in Erinnerung aufhebt. (Piepmeier 1990: 101)

Vanessa Geuen versteht Erinnerung fernerhin als eine aktive Aneignung (2016: 82). Wer sich mit der Vergangenheit beschäftigt, wird mit sich selbst konfrontiert, stellt passend zum Thema Aleida Assmann fest (2007: 10–75). Laut Regina Roßbach hat dabei das Familiengedächtnis in Form des Familienromans mit einem Zugang zur deutschen Geschichte über die Familiengeschichte eine besondere Funktion: „Auch wenn viele der neueren Familienromane auf den ersten Blick eher vom Nicht-Funktionieren der Familie erzählen, so bildet sie in ihnen dennoch wie die Heimat eine ‚Utopie‘, einen ‚Nicht-Ort‘, der mit Gefühlen der Sehnsucht, der Trauer oder der Hoffnung verknüpft ist“ (Roßbach 2018). Für Aleida Assmann (2007: 33) steht deshalb der Familienroman, in dem sich die erzählte Zeit zu einer drei (und mehrere) Generationen umspannenden Retrospektive ausdehnt, im Zeichen der Kontinuität. Insbesondere die Identitätssuche gewinnt hier eine historische Tiefe und Komplexität, und auffällig wichtig erscheint hier die Tatsache, dass es um die Integration des eigenen Ichs in einen größeren Familien- und Geschichtszusammenhang geht. Martin Becker vermittelt deshalb in *Marschmusik* die einzelnen Familienmitglieder dargestellt in ihren typischen Familienrollen als Repräsentanten kollektiver Erfahrungen und Werthaltungen und zeichnet bestimmte Mentalitäten einer mittelständischen Arbeiterfamilie aus dem Ruhrgebiet nach. Demgemäß ist der Einzelne niemals der souveräne Konstrukteur seiner Identität, sondern trägt auch jene negativen Elemente in sich, die nicht das Produkt bewusster Leistung und Lebensgestaltung sind, die sich auf längerfristige Prägungen und unbewusste Einflüsse zurückbelaufen.

Als wesentliche Dimensionen der Erinnerungskultur verweist Assmann außerdem auf die Neugier sowie ein Bedürfnis nach Identitätsvergewisserung. Beide Impulse kann man in *Marschmusik* nachvollziehen, da es Martin Becker

letztendlich um die Sinnsuche und Erinnerung geht, was er beides vor sich selbst zu rechtfertigen sucht: „Ich wollte wissen, warum ich bin, was ich bin. Ich wollte sehen, was noch da ist, bevor die letzten Dinge porös werden, zerfallen und mir wie Staub durch die Finger rieseln“ (Becker 2107: 99). Die Recherchen und das sich Vergewissern des Erzählers beruhen auf dem Empfinden eines permanenten Schwebens aufgrund von fehlender Bodenständigkeit und familiärer Beziehungen, eines beruflichen Erfolgs und deshalb einer erfolgreichen Integration in die Mündendorfer Erwachsenenwelt. Deutlich zum Ausdruck kommt im folgenden Abschnitt das Gefühl des Schwebens in Form von einer Spannung von Vergangenheit und Gegenwart sowie das Bewusstsein der Vergänglichkeit:

Es ging mir blendend. Ich nutzte die zivilisatorischen Errungenschaften am Beginn des 21. Jahrhunderts nach Kräften, ich zerstreute mich, ich war zuverlässig und flexibel, ich war jederzeit in der Lage, mein Leben umzukrempeln, ich war bereit, den Koffer zu packen und auf Reisen zu gehen, ich fühlte mich nicht schlecht, ich redete selten über meine Familie und noch seltener darüber, was es mit dem Schweben auf sich hatte, nur um das klipp und klar zu sagen, ich war nicht einsam, ich war nicht orientierungslos, ich stand, wie man sagt, mitten im Leben. . . mir fehlte nichts Wesentliches, es gab keinen Mangel, zum Jammern kein Anlass, zum Klagen, keine Not, aber ich schwebte, ob ich wollte oder nicht, und das ist das, was man eben nur schwer erklären kann, das ist vielleicht das Alleinstellungsmerkmal einer solchen Familie, in der die Onkel und Tanten rar gesät und weit weg sind, und die Großelterngeneration eine Unbekannte geblieben ist, weil sie schlicht und ergreifend nicht mehr vorhanden war, als ich auf die Welt kam, ich schwebte permanent, weil ich keine Wahl hatte, weil der Boden unter den Füßen fehlte. (Becker 2017: 24)

Diese hier zum Ausdruck kommende unausgefüllte Leerstelle versucht der Ich-Erzähler zu schließen, als er bei einem Besuch seiner Tante von Zimmer zu Zimmer geht, Fotos von Familienfesten betrachtet, seine Großonkel und Großtanten kennen lernt, deren Namen er vorher noch nie gehört hatte und das Gefühl dafür bekommt, was eine Familie ist. Mit Aleida Assmann in Übereinklang können wir feststellen, dass auch in diesem Familienroman diese radikalen Brüche der genealogischen Kette, in die man durch seine Geburt eingeschlossen ist, wahrnehmbar werden und die Identitätssuche sich in der Schreibweise des Textes niederschlägt, die stärker von Recherchen angetrieben und mit Materialien aus dem Familienarchiv und anderen Dokumenten durchsetzt sind (Assmann 2007: 72–75). Martin Becker dokumentiert hier neben der Kindheit des Erzählers auch die Geschichte seiner Vorfahren, die der Tradition in der Familie folgend Bergmänner wurden. Somit ist es auch die Erzählung von dem Großvater, den der Erzähler nicht gekannt hat und seinem schweren Leben unter Tage, von Menschen und ihrer Arbeit, die anstrengend und eintönig war, die aber zur Heimat für viele wurde. So verschwimmen in

Marschmusik als Familienroman die Grenzen von Fiktion und Dokumentation, wodurch er zu einer hybriden Gattung wird. Die Erzählerfigur erkennt, dass ein wichtiger Teil ihrer Identität mit der nicht selbst erlebten Geschichte ihrer Familie verbunden ist. Diese auf rückblickende Anamnese, Analyse und Verstehenwollen ausgerichtete Haltung vermittelt ebenso emotionale Befindlichkeiten, welche der Ich-Erzähler als eine suchende, erleidende, deutende und lernende Figur erkennen lässt. Karen Joisten bezeichnet diese ambivalente Struktur treffenderweise als ein gebundenes Offen- und Freisein des Menschen (Joisten 2003: 79).

In diesem Sinne macht Martin Becker das Motiv der Kette der Familiengenerationen als Faszinosum und Schrecken zugleich lebendig. Der Erzähler muss, um seinen Platz in der Familiengeschichte neu zu bestimmen, vor allem die negativen Ströme dieser Geschichte durcharbeiten. Die Kette, an die er gefesselt ist, soll in Vertrautheit und Überschaubarkeit verwandelt werden, die Orientierungslosigkeit, Verlorenheit und Entfremdung zu einer möglichen Stabilität und Identifikation führen. Hier sind Heimat und Identität nicht kohärent und kontinuierlich zu denken und schon gar nicht als rein positiv zu bestimmen. In *Marschmusik* werden im Bezug zu diesen Charakteristika allgegenwärtige Aspekte der Fremdheit, Erinnerung, des Verlustes und der Verlorenheit, das Trauma, die Sprache und Familie, die Sehnsucht und Imagination, Enge und Weite, das Erzählen, aber auch Leerstellen und Illusionen thematisiert. Der Identitätsbegriff ist dabei ebenso vielseitig und widersprüchlich wie der Heimatbegriff. Es wird als ein Spiel mit Rollen inszeniert: Hier übernimmt der Sohn die versorgende Vaterrolle und die Mutter wird zum zu umsorgenden Kind, wobei unter anderem Zerrissenheit, Flucht, Freiheit, Abhängigkeit und Angewiesenheit als auch Festlegungsvermeidung artikuliert werden, was in Form des ständigen Pendelns des Ich-Erzählers zwischen seinem ehemaligen Heimatort und seinem aktuellen Wohnort als ein emotionales Pendeln zwischen Zufriedenheit und Sehnsucht, Binden und Verabschieden zum Ausdruck kommt:

Ich könnte nicht mal sagen, was so schlimm daran ist, in das verrauchte Haus zurückzukommen und mich von meiner alt gewordenen Mutter umarmen zu lassen. Aber es ist schlimm. [...] Die Mutter alt geworden und krank, wir können uns unterhalten und zusammensitzen, als wäre sie noch die alte. Und doch ist alles anders mit der neuen Mutter. Ich habe mich daran gewöhnt, dass Rollen wechseln, regelrecht kippen können. Dass ich manchmal väterlich und streng sein muss und sie das Kind ist, und dass sich die Regeln des Spiels von einer Sekunde auf die andere wieder ändern. Es ist schwer hier zu sein, es ist schwer wegzugehen. [...] Ich hatte angefangen, mich mit den alten Zeiten zu beschäftigen. Sie nahmen mich in Beschlag, zeitweise zumindest. Du musst dich nicht einholen lassen von der eigenen Vergangenheit, dem Schreckgespenst meiner Kindheit. (Becker 2017: 33, 38, 43)

Nach Karen Joisten wird auf diese Weise eine psychische Tendenz ausgedrückt, die sich als Suche nach etwas Sicherem, Stablen, Festem und Unveränderlichen formuliert, das dem Individuum Geborgenheit geben kann (2003: 198). Auf dieses hybride Konzept von Heimat, das heutzutage mit Mobilität und globalen Einflüssen zu tun hat, machen auch Gabriele Eichmanns und Yvonne Franke aufmerksam, wodurch Heimat, wie es Martin Becker auch vermittelt, als Bewegung zu verstehen ist, wozu der mobile Charakter und die Ortslosigkeit gehören (Eichmanns 2013: 54). Wie Regina Roßbach in diesem Kontext angebracht formuliert, ist in der Literatur das Fehlen von ‚Heimat‘ und ‚Familie‘ meist interessanter als ihr Vorhandensein, vielleicht weil sie als Utopien in die Zukunft weisen und Figuren und Leser zu Veränderungen motivieren (Roßbach 2018). Alle diese Aspekte lassen sich gut am Beispiel der drei Generationen in *Marschmusik* nachvollziehen. Anhand der Umfunktionalisierung des Ruhrgebiets entsteht ein Verlust von Heimat sowie der sinnhaften Bedeutungen, die das Ruhrgebiet für die Menschen dort hatte. Diese spezifische Umwelt, in der die Bergleute zuvor anerkannt waren und sich selbst als tätige, mitgestaltende Mitglieder erkannten, verschwindet. Die Besonderheiten der Sprache dieser Nahwelt und des Bergmannsstandes, die sich durch mündliche und schriftliche Überlieferungen über viele Generationen hinweg zu einer eigenen Sprache mit vielen fachspezifischen Begriffen entwickelt hat, die für das Bewusstsein und das Erkennen ihrer Heimat wichtig waren, kommen ebenso abhanden.

Abschließende Betrachtung

Zu den beiden thematischen Forschungsfragen nach Heimat und Gedächtnis möchte ich folgende Schlussfolgerungen aus den bislang vorgenommenen Darlegungen und Analysen des Romans vornehmen. Fasst man die genannten Aspekte in Bezug auf *Marschmusik* zusammen, so stellt sich die hier dargestellte Rückkehr in die ehemalige Heimat dar als höchst subjektiv mit Konnotationen gefüllt und von Emotionen und Affekten getragen, die zum Teil eine frühere Verbundenheit als auch das jetzige Fremdsein beinhalten. Von daher ist, wie Joisten herausstellt, Heimat kein eindimensionaler Begriff und beinhaltet wesentlich das Aushalten und das Austragen von Differenzen, Spannungen und Gegensätzen. Der Ich-Erzähler steht demnach in diesem Spannungsfeld und vermittelt die empfundenen Widersprüche, ohne sie auflösen zu können. Zurecht hält Karen Joisten fest, dass der Mensch als ein Heim-Weg gedeutet werden kann, denn in dieser Spannung stehen zugleich das Wohnen und Gehen (Joisten 2003: 41).

In diesem Konflikt zwischen einer Ungehaustheit und Behaustheit, zwischen einem Zuhause und einem Un-Zuhause findet sich der Ich-Erzähler und wohnt in seinem Unterwegssein. In *Marschmusik* hat Heimat ihre eigenen Sinnzusammenhänge, Nuancen, Tiefen und Tabus, die die Individualitätsbezogenheit zwischen dem Erzähler und seiner Heimat zum Ausdruck bringen. Dieser mühsame Prozess wird hier als ein niemals abgeschlossener in Szene gesetzt. In Beziehung zu Karen Joisten, die diese lebenslang unaufhebbare Spannung zwischen dem Wohnen und Gehen herausstellt, können wir dieses Zerwürfnis anhand von Martin Beckers autofiktionaler Erzählung gut nachvollziehen, das sich in diesem einen Satz zusammenfassen ließe: Der Mensch lebt so, als ob für ihn nicht das Wohnen, sondern das Umherziehen wesentlich wäre. Die Deutung dieses Menschen als Heim-Weg kann deshalb eine Erzählung sein, die der Notwendigkeit entspringt, Wesentliches zur Sprache zu bringen und in die Tiefe zu gehen. In diesem Sinne kann diese Erzählung als eine Autofiktion ebenfalls Heimat für den Erzähler stiften, in der er seinem Leben Einheit, Sinn und Tiefe gibt, indem er in ihr seine eigene Welt verdichtet, als Interpretation seiner nur ihm zukommenden Geschichte. Dieses Erzählen ist wie in *Marschmusik* ein Selbstgespräch und richtet sich auf das aus, was der Erzähler in den Blick nimmt. Für ihn haben dabei bestimmte Geschehnisse, Erlebnisse und Begegnungen eine entscheidende Bedeutung, die zu seinem Lebenslauf beigetragen haben. Es ist die Geschichte des hier unheimlich gewordenen Ich-Erzählers, in der Gegenwärtigung des Vergangenen, aber auch der Gegenwärtigung des Kommenden. Diese Gegenwärtigung des Geschehens, die im Akt des Erzählens stattfindet, zieht es aus seiner zeitlichen und räumlichen Ferne in die Unmittelbarkeit des Nacherlebens. Der Leser erfährt über die Handlung hinaus den spezifischen Blick des Erzählers, durch den sie ihren Zuschnitt erhält, da dieser „nach der Eigenart seiner Persönlichkeit und dem Verlauf seines Lebens diese oder jene Heimworte und diese oder jene Heimidee in den Vordergrund rückt“ (Joisten 2003: 349).

Bibliografie

- Assmann, Aleida: Geschichte im Gedächtnis. München 2007.
- Becker, Martin: Marschmusik. München 2017.
- Eichmanns, Gabriele: Heimat in the Age of Globalization. In: Heimat goes Mobile: Hybrid Forms of Home in Literature and Film. Hrsg. von Gabriele Eichmanns / Yvonne Franke. Newcastle upon Tyne 2013, 56–81.
- Elitz, Ernst: Heimat ist ein Besitz, den wir mit anderen teilen können. In: Wir sind Heimat. Hrsg. von Hans-Gert Pöttering / Joachim Klose. Berlin 2012, 129–131.

- Flinik, Johanna: Literarische Räume der Heimat. In: Heimat als Chance und Herausforderung. Hrsg. von Carme Bescansa / Ilse Nagelschmidt. Berlin 2014, 51–67.
- Geuen, Vanessa: Kneipen, Bars und Clubs. Berlin 2016.
- Joisten, Karen: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie. Berlin 2003.
- Joisten, Karen: Der Mensch als Heim-weg und der Prozess des Verheimens: Ein kleiner Streifzug durch heimatliche Gefilde. In: *Wir sind Heimat. Annäherung an einen schwierigen Begriff*. Hrsg. von Hans-Gert Pöttering / Joachim Klose. Berlin 2012, 13–29.
- Kanne, Miriam: *Andere Heimaten*. Sulzbach 2011.
- Kirchner, Christian: Heimat, eine persönliche Annäherung. In: *Wir sind Heimat*. Hrsg. von Hans-Gert Pöttering / Joachim Klose. Berlin 2012, 39–43.
- Lobensommer, Andrea: *Die Suche nach Heimat*. Frankfurt a. M. 2010.
- Neumeyer, Michael: *Heimat*. Kiel. 1992.
- Piepmeier, Rainer: Philosophische Aspekte des Heimatbegriffs. In *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*. Hrsg. von Will Cremer / Ansgar Klein. Bonn 1990, 91–108.
- Pöttering, Hans-Gert / Klose, Joachim: *Wir sind Heimat. Annäherung an einen schwierigen Begriff*. Berlin 2012.
- Roßbach, Regina: Heimatgefühle – Familiengefühle. Literarische Techniken der Emotionalisierung in Familienromanen der Gegenwart. In: *Literaturkritik* (2018). <https://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=24268> [Abruf: 15.12.2019]

Heimaträume bei Robert Menasse

Gesa Singer

Zusammenfassung: Im Werk des österreichischen Autors Robert Menasse wird vielfach die Heimat als eine beschränkte, beengende, auch beängstigende Umwelt dargestellt, aus der sich die Protagonisten zu befreien versuchen. Durch seine sowohl philosophisch und historisch fundierte als auch sprachkünstlerisch amüsante Darstellungsweise lässt der Autor die Leser an einem kritischen Prozess der Auseinandersetzung mit ‚Heimat‘ teilhaben. Mein Beitrag soll an W.G. Sebalds Begriff ‚Unheimliche Heimat‘ (1995) anknüpfen und diesen auf ausgewählte Werke von Robert Menasse anwenden. In einem Ausblick sollen utopische ‚Heimat‘-Konzeptionen (Schlink 2000; Blickle 2012; Menasse 2014) kontrastiert und diskutiert werden, welche Chancen und Gefahren sich seit dem Beginn der Nachkriegszeit bis heute hieraus ergeben.

Schlüsselwörter: Vertreibung, Exil, unheimlich, Heimat, Menasse, Sebald

1. Paradoxes Gefüge von Heimaträumen in Robert Menasses Werk

W.G. Sebalds Begriff ‚Unheimliche Heimat‘ (Sebald 1995) weist in eine Richtung, die an politische, ökonomische und psychologische Verflechtungen denken lässt, welche ein Bleiben in der Heimat unmöglich machen; die zu Vertreibung, Flucht und Migration führen. Dies sind Themen, mit denen Menasses Werk sich auf den ersten Blick nicht so sehr in Beziehung setzen lässt. Doch beschreibt er häufig ein Unwohlsein mit den Lebensumständen seiner Protagonisten in ihren alten oder neuen Heimaten. Daraus habe ich die Frage entwickelt: Welches sind die Orte, die in Menasses Werk als unheimlich beschrieben werden, und wodurch wirken die Heimaten seiner Protagonisten als unheimlich? Es fängt ja häufig schon mit einem Schockeffekt an: sei es der Titel *Die Vertreibung aus der Hölle* (Roman), *Die Zerstörung der Welt als Wille und Vorstellung* (*Poetikvorlesungen*): Der Ausgangspunkt für Menasses Analysen der Gesellschaft, von dem aus er seine Essays, Reden sowie sein erzählerisches Werk entwickelt, ist häufig sehr negativ. Gewalt, Unterdrückung, Krieg, Opportunismus, Machtgier sind die Themen, an denen er sich in seinen Essays fortwährend abarbeitet und zu deren Darstellungen er oft zu drastischen Mitteln, hartem Sarkasmus, Hyperbolik und Kontrasttechniken greift. In seinem Prosawerk kommt noch die Auseinandersetzung mit den

zwischenmenschlichen Verwerfungen und Abgründen hinzu, wengleich alles dies immer wieder auch Anlass zur Entfaltung seines bittersüßen Humors ist. Die Literaturkritik ist oft darüber gespalten:

Robert Menasses sogenannter Roman ist eine reflexive Höchstleistung und ein Kraftakt der Materialbewältigung. Es ist ein intelligentes Vexierspiel, im historischen Erzählstrang aber auch anrührend. Dagegen ist die Erzählung des Jüngstvergangenen über weite Strecken kreuzlangweilig und in ihrem verkrampften Humor ärgerlich (Die Hölle Heimat, FAZ 2001: V).

An anderer Stelle hat man ihm dagegen einen Hang zum Kalauern vorgeworfen. Über Humor lässt sich allerdings trefflich streiten (vgl. Klugler).¹

2. Sehnsuchtsorte. Sinnliche Gewißheit (1996)

In diesem Roman – der Teil einer Trilogie ist – werden die Einzelschicksale einiger österreichischer Exilanten in Brasilien in einem phantasievollen und verstörenden Rausch miteinander verwoben. Das Exil ist in dem Roman nicht schlechthin als Gegensatz zur Heimat anzusehen; dennoch wird immer wieder deutlich, wie die Protagonisten zerrissen und seelisch unbeheimatet sind und wie sich ihre Sehnsüchte steigern, je weniger ihre wechselnden zwischenmenschlichen Beziehungen ihnen Halt und Vertrautheit ermöglichen.

Der Ich-Erzähler ist Germanistik-Dozent, heißt bezeichnenderweise Roman und trifft immer wieder, auf dem Campus, in der „Bar jeder Vernunft“ sowie andernorts auf den Philosophie-dozierenden Professor Leo Singer, seinen Freund Oswald, sowie mehrere Frauengestalten, von denen Judith und Monika besondere Bedeutung zukommt, und die alle Teil einer verworrenen Handlung sind, einer Mischung aus Narration, Alkohol- bzw. Kokain-Rausch und philosophischem Gedankenspiel um Liebe, möglichen Selbstmord und Schriftstellerei. Der Ich-Erzähler stellt fest: „Zum Thema ‚der Brasilianer‘ wusste ich nichts zu sagen, die Brasilianer, die Europäer, die Deutschen oder

1 Seeba (2018: 133) mit Bezug auf den Roman *Die Hauptstadt*: „Damit wird deutlich, dass die gewitzten, oft tief sinnigen Aperçus, mit denen der Roman gespickt ist, nicht einfach feuilletonistische Pointen sind, die von sympathischer Lebensweisheit und ihrer ironischen Verfremdung zeugen. Die selbstbewussten Gesten des auktorialen Erzählers, die einem der Romantik verpflichteten Literaturmodell entstammen, unterstreichen die missionarische Zielsetzung des Romans, in dem die konzeptionelle Struktur des Ganzen wichtiger ist als die satirischen Elemente“.

Österreicher gar. Ich fühlte mich noch nicht wirklich in Brasilien angekommen, ich war nur geografisch da, und die Heimat, die man überallhin als Ghetto mitnehmen kann, hatte ich schon verloren“ (Menasse 1996: 146). Dies könnte man mit einer zentralen Aussage in Bernhard Schlinks Essay „Heimat als Utopie“ (2000) in Beziehung setzen, die so lautet:

Ja, Exil ist eine Metapher für die Erfahrung der Entfremdung. Aber das erledigt die Frage nach der dem Exil korrespondierenden Heimat nicht. Warum findet die Erfahrung der Entfremdung am Ende dieses Jahrhunderts wieder eine Metapher, die sich auf Orte bezieht, explizit auf den Ort des Exils, an dem die Erfahrung gemacht wird, und implizit auf den Ort, an dem man nicht im Exil, sondern zu Hause wäre? (Schlink 2000: 12)

Professor Singers Migrationsgeschichte ist die einer jüdischen Familie, die vor dem Faschismus floh, und da er damals ein Kind war, fühlt er kaum noch emotionale Bindung an die österreichische Heimat. Dies wird in der Szene deutlich, als Roman ihn mit Musik von der Schallplatte erfreuen will:

Was hören Sie gern? Ich habe sogar eine Platte mit Wiener Liedern hier, ja und Strauß-Walzer, in der von Schönberg entkitschten Version. Ich spiele sie manchmal sehr gern, als Gemütsersatz für das, was ich immer wieder so sehnlich wünsche, nämlich irgendwas, das mir nicht fremd ist –Ach Roman, lassen Sie. Ich bin zu lange von Wien weg, als daß mir solche Dinge noch vertraut wären. Gott sei Dank, denn der Patriot ist weltfremd, und wer, der nicht ähäm daheim ist, könnte diese Fremdheit ertragen? (Menasse 1996: 220)

Im Institut sind alle Mitarbeiter „Deutsche oder Abkömmlinge von Deutschen“ (Menasse 1996: 239), und ihnen wird in einer Szene wegen ihrer sprachlichen Spitzfindigkeiten vom Ich-Erzähler „patziger Herrenmenschenirrsinn“ (Menasse 1996: 239–240) vorgeworfen.

Als Fazit der Fremdheitserfahrungen an Sehnsuchtsorten lässt sich folgender Satz zitieren, der auch auf dem Klappentext des Romans zu finden: „Ich hätte die Fremde lieben können, wenn sie geblieben wäre, wo sie war: in der Fremde. Aber sie hat sich gar so heimisch gemacht, daß jetzt ein Heimkommen schon ein Fremdgehen ist“ (Menasse 1996).

Die als Sehnsuchtsorte beschriebenen Raumkonstellationen entpuppen sich in Menasses Werk, insbesondere in dem Roman *Sinnliche Gewißheit* als widersprüchlich, abgründig und unentrinnbar in dem Sinne, dass die Protagonisten von dem eingeholt werden, wovor sie ursprünglich fliehen wollten: der Kleingeistigkeit der anderen und dem eigenen Gefühl der Nichtzugehörigkeit. Die Heimatlosigkeit der Protagonisten lässt eine bedrückende, unsichere und zuweilen unheimliche Atmosphäre entstehen, aus der es kein Entkommen gibt.

3. *Don Juan de la Mancha oder Die Erziehung der Lust* (2009)

In diesem Roman ist es eher die gesellschaftliche Atmosphäre, die grotesk, aber zuweilen auch unheimlich anmutet: Der Protagonist Nathan findet sich in der Welt der Frauen nicht zurecht, deren sexuelle Befreiung im Klima der Nach-68er Jahre den Helden zwar prägt, ihm selbst aber keine wirkliche sinnliche Entwicklung gestattet. Obwohl ihm in Wien alles vertraut zu sein scheint, treiben die Sinnsuche und Auseinandersetzung mit dem anderen Geschlecht den Protagonisten immer wieder in Situationen, in denen er – trotz aller Entgrenzung und Komik – sich selbst entfremdet fühlt.

Schließlich gerät eine Paris-Reise zu einem Desaster: „Das war asphaltierter Dschungel. Wildnis. Nomadisierende primitive Stämme. Absolute Fremde. Ich war schon mehrmals in Paris gewesen, aber diese Stadt kannte ich nicht“ (Menasse 2009: 168). Anstatt von seiner alten Liebe, Alice, am Flughafen abgeholt zu werden, die plötzlich nicht erreichbar ist, muss Nathan durch ein chaotisches Paris irren, das von Ausschreitungen und Absperrungen so unbefahrbar wird, dass der Taxifahrer ihn kurzerhand im Nirgendwo absetzt. In einem Café verdichtet sich Nathans Verwirrung zu Angst:

Ich hatte Angst. Weil die Stimmung so bedrohlich war und weil ich nichts verstand. Es waren nur Männer in diesem Café. Sie schauten misstrauisch. Und ich misstraute ihnen. Sie sahen ‚ausländisch‘ aus. Ich selbst war doch hier der Ausländer. Aber ich empfand die Männer in diesem Café als ‚ausländisch‘. Auf unangenehme Art. Das heißt, nicht hierher gehörend. Was war mit mir los? Ich hatte Einheimischen-Allüren in der Fremde, die sich als eine andere als die erwartete Fremde zeigte. Ein Mann telefonierte. Er beobachtete mich. Ich nahm mein Handy aus der Tasche und rief wieder Alice an. Die Computerstimme. (Menasse 2009: 74)

Hier zeigt sich das Unheimliche in Form des Fremden, Unverständlichen, Verwirrenden. Der Protagonist nimmt sich in seiner Orientierungslosigkeit nicht selbst als fremd wahr, sondern die Pariser Bevölkerung, deren soziokulturelle Zusammensetzung sich seit seinem letzten Besuch bzw. in den ihm unbekanntesten Stadtteilen offenbar dramatisch gewandelt hat. Und die als befremdlich und erschreckend wahrgenommene Gegend wird durch die selbstkritische Eigenwahrnehmung konterkariert, die den Kommentar zur Szenerie zugleich mitliefert: „Einheimischen-Allüren in der Fremde“ ist ebenfalls ein kritischer Fingerzeig auf gesellschaftliche Strömungen, die von Xenophobie bis Fremdenhass reichen können.

Sarkastisch stellt Menasse in dieser Szene dar, wie das eigene Fremdheitsgefühl sich aufgrund von stereotyper Wahrnehmung innerhalb der Fremde so wandeln kann, dass man sich selbst als zugehörig empfindet, andere aber nicht, obwohl man selbst nicht dazugehört. Der völlige Kollaps durch Beziehungslosigkeit und Sprachlosigkeit wird noch dadurch verstärkt,

dass die Freundin nicht erreichbar ist, sondern die Mailbox antwortet. Alle in dieser Passage benutzen Bilder – allein aber beobachtet sein, orientierungslos und hilflos – und Adjektive – bedrohlich, misstrauisch, ‚ausländisch‘ – verdichten den Eindruck des Unheimlichen. Es entspricht zwar dem gängigen Klischee, dass das Fremde unheimlich sein kann; der Autor baut aber in die Narration eine reflektierende Metaebene ein, die sich durch sarkastische Überspitzung eröffnet.

4. *Die Vertreibung aus der Hölle* (2003)

Die Vertreibung aus der Hölle ist Titel des vielschichtigen Romans, der im Portugal der Inquisition spielt, wofür Menasse auch eigene Ahnenforschung betrieben hat und wobei in einem ersten Erzählstrang das Schicksal des Rabbinen Samuel Manasseh im 17. Jahrhundert mit dem Leben seines „entfernten Verwandten“ Viktor Abranavel in einem zweiten Erzählstrang mit den 60er und 70er Jahren verknüpft wird. Eine Zusammenführung beider Erzählstränge durch eine Art literarisch-philosophischen Akt wird ebenso mit dem Roman angestrebt, der nach fast 500 Seiten mit den Worten endet: „Im Dunkeln ist alles vorstellbar“ (Menasse 2003: 493). Im Folgenden sollen die Heimerfahrnisse der beiden Hauptfiguren kurz zusammengefasst werden.

Die erste Hauptfigur ist eben jener Samuel Manasseh, eigentlich Manoel, der von einer paradoxen Lebensgeschichte geprägt ist: „Bevor er Rabbi wurde, war er Antisemit“ (Menasse 2003: 26). Manoel, in seiner Kindheit ebenso verniedlichend wie verunglimpfend Mané genannt, entwickelt sich vom Mitläufer zum Anführer einer Bande Kinder in seiner Gasse, die eine Hetzjagd auf vermeintliche Judenkinder – sogenannte ‚Neuchristen‘ – machen. In seinem Elternhaus fühlt er sich nicht geborgen, weil sein Vater ihm keine Freiheiten lässt und ihn in seinem Wissensdrang einengt.

Für dieses unbewegliche, gezwungenermaßen stets hastige Kind schien das Leben nur aus gegenläufigen Bewegungen zu bestehen. Aus Mitlaufen und Davonlaufen. Mitlaufen wollen und Davonlaufen müssen, dann aber auch Mitlaufen müssen und davonlaufen wollen. Die größte Angst machte ihm die Vorstellung, aus irgendeinem Grund plötzlich nicht mehr laufen zu können. Sie raubte ihm den Schlaf. (Menasse 2003: 53)

Im Verlauf der Handlung fällt Manoels Familie fast den Autodafés der Inquisition zum Opfer und muss fliehen: Auf dieser Flucht von der iberischen Halbinsel entwickelt sich der kleine Mané zu Manasseh. Der Verlust der Heimat wird also zum Anlass der eigentlichen Selbstwerdung und Befreiung aus der unheimlichen Allianz aus Unterdrückung und Gewalt.

Die zweite Hauptfigur, Viktor, wächst in den 60er Jahren im kleinbürgerlichen Wien bei seinen Großeltern auf, da seine alleinerziehende Mutter mit ihm überfordert ist. Sein Großvater hatte „gegen alle Wahrscheinlichkeit“ (Menasse 2003: 64) Hitler-Deutschland überlebt und arbeitet als Kaffeevertreter. Nach und nach beginnt er gegen die bedrückende bigotte Atmosphäre zu rebellieren und schließt sich am Ende der Studentenbewegung an:

Aber nun in ihrem Haushalt, lernte er, ein Fremdkörper zu sein, ein Störfaktor in einem zwar simplen, aber umfassenden System von Ritualen. Sie wiederholten sich jeden Tag, immer das gleiche. Viktor durfte, so lange sie ihm fremd und rätselhaft waren, keine Fragen stellen, und erst recht durfte er sie nicht in Frage stellen, als sie ihm vertraut wurden. (Menasse 2003: 65)

Die Handlung rund um Viktor setzt mit einem Knalleffekt ein, als er beim 25. Matura-Jubiläum seine ehemaligen Klassenkameraden mit der NSDAP Mitgliedschaft ihrer Lehrer konfrontiert. „Viktor mußte plötzlich kichern, er stand da und kicherte, er wußte, daß es in diesem Moment fehl am Platz war und geradezu lächerlich wirken mußte, aber er konnte es nicht unterdrücken, es war Ausdruck seines Triumphes und zugleich Reflex seiner Angst, eines unkontrollierbaren, wachsenden Panikgefühls“ (Menasse 2003: 22).

Köstlich ironisch gelingen Robert Menasse immer die Schilderungen der 1968er Studentenrevolte und ihrer Folgen, in diesem Beispiel einer Art Revolutionstourismus:

Im Herbst 1974 hatte er [Viktor] sie [Hildegund, genannt: Hilli bzw. Gundl] auf der Uni getroffen, als sie gerade von Portugal zurückgekommen war. Im Sommer nach der Nelkenrevolution war bei den Studenten der Revolutionstourismus angesagt, Griechenland ging ja nicht mehr, Militärdiktatur, Eritrea interessierte keinen Menschen [. . .]. Im Sommer 1974 fuhr man jedenfalls nach Portugal. (Menasse 2003: 36)

In einem anderen Rückblick erklärt Viktor seiner Geliebten:

A propos Portugal [. . .] kennst du diesen berühmten Fado, [. . .] Ich glaube, die große Mísia singt ihn Nein, kennst du nicht? [. . .] Jedenfalls, der ist deshalb so erstaunlich, weil er nicht von den *saudades* nach der verlorenen Größe Portugals singt, sondern von der Sehnsucht, die die vertriebenen Juden nach Portugal hatten. Also die Sehnsucht nach Portugal. Von den aus Portugal vertriebenen Marranen. (Menasse 2003: 105)

Die Protagonisten können sich der repressiven, bedrückenden Atmosphäre ihrer Heimat zwar durch die – temporäre – Flucht in andere Kulturräume entziehen; dort werden sie jedoch abermals mit Unterdrückungsszenarien konfrontiert, die sie scheinbar naiv bestaunen.

5. *Radikale Analysen und utopische „Heimat“-Konzeptionen:*
Menasses Essayistik

Warum ist dem Essayisten Robert Menasse die Welt, in der wir heute leben, unheimlich? Ursache dafür sind vor allem die gesellschaftspolitischen Entwicklungen, deren ökonomische Bedingtheit der Autor wie folgt analysiert: „Was hier stattfindet, ist die profitable Produktion von Dummheit mit technischer Intelligenz als Mittel“ (Menasse 2006: 19). Die Umstände analysiert er wie folgt: „Wiedereinführung von Formen des Arbeitsdienstes, verstärkte Investitionen in Rüstung [...] Verlängerung der Arbeitszeit und Lohnkürzungen. Herstellung gesellschaftlicher Solidarität durch äußere Bedrohungsszenarien. Preisgabe von Freiheitsrechten unter dem Vorwand von Sicherheitsmaßnahmen“ (Menasse 2006: 28).

Da man Menasses Heimatbegriff und seine Einschätzung von Nationalismus nicht ohne Blick auf sein Verständnis von Europa einordnen kann, seien hier einige seiner wesentlichen Aussagen über Europa analysiert. Eines der wichtigsten Anliegen Menasses ist das „Friedensprojekt Europa“, dem er eine Reihe von Reden und Essays gewidmet hat:

Das Europäische Projekt entstand als Reaktion auf die Erfahrungen, die mit dem Nationalsozialismus und den Kriegen zwischen verfeindeten Nationen gemacht wurden. Der Nationalismus hat immer wieder diesen Kontinent in Schutt und Asche gelegt und schließlich zum größten Menschheitsverbrechen, zu Auschwitz, geführt. (Menasse 2014: 74)

Menasses Ausgangspunkt ist jeweils eine historisch fundierte Ablehnung des Nationalgedankens. Nationalismus habe Europa nur Kriege beschert, und in einem nachnationalen Europa könne man den Auswirkungen globaler Krisen nicht mit der Verteidigung nationaler Interessen begegnen (vgl. Menasse 2014: 75–77). In der Konsequenz fordert der Autor ein Europa der Regionen, denn Regionen seien die „Herzwurzel der Identität“ (Menasse 2014: 80). Meiner Einschätzung nach meint der Autor damit allerdings keinen Separatismus, sondern die Besinnung auf die jeweiligen Stärken der Regionen einzelner Länder. Dem heutigen Stand des Europäischen Projekts attestiert der Autor Perspektivlosigkeit und macht dies nicht zuletzt „[...] an der wieder aggressiv werdenden Verteidigung sogenannter nationaler Interessen“ (Menasse 2014: 75) fest. Daraus folge die Unfähigkeit, europäische Probleme zu lösen, da sie als nationale Probleme behandelt würden“ (Singer 2016: 1). Und er fragt: „Was war der Sinn, die Idee des Europäischen Projekts? Das nachnationale Europa. Was ist der Grund für die Krise? Der unproduktive Widerspruch zwischen nachnationaler Entwicklung und der Verteidigung nationaler Interessen. Und worauf soll das Ganze hinaus, was ist die konkrete Utopie? Das Europa der Regionen!“ (Menasse 2014: 81f.). Ob und inwiefern dies

im politischen Sinne wirklich eine Lösung der Probleme bewirken kann, sei dahingestellt.

Schließlich einige Bemerkungen zu Robert Menasses individuellen Heimatbegriff. Er äußerte sich dazu wie folgt: „Mein Problem mit ‚Österreichischer Identität‘: In der österreichischen Selbstdarstellung scheint es nur Kaiser und Berge zu geben. Die imperialen Kulissen der ehemaligen Residenzstadt Wien, oder die Almen und Schihänge der ‚Alpenrepublik‘“ (Menasse 2014: 87). Diese rückwärtsgewandte, idealisierende Sicht auf seine Heimat, die bloß Raum für naive Naturwahrnehmung und Machtpolitik zulässt, lehnt der Autor vehement ab. Das Nationalistische als Vorbote von Fanatismus und Kriegen wird von ihm als unheimlich empfunden und massiv zurückgewiesen.

6. Fazit und Ausblick

Entfremdung, Beklemmung, Unfreiheit, Angst: Dies sind Kriterien des Unheimlichen, die in Menasses Werk immer wieder auftauchen, auch wenn sie ironisch und zynisch überspitzt werden. Die hier zur Sprache kommenden Heimat-Begriffe unterscheiden sich von den hybriden Räumen, die in der *Spatial Turn* Forschung auf postmoderne Raum-Konzepte, z. B. der jüngeren Migrationsliteratur, angelegt werden, deutlich, indem sie sich auf räumlich und historisch sowie soziologisch bestimmbare Orte beziehen, mit denen die Protagonisten sich physisch sowie psychisch auseinandersetzen. Blickles Einschätzung: „Everything and nothing may represent Heimat and self and home – different languages, different traditions, different cultures, different countries, different genders [...]“ (Blickle 2012: 53) trifft also hier nicht zu. Während sich laut postmoderner Lesart der Heimatbegriff auflöst und flexibler, durchlässiger, beliebiger wird, gibt es doch bei näherem Hinsehen in etlichen literarischen Beispielen klar bestimmbare Heimat-Referenzen. Und bei Menasse werden diese auch ausdrücklich benannt. Zudem sind die Heimaträume bei Menasse meist mit einer bedrückenden, einengenden und unheimlichen Atmosphäre verknüpft, aus der die Protagonisten sich durch Rebellion, Flucht und Exil zu befreien versuchen. Ihre Erinnerungen an die alte Heimat erscheinen dadurch kritisch gebrochen, anachronistisch und zwiespältig.

Bezieht sich Menasses Heimat-Begriff demnach vielleicht eher auf frühere Epochen und ein anderes literarisches echogebendes Umfeld? Ein Vergleich mit dem anderen großen Gesellschafts- und Österreich-Kritiker Thomas Bernhard (der in Sebalds Essaysammlung über österreichische Literaten unverständlicherweise fehlt) liegt nahe, wobei Menasse in gewohnter sarkastischer Kurzform kommentiert: „Zum Beispiel Thomas Bernhard. So ‚unbequem‘ er gewesen sein mag, schließlich wurde auch er zum Stolz der Jäger. Dieselbe

Nationalität – keine Gemeinsamkeiten“ (Menasse 2014: 87f.). Obwohl Menasse mit seinem Landsmann den kritischen Blick auf die eigene Heimat teilt und die unheilvollen Auswirkungen des Nationalsozialismus ebenso wie Bernhard immer wieder betont, geht sein Blick doch zeitgeschichtlich wie geografisch und auch inhaltlich weit über das hinaus, was Bernhard in seiner ebenfalls einzigartigen Sprache und Schriftstellerkunst zu sagen hatte.

Inzwischen ist dem Autor mit dem Roman *Die Hauptstadt* (2017) – dieser wurde u. a. als erster eigentlicher Europa-Roman apostrophiert – ein literarischer Coup gelungen, der möglicherweise dazu führen könnte, ihn als epochalen Autor anzusehen, der gesellschaftlich relevante wie auch brisante Themen wie die Finanzkrise, Migration und Terror ebenso ernsthaft wie provokativ aufgreift, um zu einer weiterführenden Debatte, auch über das Verständnis von Heimat, innerhalb Europas, anzuregen.

Bibliografie

- Blickle, Peter: Gender, Space and Heimat. In: Heimat at the Intersection of Memory and Space. Hrsg. von Friederike Eigler / Jens Kugele. Berlin u. a. 2012, 53–69.
- Kluger, Michael: Robert Menasses EU-Roman „Die Hauptstadt“: Schweinefleisch ist auch nur Pappe. <<http://www.fnp.de/nachrichten/kultur/Robert-Menasses-EU-Roman-Die-Hauptstadt-Schweinefleisch-ist-auch-nur-Pappe;art679,2776075>> [Abruf: 30.10.2020]
- Menasse, Robert: Sinnliche Gewißheit: Roman. Frankfurt a. M. 1996.
- Menasse, Robert: Die Vertreibung aus der Hölle: Roman. Frankfurt a. M. 2003.
- Menasse, Robert: Don Juan de la Mancha oder Die Erziehung der Lust: Roman. Frankfurt a. M. 2009.
- Menasse, Robert: „Die Zerstörung der Welt als Wille und Vorstellung“. Frankfurter Poetikvorlesungen. Frankfurt a. M. 2006.
- Menasse, Robert: Heimat ist die schönste Utopie: Reden (wir) über Europa. Frankfurt a. M. 2014.
- Schlink, Bernhard: Heimat als Utopie. Frankfurt a. M. 2000.
- Sebald, W. G.: Unheimliche Heimat: Essays zur österreichischen Literatur. Frankfurt a. M. 1995.
- Seeba, Hinrich C.: „Das moralische Gewissen Europas“. Stefan Zeig und Robert Menasse. In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 9, 2018, S. 119–136.
- Singer, Gesa: „Ich hatte immer nur Ich werden wollen“. Autobiographie und Selbstvergewisserung bei Thomas Bernhard. In: Akten des XII. Germanistenkongresses Warschau 2010: Vielheit und Einheit der Germanistik

weltweit. Hrsg. von Franciszek Gucza u. a. Frankfurt a. M. u. a. 2012, S. 297–302.

(o. V.) Die Hölle Heimat. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 01.09.2001, Nr. 203. <<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/rezension-belletristik-die-hoelle-heimat-133052.html>> [Abruf: 30.10.2020]

The Basque Nation and conflict memories¹

Mari Jose Olaziregi

Abstract: This article aims at reflecting on the importance and idiosyncrasies of remembering the Basque struggles, or terrorism of ETA, in the current conceptualisation of the Aberria or Basque homeland. In order to do so it focuses on an analysis of two novels published when the terrorist group ETA had already announced its definitive cessation of armed activity in 2011: *Gerra txikia* (2014, The little war) by the writer Lander Garro and *Atertu arte itxaron* (Wait until it clears up, 2015, *Los turistas desganados*, The apathetic tourists) by Katixa Agirre. A critical reading of these works will allow to consider how the terrorist group's disappearance may have influenced the development of memory narratives about the conflict in the Basque context.

Keywords: Basque literature, ETA, terrorism, memory, Heimat

1. Some considerations on the term “Aberri” (Heimat) and the terrorist group ETA

The term ABERRI, a neologism created by the founder of Basque nationalism, Sabino Arana, in 1896, is made up of ABA (father) + (h)ERRI (people, country), and we could liken it, in its polysemy, to the German term Heimat. The curious thing about the term, widely used in contemporary Basque literature, is that it was almost going to be the name of the terrorist group ETA, which, in reality, signifies “Euskadi ta Askatasuna” (Basqueland and Freedom). And we say it was about to be the name because, as the person who came up with it, the linguist, politician and author of the first modern novel in Euskara (the Basque language), José Luis Álvarez Enparantza, Txillardegui, recalled in 1958, they decided to reject the acronym ATA (Aberria ta Askatasuna, Homeland and Freedom), for that of ETA (Euskadi ta Askatasuna), since ATA means ‘duck’ in Basque. This brief linguistic digression allows us to introduce, precisely, the objective of this brief contribution,

1 Article written as part of research projects: IT 1047-16 financed by the Department of Education of the Basque Government, and FFI2017-84342-P, financed by the Ministry of Economy, Industry and Competitiveness of Spain. Translated by Cameron J. Watson.

namely, that of reflecting on the importance and idiosyncrasies of rememorizing our conflictive past in the current conceptualisation of the ABERRIA or Basque homeland. And in order to do so we will focus on an analysis of two novels published when the terrorist group ETA had already announced its definitive cessation of armed activity in 2011: *Gerra txikia* (2014, The little war) by the writer Lander Garro (1975) and *Atertu arte itxaron* (Wait until it clears up, 2015, *Los turistas desganados*, The apathetic tourists) by Katixa Agirre (1981). A critical reading of these works also allows us to reflect on how the terrorist group's disappearance may have influenced the development of memory narratives about the conflict. The choice of the novels is also justified by the fact that both present a feature common to many current Basque novels on the conflict, that is, the coexistence of distinct memories that, often, provoke a conflict of stories, but that also generate a context in which different discourses on memory feed off and nourish one another. Among other contributions, at the theoretical level we are interested in those of Erll (2011: 150–151) and Neumann (2010: 338–339), which have pointed out that the literary text can integrate distinct discourses about or visions of the past, creating mnemonic multiperspectivity. We are interested, likewise, in concepts such as 'multidirectional memory', coined by Rothberg (2009) to explain the "dynamic transfers that take place between diverse places and times during the act of remembrance" (p. 11). Silverman (2013), for his part, suggests the term 'palimpsestic memory' in order to allude to those productive interactions that may be established in superimposing on the text different voices, moments and experiences of violence and trauma. We are, then, faced with literary arguments that revisit the past and that, moreover, in invoking it, situate that conflictive past within the context of global conflictive memories.

Additionally, the novels chosen also present a second feature, namely, that the stories they narrate use displacement as a central characteristic of their stories, whether this is of a forced kind, such as the exile present in *Gerra txikia*, or whether due to professional reasons such as academic training, as in the expatriate experience exile present in *Atertu arte itxaron*. These displacements, in reality, are temporary and would not be examples, in the strict sense, of what experts today refer to as 'itinerant Heimat' (Eichmanns 2013: 4), which embraces the hybridity and dislocation to which Arjun Appadurai referred in *Modernity at Large* (1996). But such displacements do serve, without any doubt, to reflect on the idiosyncrasies of the Euskal Aberria (Basque Homeland), its internal contradictions due to the political border between the two states of France and Spain in Garro's novel, on the one hand, as well as the image projected by our homeland in Agirre's text. We would argue that both analyse the current contours of our homeland on the basis of the conflictive memories that converge in their novels.

2. *The conflict seen from home: Gerra txikia by Lander Garro*

One of the idiosyncrasies worth highlighting in Basque-language novels of the last two decades is the appearance of more or less autobiographical narrations of protagonists from the world of ETA. Narrations as thematically and formally varied as *Mentxakaren aitorpena* (2005, Mentxaka's confession) by Jose Ramon Goikoetxea, *Errotarria* (2006, The windmill) by Jokin Urain, *Ospitalekoak* (2010, From hospital) and *Atzerri* (2012, Exile) by Mikel Antza, and *Gaur zortzi* (2012, Within eight days), by Carmen Gisasola, are examples of what we are talking about. There is also an autobiographical undercurrent in *Gerra txikia* (2014, The little war) by the writer Lander Garro, the author, among other works, of the novels *Orain galdera berriak ditut* (2004, Now I have new questions) and *Kontrarioa* (2010, The Rival).

Gerra txikia narrates the story of Xabi Ugarte and his family during the years they had to go into exile in Hendaia. It is Xabi's innocent gaze which drives the narration, a convincing gaze and tone that gather pace in a novel that we could classify as formative. The thing is that *Gerra txikia* is, moreover, a story of Xabi's awakening in the face of the Basque political reality during the tough eighties marked by the violence of ETA and the GAL,² as well as drugs, all widely represented in the novel (i.e. the references to the graffiti: "Down with dealers,"³ 57). The journey to Hendaia, which Xabi, together with his siblings Gotzon and Nagore and their mother, undertakes in 1983 by train from Errenteria, located in *Hegoalde* (the peninsular Basque Country) becomes the first of those that they will have to make over several weekends until they settle permanently in *Iparralde* (the continental Basque Country). After sixty-five days without returning home "because of the floods" (13), his father confirms that he cannot go back home; "they won't let me" (13), he says. And that is the point at which, plainly, Xabi's awakening begins, which is expressed in words and realities like "refugee" (30) and "freedom for the Basque Country" (32), a language and a reality unknown at the beginning for a child that does not hesitate to state: "What did amnesty or freedom for the Basque Country matter to him, if he could not be with his mother?" (32). A "nomadic life" (79), in sum, which would mark the family dynamic of a child that was "sickly, with narrow shoulders and arms that looked like sticks" (79) and that, moreover, suffered from enuresis ("Xabi's peed himself in bed") in the midst of uncertainty and significant family chaos.

- 2 GAL (Grupos Antiterroristas de Liberación) were death squads clandestinely organized in the mid-1980s by Spain's Socialist government to eliminate Basque terrorism.
- 3 Pages refer to the Spanish translation of the novel, *La guerra pequeña* (2014, Tartalo). Quotes translated by Cameron Watson.

Among slogans in support of amnesty (92) and the Basque political refugees (128), the family will go from house to house, and will experience in their bones a lack of means and fear of a possible attack by paramilitary groups like the GAL. Homeland is everything for a father that finds it difficult to show affection (133), does not give in to any of his children's wishes, and whom they even brand an "ogre", "leech" and "scumbag" (88). Terrified by the idea that, in the same way as his friends Emilio and Txomin, he may be the next target for the GAL, the father uproots his family towards a destination, Hendaia, a town that, in the eyes of the children, feels almost ghostly (27). A community of Basques lives there which takes them in and which, in reality, lives as if it were in a ghetto, separated from the "real" Hendaia (154). That is where Xabi will experience his first loves, his first problems at school . . . , as well as a claustrophobic sensation on account of the storage room-bedroom in which they must sleep (103). Gotzon, the older brother, will come to best exemplify opposition to paternal authority. Someone close to punk aesthetics and thought, an admirer of songs by Kortatu (144), Leño, GBH, Sex Pistols, La Polla Records. . . (184), almost incomprehensible for little Xabi (143), Gotzon demonstrates a tough behaviour and language, riddled with military terms and which emphasises to his little brother, Xabi, that, in reality, they are in the middle of a war (106).

. . . what Xabi would have really liked was to go back to Errenteria and regain his old life. Or not exactly his life, with its failures, but rather the triviality of that past life. The certainty that things were and would continue to be for ever. That is what he would have wanted, a life without fear and unknown people that asked questions which required exaggerated and false answers. (63).

The reflection of the novel on armed conflict, War (capitalised) and the little war [sic], in other words, that of everyday life, is interesting. The constant opposition between the sites of memory which abound in the French-Basque area, such as the bunkers constructed by the Nazis in the Second World War (106), remind Xabi that he is in a geographical terrain marked by memories of tragic Wars that make the limitations they experience at home "small": "Xabi thought it incredible that the Nazis had been in the same place in which he was now, and the whole matter of the house and the living room seemed to him small and insignificant"(106).

It is, without doubt, an example of multidirectional memory, in which memories of other conflicts and Wars combine and confront current conflicts. This is the case, too, of the mother's interpretation of the terror that they experience after the assassination of the refugee Txomin at the hands of the GAL. The mother has no qualms in comparing it to the terror that grandfather Paco experienced in the Civil War:

Then she began to speak about *aitona* Paco, and said that he spent his whole life in fear, without being able to express in words what he had experienced in the war and that he died in the same way, silently and without uttering even a single complaint.

- A war of three years and forty years of silence - she said -. That is the power of terror. (199).

We are interested, in turn, in underscoring the reflection that the novel makes about homeland, about the contradictions and dislocation that the political border establishes between the continental area (Iparralde) and the peninsular area (Hegoalde) of the Basque Country. As Maitane Ostolaza (2012) clearly pointed out, *Iparralde* is an important symbol and site of memory for Basques, and the term, coined in the thirties of the last century, has been incorporated into the ideological evolution of Basque nationalism. Transformed during the harsh years of the Franco dictatorship into a small oasis for the Basque language and culture, it is, currently, the *Other* for the peninsular area, with an idiosyncrasy and identity contradictions adeptly narrated in the novel *100% Basque* by Itxaro Borda. However, in Garro's novel it becomes a terrain inhabited by refugees, representatives of that Homeland (208) that has become a hell, condemned to perpetuating their social and political fracture ("The people will not forgive", 127), and who dream of a neutral territory, a Basque Country (243) of small dimensions but, at the end of the day, independent (243).

3. *Katixa Agirre: "The faults of the father. The burdens of the daughter. I will carry my father's guilt" (176)*⁴

Atertu arte itxaron (2015, *Los turistas desganados*) by Katixa Agirre is, without doubt, another of the novels that has most accurately reflected on the post-ETA period. It is the author's first novel, following two books of short stories (*Sua falta zaigu*, *We need a light*, 2007; *Habitat*, 2009), and we should say that it has appeared as interesting to us as it did to the readers that awarded her the 111 Akademia prize. It is a road novel, in which Ulia, from Vitoria-Gasteiz, a mezzo-soprano gaining her doctorate in Musicology through a thesis on Britten and pacifism, sets out on a journey by car with her partner Gustavo, a university professor of international law, through the Basque Country in the summer of 2011, when ETA had already declared its ceasefire. In reality, there are three stories or narrative planes which the narration alternates. First, it

4 Pages refer to the Spanish translation of the novel, *Los turistas desganados* (2014, Ttartalo). Quotes translated by Cameron Watson.

is the story of the journey, with abundant flashbacks about their relationship which began during the 2004 Islamist “11 M” bombings⁵ in Madrid, and, as the novel progresses, the deficiencies of the couple and the crisis they are experiencing will be revealed. Second, there are analepses which reveal Ulia’s family genealogy, with parents who met during the dramatic events of 3 March, 1976 in Vitoria-Gasteiz,⁶ and which will result, in the case of her father, in a terrible trajectory in ETA and a future in prison. Third, there is the most theoretical plane, in which the narrator reflects on the life of Benjamin Britten, his pacifism during the Second World War, as well as his refusal to adopt a Basque child exiled in England during the Civil War, preferring instead to concentrate on his artistic career. At the end, through the information Ulia is collecting for her doctoral thesis on Benjamin Britten, the novel reflects on the role and function that artists can fulfil in political conflicts and establishes an interesting dialogue with contemporary Basque novels such as Kimen Uribe’s *Mussche* (2012) (Olaziregi 2020: 155–156). As is well-known, Britten, a friend of W.H. Auden, defended his position as a pacifist and conscientious objector in order to refuse to participate in the Second World War. Even so, he promised to adopt an exiled Basque child that he had taken in a year earlier, because, on the one hand, of his lifelong desire to be a father and, on the other, because he saw this as something he could do for those that had been punished dramatically by the war. The child chosen was Andoni Barrutia, a twelve-year-old Basque boy, a Basque child refugee, and he did not enjoy a great deal of luck with Britten, because in the end he only looked after him for two weeks at his home, arguing that he was impeding him from the solitude he needed to be creative. The novel transcribes precisely Britten’s lack of responsibility that he demonstrated towards the exiled Basque child:

That underground story written in lower case swallowed up forever the fate of Andoni Barrutia. How he got on, if he got on at all. Nor did Britten himself ever worry about this boy who he considered to be his son. Not at least in front of anyone else. Thereafter he would be deaf to the call of fatherhood (*Atertu arte itxaron*, 112).

- 5 The 11-M train bombings in Madrid took place on the morning of 11 March 2004, and 193 people were killed and around 2000 injured. The terrorist attacks were directed by an al-Qaeda terrorist cell.
- 6 On March 3, 1976, a massacre took place in Vitoria-Gasteiz, Basque Country, in a day of strike. The Spanish Armed Police killed 5 workers and wounded 150 with gunshot wounds as the workers left the Church of San Francisco de Asís where they were gathering in assembly. The police used tear gas to force the workers out of the parish.

Three stories, in sum, captured in a work which clearly defines its textual foil, Gustavo, and which, in reality, becomes a confession about the identity of Ulia's father, José María Ortiz de Zarate, an ETA member who has been sent to prison for 980 years for participating in terrible (and real) attacks such as that in Guzmán el Bueno Street in Madrid.⁷ One should highlight, moreover, the coincidence that all the relationships in the novel become marked/conditioned by violence, of whatever kind. This is a reality in which the memories of different armed conflicts do not compete among themselves, but instead work productively, as Michael Rothberg (2011: 523) argues, in order to draw up a not-so-local map in which violence is also present.

"You're suggesting waiting until it clears up. I laugh at you, poor devil" (40). This is the ironic voice of the narrator, Ulia, aimed at her partner and that could easily be one of the messages of the novel: waiting until everything clears up, until better times come in order to face up to a problem is not, in truth, the solution. And Ulia's main problem is, without doubt, the revelation of her mother to her about the identity of that "absent father" (134) who has marked her life: a member of ETA with a bloody list of assassinations behind him that, while the couple are travelling through the Basque Country, is seriously ill and on hunger strike due to an enlargement of his sentence. "The faults of the father. The burdens of the daughter. I will carry my father's guilt" (176) is the novel's reflection on the legacy that part of Basque society will receive, a legacy which, clearly, points at the collective responsibility (Arendt 2007: 151) that the Basque people may have as a result of years of silence. An unknown past for Ulia, but one which bothers her during the trip on account of the constant images and news that, both in the media and in the places they frequent (bars, etc.), remind her of her father.

And given that we have alluded to the media, there is a very prominent reflection in the novel on the protagonism that they have and have had in covering the so-called "Basque problem". In reality, the importance that terrorism theoreticians and experts attribute to the media has always been noteworthy. Alex Houen (2002: 11), as it happens, speaks about the symbiotic relationship between the media and terrorism. In the novel we are addressing, the avalanche of news items and images following the 11 M bombings in Madrid delves into stigma that Ulia has as a Basque before people from outside the Basque world, the esteem for being an ETA member/pro-ETA. She exemplifies it perfectly in the fear she has for the future of her relationship with Gustavo: "If in the end it was not ETA, he may call me, I may see him again" (61). We are referring to a media that Ulia criticises for its delight in explicitly describing shattered

7 On November 22, 1988, ETA put a bomb outside a Civil Guard building in Madrid and killed two civilians, Jaime Bilbao Iglesias, who was 38 years old and Luis Delgado Villalonga, a two-year-old child.

bodies following the Islamist attacks in Madrid alluded to (54), for its sensationalism and use of terms like “reign of terror” (86), a press that, furthermore, claims to have evolved since the ceasefire announcement into an excessively “favourable” attitude towards Basques as a “reaction to the negative overexposure you had received in the media” (95). Gustavo ends up stating, even, that “if it were not for ETA, nobody would have heard anything about the endearing Basque people” (95). A reality, that of coverage of the Basque conflict on the part of the media (cf. Ramírez de la Piscina et al. 2016), which the writer Katixa Agirre knows very well due to her position as a Doctor in Audio-visual Communication and Professor in the Faculty of Information Sciences at the University of the Basque Country. A media reality, in sum, which horrifies Uliá for fearing the morbid interest that her father’s identity could provoke among journalists like Sara, who traverses the “scenes of terror” (170) in the Basque Country.

The journey through the Basque Country also serves to reflect on Homeland. The itinerary the protagonists follow sketches out a map promoted by Basque institutional campaigns such as that of being a gastronomic paradise. “Come and eat it up” (31), says Uliá, paraphrasing ironically a tourist slogan promoted by the Basque Government in the nineties whose flagship was the Guggenheim Museum in Bilbao. A well calculated strategy to promote the Basque Country not as a territory of terrorist conflict, but as an example of urban regeneration and tourist pilgrimage. The culinary recipes (76) which the narrator includes, such as that for a cocktail, projects an image of Homeland that sells, as Uliá emphasizes, an image of economic and technological prosperity, and of a privileged destination for tourists. This gives rise to the paratext of the novel, translated into Spanish as “The apathetic tourists”, which indicates an ironic and critical interpretation of this image.

4. Conclusion

By way of conclusion, we could argue that Basque novels which address terrorism (or terrorisms) also invoke other memories (memories of other historical events, of other countries), in order to reflect on the origin and universality of the violence that has devastated the Basque Country. But what is more, this connection to other violence and terror at the global level serves to point out the perversion of its continuance, its ramifications and the impact of that inheritance on the youngest generations, who must learn to live with those ghosts and who have to deal with the collective responsibility for decades of violence and terrorism. The post-ETA novels we have analyzed do not hesitate to criticise and denounce the internal contradictions, the cross-border divisions, as

well as institutional strategies that, disguised as tourist slogans, do not manage to cover up the political problems which will still preside the Basque Country over the coming decades.

References

- Agirre, Katixa: *Sua falta zaigu*. Donostia 2007.
- Agirre, Katixa: *Habitat*. Donostia 2009.
- Agirre, Katixa: *Atertu arte itxaron*. Donostia 2014.
- Agirre, Katixa: *Los turistas desganados* (Spanish versión of *Atertu arte itxaron*). Trans. Katixa Agirre. Madrid 2015.
- Antza, Mikel: *Ospitalekoak*. Zarautz 2010.
- Antza, Mikel: *Atzerri*. Zarautz 2012.
- Appadurai, Arjun: *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis 1996.
- Arendt, Hannah: *Responsabilidad y juicio*. Trans. Miguel Candel / Josefina Birulés. Barcelona 2007.
- Borda, Itxaro: *100 % Basque*. Zarautz 2001.
- Borda, Itxaro: *100 % Basque*. Trans. into Spanish Bego Montorio. Donostia 2012.
- Eichmanns, Gabriele / Franke, Ivonne: *Heimat goes mobile: Hybrid Forms of Home in Literature and Film*. Berlin 2013.
- Erll, Astrid: *Memory in Culture*. Basingstoke 2011.
- Garro, Lander: *Orain galdera berriak ditut*. Tafalla 2004.
- Garro, Lander: *Kontrarioa*. Zarautz 2010.
- Garro, Lander: *Gerra txikia*. Zarautz: Susa 2014. Spanish: *La pequeña Guerra*. Trans. Zigor Garro. Donostia 2017.
- Gisasola, Carmen: *Gaur zortzi*. Irun 2012.
- Goikoetxea, Jose Ramon: *Mentxakaren aitorpena*. Donostia 2005.
- Houen, Felix: *Terrorism and Modern Literature, from Joseph Conrad to Ciaran Carson*. Oxford/NY 2002.
- Olaziregi, Mari Jose: *Kirmen Uriberen Mussche: paperezko hilobi bat Rober-tentzat*. In: *Kirmen Uribe, bizitza, fikzioa*. Ed. by Mari Jose Olaziregi / Amaia Elizalde. Bilbao 2020, 145–158.
- Ostolaza, Maitane: *Iparralde*. In: *Diccionario de símbolos del nacionalismo vasco*. Ed. by Santiago de Pablo et. al. Madrid 2012, 532–546.
- Neuman, Birgit: “The Literary Representation of Memory”. In: *A Companion to Cultural Memory Studies*. Ed. by Astrid Erll / Ansgar Nunning. Berlin/ New York 2011.
- Ramírez de la Piscina Martínez, Txema / Murua Uriá, Imanol / Idoiaga Arrospide, Patxo: *Prensa y conflicto vasco (1975–2016): Recopilatorio de*

- actitudes y vicisitudes. In: *Revista Latina de Comunicación Social* 71 (2016), 1.007–1.035 <<http://www.revistalatinacs.org/071/paper/1132/52es.html>> DOI: 10.4185/RLCS-2016-1132 [Accessed: 2/3/2020]
- Rothberg, Michael: From Gaza to Warsaw: Mapping Multidirectional Memory. In: *Criticism* 53, 4/2011, 523–548.
- Silverman, Max: *Palimpsestic Memory: The Holocaust and Colonialism in French and Francophone Fiction and Film*. New York 2013.
- Urain, Jokin: *Errotarria*. Zarautz 2006.
- Uribe, Kirmen: *Mussche*. Zarautz 2012. Spanish: *Lo que mueve el mundo*. Trans. Gerardo Markuleta. Barcelona 2013.

Umkämpfte Erinnerungsorte: Raumkonkrete Erinnerungen in Fernando Aramburus *Patria* und Bernardo Atxagas *Ein Mann allein*

Daria A. Eismann

Zusammenfassung: In der baskischen Gegenwartsliteratur über den sog. „baskischen Konflikt“ finden Emotionen und Erinnerungen ihren räumlichen Bezug besonders im Hinblick auf umstrittene Heimaträume und Traumata. Hier verschränken sich Emotion und Erinnerung im Konzept „Heimat“. Die „Heimat“ bildet den Bezugspunkt einer raumkonkreten emotionalen Erinnerung; doch wird sie als Ort auch zusehends symbolisiert – sowohl gruppenbezogen als auch individuell durch die traumatischen Erfahrungen mit dem Terror und seinen Auswirkungen. Am Beispiel von zwei Romanen der baskischen Gegenwartsliteratur, „Patria“ von Fernando Aramburu und „Ein Mann allein“ von Bernardo Atxaga, wird gezeigt wie es zu Überlagerungen in der Gedächtnislandschaft und Konfrontationen konfliktiver Emotionen und Erinnerungen kommt. Am Ende steht die Frage nach dem Überwinden und der Vereinbarkeit dieser Überlagerungen als mögliche Lösung des Konflikts.

Schlüsselwörter: Erinnerung, Emotion, Räumlichkeit, Baskenland, ETA

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit dem Überschneidungspunkt von Erinnerung und Emotion in einem der fundamentalsten Räume menschlicher Erfahrung: „Heimat“ und die Art, wie diese in baskischer Gegenwartsliteratur dargestellt wird. Gegenstand der Analyse ist Literatur, die den so genannten „baskischen Konflikt“¹ behandelt und somit Lebensumstände aufzeigt, in denen „Heimat“ ihre Normalität verliert, entweder durch den Einfluss von

1 Mit dem Begriff „baskischer Konflikt“ wird der bewaffnete und politische Konflikt zwischen den Organisationen der „baskischen Freiheitsbewegung“, hauptsächlich „Euskadi Ta Askatasuna“ („Baskenland und Freiheit“), und dem spanischen Staat bezeichnet. Offiziell dauerte der Konflikt zwischen 1959 und 2018 an, seit 1968 durch Attentate von ETA verschärft. Aber auch noch nach Auflösung der Terrororganisation im Jahre 2018 bestehen die politischen Spannungen fort, eine Aufarbeitung steht aus. Das Ziel der Bewegung war die Unabhängigkeit der baskischen Provinzen von Spanien und Frankreich und die Errichtung eines sozialistischen Staates auf dem Territorium, das ETA und die mit ihr sympathisierenden Organisationen als „Euskal Herria“ bezeichnen. Über die Ausdehnung des „Euskal Herria“ herrscht selbst innerhalb der baskischen Unabhängigkeitsbewegung teilweise Uneinigkeit (z.B. bezüglich der Inklusion von Navarra in das „Euskal Herria“). Nicht alle mit ETA sympathisierenden Organisationen befürworteten Terrorismus als Mittel zur Erlangung politischer Unabhängigkeit. Zum Hintergrund empfehlen

Terrorismus und Terrorismusbekämpfung oder durch die Abwesenheit der Normalität von „Heimat“ im Exil oder Inhaftierung. Zunächst werden die jüngsten Entwicklungen rund um den baskischen Konflikt skizziert, anschließend die zentrale Hypothese dieses Textes erläutert, bevor ich kurz den theoretischen Hintergrund der Arbeit darstelle und zwei Romane von sehr populären Autoren analysiere: *Patria* von Fernando Aramburu und *Gizona bere bakardadean / El hombre solo* („Ein Mann allein“) von Bernardo Atxaga.²

Der baskische Konflikt: Konkurrierende Narrative um Opfer und Täter

Anfang Mai 2018 gab ETA „das Ende ihres Weges“ sowie die vollständige Auflösung aller ihrer Strukturen bekannt und kommunizierte, dass sie diese letzte Entscheidung zugunsten einer neuen historischen Phase treffe. In einem dramatischen Kommuniqué verkündete die ETA, dass sie „aus diesem Volk erstanden ist und sich nun in ihm auflösen wird“ (El País / ETA, 2018; Ormazabal & Aizpeolea, 2018). Die (fast) vollständige Entwaffnung, die Proklamation der Einstellung des bewaffneten Kampfes und die Auflösung der ETA als einer der Hauptakteure des so genannten „baskischen Konflikts“ stellt eine minimale Voraussetzung für den Beginn eines Versöhnungsprozesses dar (vgl. Bar-Tal 2008: 365 und Rosoux 2017: 16–17). Der Konflikt selbst bleibt jedoch hinsichtlich seiner Auswirkungen auf die Landschaft der Emotionen und der Erinnerung im Baskenland ungelöst. Besonders ETA-Opfer, die lange in einer Gesellschaft mit „geschlossenen Fenstern“ (Castells Arteche, 2017: 349) lebten, die ihre „Realität der Vergangenheit“ ausblendete (Irwin-Zarecka 2007: 54), drängen auf eine geordnete Aufarbeitung.

Das Ausblenden von Opfern zeigt sich unter anderem darin, dass ETA zwar verkündete, dass sie die volle Verantwortung für das von ihr verursachte Leid übernehmen würde und um Vergebung bat; ihre Entschuldigung aber nur denjenigen gewidmet war, die – nach Meinung von ETA – nicht direkt am Konflikt beteiligt waren (EITB/ETA 2018). Dies zeigt bereits eine Kluft in der Landschaft der Erinnerung und der Emotionen: die zwischen „verdienten“ und „unverdienten“, „unschuldigen“ oder „schuldigen“ Opfern – eine typische

sich die Werke von Römhildt (1994) und Waldmann (1990) sowie Garmendia/Elorza/Jáuregui Bereciartu/Domínguez Iribarren (2000).

- 2 Zitate stammen jeweils aus der offiziellen deutschen Übersetzung beider Werke. Fernando Aramburus *Patria* aus dem Spanischen von Willi Zurbrüggen und Bernardo Atxagas *Gizona bere bakardadean / El hombre solo* aus dem Spanischen von Gio Waeckerlin Induni. In der Bibliografie sind Originalwerk und Übersetzung aufgeführt.

Differenzierung beim Umgang mit Terror und dem „Krieg gegen Terror“ (vgl. Butler 2005). Es ist jedoch nicht nur ETA, die Opfer auf diese Weise „klassifiziert“.

Es ist mir ein großes Anliegen zu betonen, dass die vergleichende Analyse der Narrative nicht dazu dienen soll, die verschiedenen Opfergruppen des Konflikts zu relativieren oder „qualitativ“ zu vergleichen. Die Zahlen sind sehr deutlich: ETA und ETA-bezogene Gruppen waren zwischen 1968 und 2010 für 89% der (bekanntesten) politischen Morde und 92% aller gewaltsamen Todesfälle im Zusammenhang mit dem Konflikt verantwortlich. Parallel dazu waren nach dem demokratischen Übergang mehrere Gruppen der extremen Rechten aktiv, von denen viele später mit staatlichen Gruppen verbunden waren, die während des *guerra sucia*, des sog. „schmutzigen Krieges“, etwa bis Ende der 80er Jahre, agierten. Sie sind für 7% aller Todesfälle verantwortlich, während in etwa 1% der Fälle die Urheberschaft unklar bleibt (López Romo 2015: 7).

Als Teil der Erinnerung an den Konflikt müssen jedoch auch die Ergebnisse der politischen Doktrin *todo es ETA* („Alles ist ETA“) beachtet werden, die die gesamte *abertzale*³ Linke kriminalisierte und anschließend illegalisierte. Nationalistische Linke wurden Opfer von Attentaten, Folter oder Entführungen durch paramilitärische oder staatliche Kräfte (Mira Benavent 2013; Niebel/Mintegi 2012). In einer Metastudie wurden Beweise für mehr als 4.000 Fälle von Folter oder Misshandlung gesammelt, die zwischen 1960 und 2014 öffentlich oder gerichtlich gemeldet wurden. Für diese Opfer wurden vom spanischen Staat keine Restitutionsmaßnahmen ergriffen. Vielmehr wurden einige verurteilte Folterer sogar begnadigt, während die juristische Untersuchung von Folterfällen im Allgemeinen sehr begrenzt war (Etxeberria/Beristain/Pego 2017). Es gab eine geschätzte Zahl von etwa 70 Morden durch Folter (Baeza 1996; Varona/Echeburúa 2016).

Diese Hintergrundinformationen sind wichtig, um zu verstehen, wie Erinnerung und Emotionen in der baskischen Literatur, die den Konflikt thematisiert, behandelt werden. Sie zeigt, wie schwierig eine kohärente Gefühls- und Erinnerungserzählung innerhalb einer beliebigen Gruppe von Menschen – einer Gruppe von Freunden, sogar innerhalb einer Familie – wird. Dies mag einer

3 „Abertzale“ ist vor allem die Selbstbezeichnung einer Strömung des baskischen Nationalismus, der traditionell stark linksorientiert bis linksextremistisch ist, politisch Parteien wie „Herri Batasuna“ nahestand, und besonders Unabhängigkeit befürwortet. Die Bezeichnung „abertzale“ setzt sich aus dem baskischen Wort „aberri“ (Heimat) und dem Suffix „-zale“ (Freund/Liebhaber von etwas) zusammen und bedeutet in etwa „Patriot“. Der Begriff dient vor allem auch der Abgrenzung zu Anhängern der konservativ-nationalistischen Partei EAJ-PNV, die im Gegensatz als „Jeltzale“ bezeichnet werden. „Jeltzale“ wiederum bedeutet „Mitglied der JEL“, wobei mit JEL als Akronym der Leitspruch der EAJ-PNV, „Jaungoikoa Eta Lagizarrak“ („Gott und alte Gesetze“), abgekürzt wird.

der Gründe dafür sein, dass es bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts kaum eine institutionalisierte oder politische Reaktion auf die Erinnerungserzählungen von Opfern und Tätern (auf beiden Seiten) gab. Stattdessen leben Erinnerungs- und emotionale Narrative im privaten Rahmen weiter, wo sie jedoch sowohl von der politischen Einstellung der Erzählenden als auch der Zuhörenden abhängig sind (vgl. Etxeberria 2009: 6). Hierbei kann es auch vorkommen, dass Narrative unterdrückt oder vernachlässigt werden, wo sie aufgrund politischer Umstände unerwünscht erscheinen oder innerhalb der sozialen Struktur kein Raum für die Erzählung geboten wird. Der Akt des Erzählens ist jedoch bedeutsam für den Akt des Rememberns. Wo eine Geschichte nicht erzählt wird, wird sie vergessen, und im Falle traumatischer Erinnerungen an Terrorismus, Folter oder Entführung bedeutet Nicht-Erzählen nicht „Überwindung“, sondern die Aufrechterhaltung von Tyrannei (Jelin 2002: 82). Zusätzlich werden diejenigen, die einer Erzählung zuhören, zu Teilnehmenden an ihr, auch wenn sie nicht die gleichen Dinge erlebt haben. Die Erinnerung lebt so weiter, sie schafft TeilnehmerInnen und Zeugnisse (Laub 1992).

Dies zeigt die widersprüchlichen Erinnerungen und Emotionen, die den baskischen Konflikt prägen. Sie sind nicht nur heterogen, sondern auch antagonistisch; wodurch sie sich überschneiden oder sogar versuchen, gegenseitig aufzuheben. Es ist besonders die „Heimat“ – welche das Dorf, das Haus, das Baskenland selbst sein kann – die als Ort der Erinnerung, des Traumas, der Generationen oder als Ort der Sehnsucht symbolisiert wird. Die zentrale Frage ist also, wie man diese verschiedenen Erinnerungen und Emotionen, die an Orte gebunden sind, überwinden oder vereinen kann – um Leben zu ermöglichen, ohne sowohl Emotionen als auch Erinnerungen zum Schweigen zu bringen. Hierfür werde ich zunächst die theoretische Grundlage meiner Analyse von Beidem in den Werken baskischer Schriftsteller, die den baskischen Konflikt und seine Folgen thematisieren, ausführen; anschließend gehe ich detaillierter auf die Romane ein.

Theoretische Überschneidungen: Erinnerung und Emotion in Räumlichkeit

Emotionen⁴ und Erinnerungen sind zwei sehr grundlegende Erfahrungen des menschlichen Lebens, und die inhärente Verbindung zwischen Emotion und Erinnerung erscheint als etwas intuitiv Erfassbares. Die wissenschaftliche

4 Die Definition von „Emotion“ innerhalb der wissenschaftlichen Literatur ist vieldimensional. Auf eine detaillierte Ausführung zu diesem Thema muss an dieser Stelle verzichtet werden. Eine nutzbare Definition findet sich bei Robinson (2013): „emotion is a process at the core of which is a set of bodily responses activated by an affective appraisal that is ‚instinctive‘ and automatic. This automatic appraisal gives way to cognitive monitoring of the situation, which reflects back

Begründung dieser Verbindung ist es aber, die in diesem Kontext interessiert. Bei der Lektüre von Jan und Aleida Assmanns grundlegenden Werken *Das kulturelle Gedächtnis* (2007) und *Erinnerungsräume* (2018) und Patrick Colm Hogans *Affective Narratology* (2011) fällt auf, dass sie ein Konzept teilen: Räumlichkeit.

Colm Hogan betont die „subjective spatiality of human activity“ (Colm Hogan 2011: 29), wobei Räumlichkeit „fundamentally an emotional experience“ ist (ebd.) und „a point of cognitive orientation“ (Colm Hogan 2011: 30) wird. Im Zentrum seiner Theorie der emotionalen Räumlichkeit steht die Verbindung zu Sartres Konzept des „Nichts“ („nothingness“ / „Néant“): „the judgment of where one is not but should be or should have been—is first of all a function of what one feels about locations“ (Colm Hogan 2011: 30). Dieses „Nichts“ kennzeichnet die Abweichung von der Normalität und damit die Bedeutung von Emotionen als „eine Antwort auf Veränderungen in der Routine, Gewohnheit und Erwartung“. Er spezifiziert dies als eine Erfahrung, „that defines the emotion, or that crystallizes it“ (Colm Hogan 2011: 32).

Es ist auch Jan Assmann, der genau die gleiche Formulierung des „Kristallisationspunktes“ verwendet. Für Assmann ist ein Kristallisationspunkt „ein räumlicher Erinnerungsrahmen, der die Erinnerung auch noch und gerade in Abwesenheit als ‚Heimat‘ festhält“ (Assmann, J. 2007: 38–39). Es ist also ein Ankerpunkt für die Erinnerung. Ein Kristallisationspunkt – der auch räumlich sein kann – hilft, eine Erinnerung „an Ort und Stelle“ zu halten, und wirkt dem Vergessen entgegen.

Ich würde argumentieren, dass beide den Begriff leicht unterschiedlich, aber dennoch in ähnlicher Weise verwenden. Kristallisationspunkte sind Fixierungspunkte der Emotion oder der Erinnerung, sozusagen ein „Behälter“. Wenn man einen Raum betritt, der als solcher dient, löst er sowohl die Gefühle (meist auch mit einem Erinnerungsaspekt) als auch Andenken aus – oder man könnte sagen, die emotionale Erinnerung ebenso wie die erinnerte Emotion.

Jan Assmann beruft sich auf die Theorien von Maurice Halbwachs, wenn es um die Räumlichkeit der Erinnerung geht. Er beschreibt, dass sich die Erinnerung im „belebten Raum“ verankert (Assmann, J. 2007: 38), und stellt fest: „Erinnerung braucht Raum“ (Assmann, J. 2007: 38–39). In Jan Assmanns Theorien gilt dies für das Individuum, dessen räumliche Umgebung zum „Träger“ seines Selbstbildes und damit auch der individuellen Erinnerung wird, aber noch mehr für Gruppen, die danach streben, Räume als Bezugspunkte für ihr (kollektives) Gedächtnis zu schaffen und zu sichern. So betonen sowohl Aleida und Jan Assmann als auch Colm Hogan die Bedeutung von Orten für

on the instinctive appraisal and modifies expressive, motor, and autonomic activity accordingly, as well as actions and action tendencies“ (Robinson 2010: 73).

Erinnerung und Emotion, die in Jan Assmanns Theorien zur „Raumkonkrettheit“ und in Colm Hogans Arbeit zu „place attachment“ wird.

Aleida Assmann geht in der Betrachtung der Transformation von „Orten der Erinnerung“ noch weiter. Sie besteht auf der terminologischen Trennung zwischen „Raum“ und „Ort“: „Während ‚Raum‘ zu einer neutralisierten, entsemitisierten Kategorie der Fungibilität und Disponibilität geworden ist, richtet sich die Aufmerksamkeit auf den ‚Ort‘ mit seiner geheimnisvollen, unspezifischen Bedeutsamkeit“ (Assmann, A. 2018: 300).

Allerdings ist nicht jeder Raum wie der Andere. Sowohl Jan Assmann als auch Colm Hogan betonen daher „Heimat“ als zentralen Raumbegriff. Heimat ist „the center toward which we tend, and against which we experience all other places“ (Colm Hogan 2011: 30). Heimat ist also ein Bezugsraum an sich, einer der grundlegendsten, die wir erleben. Aleida Assmann sagt über „Heimat“, dass sie ein Symbol ist: eine Erinnerung, an der das Individuum teilhat, die aber auch über das Individuum hinausgeht. Das bedeutet, dass jedes Individuum zwar seine Heimat „besitzt“, aber diese Heimat dennoch nie ein individueller Ort ist. Es ist (im Idealfall) der Ort, an dem die Familie und vielleicht auch die Vorfahren gelebt haben und an dem alle ihre Erinnerungen ineinandergreifen. Es ist also ein Ort der individuellen Erinnerung, aber zugleich auch der kollektiven Erinnerung.⁵ Die Erinnerung an die „Heimat“ geht über das Individuum hinaus, und das Gedächtnis des Individuums verschmilzt mit dem Vorgängergedächtnis. Dasselbe gilt für „Heimat“ als emotionalen Raum, daher verschränken sich Emotionen und Erinnerung in diesem Konzept.

Unerträglichkeit der Heimat in Aramburus „Patria“

In *Patria* von Fernando Aramburu steht die Heimat, genauer gesagt das Heimatdorf, und seine signifikante Rolle als Ankerpunkt für Emotionen und Erinnerung im Mittelpunkt der Handlung. Gleich zu Beginn beschließt eine der Hauptfiguren, Bittori, in das Dorf zurückzukehren, das sie nach der Ermordung ihres Mannes durch die ETA verlassen hat. Sie erzählt es ihm an seinem Grab, das nicht in der Nähe des Dorfes, sondern in San Sebastian liegt:

„Ich muss nur unbedingt erfahren, was gewesen ist. Die ganze Zeit wollte ich das wissen. [. . .] Aber die anderen sind bestimmt noch alle im Dorf. Außerdem will ich wissen, in welchem Zustand sich unser Haus befindet. [. . .] Ich muss es unbedingt wissen, um mit mir selbst ins Reine zu kommen, mich hinsetzen zu können und zu

5 Zur Unterscheidung zwischen individueller und kollektiver Erinnerung, siehe Assmann, J. (2007).

sagen: Gut, es ist vorbei. Was ist vorbei? Tja, Txato, genau das muss ich herausfinden. Und die Antwort – falls es überhaupt eine gibt – findet sich nur im Dorf, und deshalb gehe ich da heute Abend noch hin.“ (Aramburu 2018: 19–20)

Dieses frühe Zitat verdeutlicht bereits das „othering“, das während des gesamten Romans wichtig bleibt, denn das Dorf und seine Bewohner (oder ehemaligen Bewohner) sind entlang der Linie ihrer Haltung gegenüber der ETA und ihrem Terrorismus gespalten. Dieser Riss wird erst mit der Heimkehr Bittoris sichtbar, womit auch die Erinnerung an das Attentat und weitere Erinnerungen an den Konflikt wieder lebendig werden. Durch Bittoris Rückkehr wird das Dorf zu einem umkämpften Raum; Erinnerung und Emotionen sind umstritten und können nie ohne Widerspruch vollzogen werden:

„Auf dem Heimweg hab ich im Haus von denen Licht gesehen.“ [. . .]

„Mich interessieren diese Leute nicht.“

„Jedenfalls hab ich dir gesagt, was ich gesehen habe. Vielleicht kommen sie ja zurück ins Dorf.“

„Vielleicht. Jetzt, wo der bewaffnete Kampf aufgehört hat, werden sie womöglich frech.“ (Aramburu 2018: 25)

Es ist der bloße Akt der Heimkehr, der als eine Provokation empfunden wird, die sogar im Vortäuschen von Unbekümmertheit sichtbar wird. Stellvertretend für die „Opfer“ kehrt Bittori in das Dorf zurück, um die Macht über ihre Erinnerung und ihr emotionales Trauma wiederzuerlangen. Dies wird vor allem von ihrer ehemals besten Freundin Miren als Affront empfunden, deren Sohn sich als verurteilter Terrorist – und, wie sich recht stark andeutet, als Mörder von Bittoris Ehemann – in Dispersionshaft befindet. Damit ist der zentrale Konflikt zwischen den beiden Familien sehr früh festgelegt, der im Laufe des Buches in seinen verheerenden Auswirkungen immer deutlicher wird. Beide Familien sind auf ihre eigene Weise dysfunktional. Bittoris Familie ist am Trauma des Attentats und des Terrors davor und danach, der nicht verarbeitet wurde, zerbrochen. Mirens Familie wird durch die Handlungen des Sohnes und ihre Folgen, sowie durch andauernde Bitterkeit und Wut, ebenfalls dysfunktional. Innerhalb von Mirens Familie stauten sich über lange Zeit einander gegensätzlich gegenüberstehende Gefühle an. Ein Teil der Familie, am deutlichsten Arantxa, aber auch Gorka und Joxian, lehnt die Taten des Sohnes und Bruders, der zum Etarra geworden ist, ab. Hier besteht Wut über die zerstörerischen Folgen dieser Taten für die eigene Familie und die Familie Bittoris, die einst Freunde waren. Gleichzeitig ist Miren voller Wut und Bitterkeit auf den spanischen Zentralstaat, der ihren Sohn (zu Recht) einsperrte. Durch ihr Verharren

auf dieser Wut und Bitterkeit macht Miren als Matriarchin ein Überwinden der Situation auch für ihre Familie unmöglich. Dies tragen ihr die anderen Familienmitglieder, jeder auf seine Weise, nach. Joxian bringt der Haltung seiner Frau Unverständnis und Wut entgegen, kann diese ihr gegenüber aber nicht durchsetzen und wird zunehmend verbittert. Gorka lehnt die Haltung seiner Mutter und seines Bruders ebenfalls ab, entzieht sich aber der Auseinandersetzung durch Rückzug aus dem Dorf und der Familie. Arantxa äußert ihre Wut noch am deutlichsten (im Rahmen ihrer Möglichkeiten) durch Gesten und Worte. Die Familie erscheint in ihren ungelösten Konflikten erstarrt.

Aramburu konstruiert eine Konfrontation zwischen beiden Familien, die symbolisch für einen bestehenden Konflikt im Baskenland steht: der Umgang mit den Opfern des Terrorismus und ihr Kampf, ihre Erinnerungen und Emotionen zurückzugewinnen und zu verarbeiten; und gleichzeitig das Recht auf Erinnerungen und Emotionen in Familien, die unter dem „Krieg gegen den Terror“ gelitten haben oder die sich mit der Auflösung von ETA politisch auf der Verliererseite fühlen.

Das Heimatdorf wird zum Kristallisationspunkt zweier Versionen von Gedächtnis und Emotionen, die nicht nebeneinander bestehen zu können scheinen. Dies kommt direkt in einem Dialog zwischen Bittori und dem Dorfpfarrer zum Ausdruck, der fast plakativ zeigt, wie verschiedene Arten von Opfern verglichen und aufgewogen werden und wie Erinnerung und Emotion als ein Nullsummenspiel behandelt werden, bei dem eine Seite verlieren muss:

„[...] Leider Gottes hat es hier Tote gegeben: dein Mann, der in Frieden ruhen möge, und die beiden von der Guardia Civil bei dem Attentat im Industriegebiet. Ohne den Schmerz kleinreden zu wollen, den diese furchtbaren Tragödien verursacht haben, dürfen wir doch nicht aus den Augen verlieren, dass andere Menschen ebenfalls gelitten haben. Hier hat es Repressionen gegeben, Hausdurchsuchungen, Unschuldige sind verhaftet und misshandelt, genauer gesagt, auf Polizeiwachen gefoltert worden. Neun Söhne unseres Dorfes hat man zu langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt. Ich will keine Diskussion darüber anfangen, ob sie die Strafe verdient haben oder nicht. [...]“

„Was willst du von mir?“

„Dass du nicht mehr kommst.“

„Dass ich nicht mehr in mein Haus komme?“

„Nur vorübergehend, bis sich die Aufregung gelegt hat und wieder Frieden eingekehrt ist. Gott ist barmherzig. Was du hier gelitten hast, wird er dir im Jenseits vergelten. Lass nicht zu, dass deine Seele in Rachsucht ertrinkt.“ (Aramburu 2018: 137–138)

Dieser Austausch macht ein wesentliches Problem sichtbar. Das Dorf ist nach allen gängigen Definitionen Bittoris „Heimat“: „wir leben hier im Dorf, sind im Dorf getauft worden, haben im Dorf geheiratet, und im Dorf haben sie meinen Mann umgebracht“ (Aramburu 2018: 92). Aber sie darf sich nicht im Dorf aufhalten, zum einen, weil die anderen Bewohner sie dort nicht haben wollen, zum anderen, weil der Aufenthalt dort sie zwingt, traumatische Erinnerungen und die damit verbundenen Emotionen wieder zu durchleben. In dieser Logik wird das Dorf gleichzeitig „Heimat“ und „Nichts“: Es ist ein umkämpfter Ort der Erinnerung und der Emotionen. Das Dorf wird so zu einem verminten Territorium, in dem es unmöglich ist, zu leben. Dies führt zu einer paradoxen Situation, in der Erinnerungen und Emotionen einerseits untrennbar mit dem Dorf verbunden sind, und andererseits negiert werden, beispielsweise im Zusammenhang mit der Beerdigung des ermordeten Txato, Bittoris Ehemann: „Vor der Beerdigung hatten Angehörige aus Azpeitia Bittori geraten, Anspielungen, Hinweise oder Zeichen auf der Grabtafel zu vermeiden, die Txato als Opfer der ETA kennzeichneten. Sonst könnte sie Ärger bekommen [. . .]“ (Aramburu 2018: 17) oder „[a]ber das hatte nicht sein dürfen, man hatte ihr lebhaft abgeraten, wenn du ihn im Dorf begräbst, werden sie das Grab verwüsten, wäre nicht das erste Mal, dass so etwas passiert“ (Aramburu 2018: 29).

Die mit dem Dorf verbundenen Erinnerungen haben keine Daseinsberechtigung, sie werden beiseitegeschoben oder an einen anderen Ort „ausgelagert“, weil sie nicht parallel zu einer anderen Erinnerungserzählung existieren dürfen, oder der Vollzug einer „unerwünschten“ Erinnerung wird durch Zerstörung oder – noch schlimmer – mit dem Tod bestraft. Aber die Ortsgebundenheit einer Erinnerung kann nicht ausgelöscht werden, zumindest nicht, solange die Erzählung um diese Erinnerung herum fortbesteht. Auf diese Weise ist das Dorf ein perfektes Beispiel für den „Bezugspunkt“, von dem Colm Hogan spricht, und der Prototyp eines „Ortes der Erinnerung“, indem es den Hintergrund für die traumatische Erinnerung bildet, vor dem alles andere erlebt wird und alles andere mit den traumatischen Ereignissen, die im Dorf geschehen sind, verglichen wird. Und in gewisser Weise ist es genau dieses „Nichts“ – die Unfähigkeit, Erinnerung und Emotionen auszuleben – und die Unfähigkeit, im Dorf zu leben, die die Unausweichlichkeit der traumatischen Erinnerung verursachen.

Tatsächlich aber teilen Bittori und Miren die Unerträglichkeit des Dorfes. Doch für Miren wird diese Unerträglichkeit erst durch die Heimkehr von Bittori konturiert, die ihr eigenes Trauma in den Vordergrund rückt: den Verlust ihres Sohnes, den Verlust der politischen Überzeugung und den Verlust ihrer Freundin. Das Leben im Dorf zwingt beide, ihre traumatische Erfahrung immer wieder neu zu erleben – aber die Konfrontation bedeutet auch, die Existenz der Erinnerungen und Emotionen des anderen anerkennen zu müssen.

So konstruiert Aramburu den baskischen Konflikt als einen Konflikt einer sich überschneidenden Landschaft von Erinnerung und Emotionen und die Verarbeitung dieses Konflikts als eine Frage, ob diese Erinnerungen und das damit einhergehende Leid nebeneinander existieren können. Das Weiterleben wird zu einer Frage des „Friedensschaffens“. Dies ist ein vereinfachender Ansatz, bei dem das „Dorf“ zu kontrastierend überzeichnet wird: Grobe nationalistische Symbolik und simplifizierte *abertzale* Überzeugungen auf der einen Seite und alles verzehrende Leiden und Martyrium ohne jegliche Unterstützung durch die Dorfbewohner auf der anderen Seite. Die Anfechtung der „Patria“, des Heimatlandes, bleibt ein bestehendes Problem im Umgang mit dem Konflikt und seinen Folgen. Es ist jedoch möglicherweise nicht das Nullsummenspiel, das Aramburu in seinem Roman darstellt.

Klaustrophobie und „Nothingness“: Zwanghaftigkeit von Emotion und Erinnerung in Atxagas „Ein Mann allein“

Atxaga (2002) hingegen stellt diese beiden Erinnerungen einander nicht gegenüber. Sein Roman spielt allerdings auch in einer anderen Epoche des baskischen Konflikts. In Bernardo Atxagas Werk *Gizona bere bakardadean* ist das „Nichts“ ein essenzieller Seinszustand. Der Roman entwickelt sich um eine Gruppe ehemaliger militanter Mitglieder der ETA – im Buch nur „die Organisation“ genannt – die in der Nähe von Barcelona leben – im Exil, wie sie es bezeichnen – und ein Hotel leiten. Sie sind weit weg von ihrer Heimat, und der Roman betont mehrmals, wie weit das Baskenland entfernt zu sein scheint oder wie weit die Gruppe sich von ihrer Heimat entfremdet hat:

Wie würde sein Heimatdorf aussehen in diesen Spätjunitagen? Würden die Apfelbäume im Garten der Familie Ibagai mit Früchten behangen sein? Und die Pflaumenbäume bei Lanbitegui? Und waren die Hauswände um den Hauptplatz herum frisch getüncht, jetzt, wo die Zeit der Dorffeste nahte? Er wußte es nicht; konnte es nicht wissen; er war hier, sechshundert Kilometer weit entfernt, unter der harten, gnadenlosen Mittelmeersonne am Rand einer fremden Straße, und kein anderer Geruch in der Luft als der von Benzin; ohne Familie, ohne einen echten Freund, ohne eine richtige Gefährtin. Gab es etwas Traurigeres als das Exil? (Atxaga 2002: 211)

Das Konzept des Nichts, wie es Colm Hogan aus der Theorie von Sartre ableitet, basiert auf einem Zustand der Andersartigkeit: Das Nichts ist durch seine Differenz gekennzeichnet, durch die Abweichung von dem Ort (oder einem Zustand), an dem man sein sollte, was man tun oder fühlen sollte: „Das neue

Obaba⁶ von 1982 hatte nichts mit dem Ort gemeinsam, den er als Kind gekannt hatte [...]. Nein, er schuldet dem neuen Obaba nichts“ (Atxaga 2002: 164). Dies zeigt das Heimatdorf als einen Ort des Nichts, dessen einzige Rolle als Ort der Erinnerung die eines kontrastierenden *locus amoenicus*, eines Ortes des Begehrens, ist, während andererseits klar ist, dass er nicht mehr existiert (oder in dieser Rolle nie existiert haben könnte).

Gleichzeitig spielt der Raum im Allgemeinen eine substantielle Rolle im Roman, und die Verarbeitung des Raumkonzepts auf der Textebene wirkt beinahe klaustrophobisch: Fast der gesamte Roman von 369 Seiten spielt entweder im oder um das Hotel herum, mit Ausnahme einer sehr kurzen Reise nach Barcelona, die eine Perspektive der Freiheit bieten soll, aber stattdessen nur den letzten Teil der sich beschleunigenden Ereignisse eröffnet, die schließlich zum Tod der Hauptfigur führen. Die Hauptfigur, Carlos, ist in diesem Exil gefangen: „Er hatte das Hotel in ein Gefängnis verwandelt wie jemand, der es gewohnt ist, eingesperrt zu sein“ (Atxaga 2002: 90). Sein Leben wird vom Nichts diktiert, das aus der Flucht ins Exil resultiert. Sein Leben im Exil existiert nur im Kontrast zu seinem früheren Leben: Er ist nur unter seinem Namen als Mitglied der Organisation „Carlos“ bekannt, nicht unter seinem Geburtsnamen; er trennt sich von seinen Gefährten, die früher seine Freunde waren, er beschließt, zwei fliehende Etraras zu verstecken, obwohl er deren Ideologie nicht mehr teilt. Carlos' gesamte Handlungen scheinen in gewisser Weise von einer äußeren Kraft bestimmt zu werden, und diese äußere Kraft hat mit dem Nichts zu tun – der Unfähigkeit, dort zu sein, wo er sein will oder sein soll – und liegt außerhalb seines Einflussbereichs. Sein Tun wird als alternativlos dargestellt, weil es von der Prämisse des Exils und der damit einhergehenden Belastung durch Emotionen und Erinnerung geprägt ist. Er wird so dargestellt, als hätte er keine Handlungsmacht:

„Ich habe immer gedacht, daß du die Geschichte mit jenem Geschäftsmann nie überwunden hast. . .“

„Die Organisation hat ihn erschossen, nicht ich. Die Organisation hat einen Befehl gegeben, und ich war eben für jene Aktion verantwortlich. Ich habe das einzige getan, was ich tun konnte.“ (Atxaga 2002: 348)

- 6 Obaba ist ein fiktives, quasi „prototypisches“ Dorf im Baskenland, das Atxaga wiederholt ins Zentrum seiner Romane stellte; angefangen bei seinem Roman „Obabakoak“. Es fungiert als „Erinnerungsort“, ohne reale Bezugspunkte nutzen zu müssen: „Obaba is an interior landscape. You don't remember all the places of the past, but what sticks in the memory is this window, that stone, the bridge. Obaba is the country of my past, a mixture of the real and the emotional.“ (Eaude 2001)

Selbst auf die direkte Frage seines Freundes, warum er den beiden Terroristen erlaubt habe, sich im Hotel zu verstecken, gibt er keine Antwort – stattdessen läuft ein imaginärer Countdown, der ihn zum Handeln zu zwingen scheint. Tatsächlich scheint die ganze Gruppe dem Untergang geweiht zu sein; die Ereignisse entfalten sich unaufhaltsam:

Die heftige Erregung, die von ihm Besitz ergriffen hatte, war nicht physiologischer Natur, sondern hatte mit seiner Situation zu tun. Der letzte Moment nahte, und der Druck der Angst machte sich immer stärker bemerkbar. Was hast du denn geglaubt? Daß er niemals kommen würde, dieser Moment? sagte die Ratte. Du hast es ja gehört, oder? Der Countdown hat bereits begonnen: zehn, neun, acht, sieben, sechs, fünf. . . (Atxaga 2002: 319)

Das Handeln aller Charaktere ist unausweichlich von ihrer Vergangenheit und ihren emotionalen Zwängen und Zwängen der Erinnerung geprägt. Die Erinnerung und die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat sind dabei nie glücklich: „Die Melodie durchdrang ihn wie eine Flamme [. . .] und schürte das Heimweh, das ihn an der Tankstelle gepackt hatte, bis ins Unerträgliche. Es war allerdings eine dunkle Flamme, sie ließ nur die Trümmer einer verlorenen Zeit und eines verlorenen Lebens zurück“ (Atxaga 2002: 215).

Innerhalb des Buches wird ein weiterer, wenn auch virtueller Raum eröffnet: „das Reich der Angst“. In gewisser Weise wird das „Reich der Angst“ zu einer Parallelwelt zum Hotel, wobei die Übergänge nicht immer ganz klar sind und am Ende sogar vorgeblich ineinander übergehen, da Atxaga Carlos' Paranoia und die Realität immer mehr vermischt und den Leser unsicher über die tatsächlichen Ereignisse lässt, bis Carlos auf dem Rückweg von der Fluchthilfe für Jon und Jone, den beiden Etxarras, in der Banyera stirbt. Das „Reich der Angst“ ist nicht deckungsgleich mit dem Exil; es ist vielmehr ein Reich, das Carlos aus seinem früheren Leben gefolgt ist und das durch die Art und Weise, wie Carlos sein „altes Leben“ in sein „neues“ Leben im Exil bringt, indem er die beiden Etxarras versteckt, wieder in seinen Alltag eindringt:

In jenem Moment [. . .] war das Hotel, und alles darum herum, nicht seine wirkliche Welt. Er war bereits anderswo, in der Welt jener, deren Leben in Gefahr war. [. . .] Und in jener mächtigen Welt, von deren Vorhandensein gewöhnliche Leute keine Ahnung haben, gab es nur eine Gefahr, die Sabino „Herrin Angst“ nannte; eine kaltblütige, hartnäckige Feindin, die andererseits durch ihre Entität den Kampf adelt. [. . .] Nichts in jener Welt war gleich. Vor allem die Zeit lief nicht gleich schnell. [. . .] (Atxaga 2002: 158–159)

Im letzten Teil des Romans beschließt Carlos eigentlich, seine Heimat loszulassen und sich im Exil eine neue Heimat aufzubauen. Doch diese Entscheidung ist eine Illusion, die er vor sich selbst aufrechterhält, bis das „Reich der Angst“ ihn einholt und ihn überwältigt, indem es mit den Erinnerungen an

seine Heimat und die Schuld, die ihn dort erwartet und für die er aufgrund einer Amnestie nie den vollen Preis bezahlt hat, verschmilzt. Der Tod erscheint hierbei als fast zwingende Konsequenz aus allem, was vorher geschah und aus den wiederum aus Zwängen heraus getroffenen Entscheidungen der Figuren, insbesondere Carlos.

Abschlussbetrachtung

Beide Romane zeigen beispielhaft, dass in der baskischen Gegenwartsliteratur „Heimat“ zu einer schwer zu ertragenden Realität wird. Beide Romane bieten dabei sehr unterschiedliche Perspektiven – Opfer- und Tätersicht. Aber in beiden machen Terror und Trauma „Heimat“ zu einem Ort, an dem der Alltag durch Erinnerung und Emotionen fast unlebbar wird. Die „Heimat“ als identitätsprägender Raum verliert damit die Unschuld, von welcher der Heimatraum als Identitätsraum überlagert wird (Blickle 2002: 130).⁷

Zugleich sind beide Romane sehr stark von ihrer Zeit geprägt und stellen den „Status quo“ des baskischen Konflikts und die Behandlung von Emotionen und Erinnerungen um ihn herum zum Zeitpunkt ihrer Entstehung dar. In *Ein Mann allein* zeigt Atxaga die Unfähigkeit weiterzuleben aus der Sicht eines (ehemaligen) Terroristen, der von seiner Vergangenheit verfolgt wird. Er zeigt die Unausweichlichkeit von Schuld und Erinnerungen und die Art und Weise, wie sie das Schicksal des Einzelnen prägen. Erinnerungen werden durch Ereignisse der Gegenwart verzerrt. „Heimat“ ist nur ein symbolisierter Raum, der nicht fassbar bleibt, aber dennoch über den Einzelnen und die Gruppe so viel Macht ausübt, dass er unausweichlich das Schicksal der Hauptfigur besiegelt.

In *Patria* ist „Heimat“ und vor allem das Heimatdorf ebenfalls mit symbolischer Bedeutung aufgeladen. Es wird zu einem Gedenkort und einem traumatischen Ort, und diese Rollen sind so überwältigend, dass sie seine Rolle als alltäglicher Lebensraum und als Raum der Generationen fast ganz auslöschen. Das „Zuhause“ wird so unbewohnbar. Anders als in Atxagas Roman ist die Erinnerung jedoch hier nicht einseitig beschrieben; vielmehr ist die Landschaft der Erinnerung und der Emotionen mit rivalisierenden Erzählungen überfüllt, und es ist die Navigation durch diese, die das Leben in diesem Raum erschwert. Es ist jedoch genau das (Zusammen-)Leben in dieser überfüllten Landschaft, das nach Aramburus Roman der Weg zur Versöhnung ist.

7 Hier lassen sich Parallelen zu Peter Blickles (2002) Konzept von „Antiheimat“ ziehen, in welchem der locus amoenicus von Heimat sich zur „Antiheimat“ verkehrt und in Literatur und Kunst als solche dargestellt wird, in dem gegensätzlich zur idealisierten „Heimat“ die negativen Eigenschaften ins Zentrum gestellt werden.

Beide Romane zeigen die Schwierigkeit des Begriffs „Heimat“ in der baskischen Gegenwartsliteratur – wie auch im spanisch-baskischen Alltagsleben. „Heimat“ wird zu einem politisch aufgeladenen Begriff und zum Ort des Traumas. Aber währenddessen bleibt sie ein aktiver Lebensraum, sowohl für die Opfer als auch für die Täter und ihre Familien. Selbst im Exil oder in Haft bleibt Heimat ein unausweichlicher Fixpunkt. In beiden Romanen erfüllt „Heimat“ somit ihre Rolle als „Kristallisationspunkt“ von Erinnerung und Emotion: Indem sie beides kristallisiert, ermöglicht sie überhaupt erst die Konfrontation verschiedener Erzählungen, und durch diese Kristallisation fixiert sie Erinnerung und Emotion in einem Punkt von Zeit und Raum. Es wird sich jedoch zeigen müssen, ob der Kristallisationspunkt so unterschiedlicher Erfahrungen für alle am baskischen Konflikt beteiligten Akteure seinen Zweck erfüllen kann.

Bibliografie

- Aramburu, Fernando: *Patria*. Barcelona 2016.
- Aramburu, Fernando / Zurbrüggen, Willi: *Patria*. Hamburg 2018.
- Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 2018.
- Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 2007.
- Atxaga, Bernardo: *Gizona bere bakardadean*. Iruña 1993.
- Atxaga, Bernardo / Waeckerlin Induni, Giò: *Ein Mann allein*. Zürich 2002.
- Atxaga, Bernardo. *El hombre solo*. Madrid 1993.
- Baeza L., Álvaro: *GAL: crimen de estado, 1982–1995*. Madrid 1996.
- Bar-Tal, Daniel. *Reconciliation as a Foundation of Culture of Peace*. In: *Handbook of Building Cultures of Peace*. Hrsg. von Joseph De Rivera. New York 2008, 363–377.
- Bister, Daniela: *La construcción literaria de la víctima: Guerra Civil y franquismo en la novela castellana, catalana y vasca*. New York 2015.
- Blickle, Peter: *Heimat: A Critical Theory of the German Idea of Homeland*. Rochester 2002.
- Butler, Judith: *Precarious Life: The Powers of Mourning and Violence*. London 2005.
- Castells Arteché, Luis: *La sociedad vasca ante el terrorismo. Las ventanas cerradas (1977–2011)*. In: *Historia y Política: Ideas, Procesos y Movimientos Sociales* 38 (2017), 347–382.
- Colm Hogan, Patrick: *Affective narratology: The emotional structure of stories*. Lincoln 2011.

- Eaude, Michael: A bridge across the great divide. 2001. In: The Guardian. <<https://www.theguardian.com/books/2001/oct/20/fiction.reviews3>> [Abruf: 10.02.2020]
- EITB / ETA: ETA al Pueblo Vasco: Declaración sobre el daño causado. 2018. In: EITB. <<https://www.eitb.eus/es/noticias/politica/detalle/5540260/comunicado-eta-20-abril-2018-declaracion-integra-dano-causado>> [Abruf: 03.02.2019]
- El País / ETA: Comunicado íntegro de ETA en el que anuncia su disolución. 2018. In: El País. <https://elpais.com/politica/2018/05/03/actualidad/1525349964_905287.html> [Abruf: 03.02.2019]
- Etxeberria, Francisco / Beristain, Carlos Martín / Pego, Laura: Proyecto de investigación de la tortura y malos tratos en el País Vasco entre 1960–2014: Conclusiones y recomendaciones. 2017. In: Instituto Vasco de Criminología. <https://www.irekia.euskadi.eus/uploads/attachments/10774/CONCLUSIONES_-_Investigacion_tortura-malos_tratos_18-12-2017.pdf> [Abruf: 03.02.2019]
- Etxeberria, Xabier: Dinámicas de la memoria y víctimas del terrorism. Bilbao 2007.
- Garmendia, José Mari / Elorza, Antonio / Jáuregui Bereciartu, Gurutz / Domínguez Iribarren, Florencio: La historia de ETA. Madrid 2000.
- Irwin-Zarecka, Iwona: Frames of remembrance: The dynamics of collective memory. New Brunswick 2007.
- Jelin, Elizabeth: Los trabajos de la memoria. Madrid 2002.
- Laub, Dori: An Event without a Witness: Truth, Testimony and Survival. In: Testimony: Crises of witnessing in literature, psychoanalysis, and history. Hrsg. von Shoshana Felman / Dori Laub. New York 1992, 75–92.
- López Romo, Raúl: Informe Foronda. Los contextos históricos del terrorismo en el País Vasco y la consideración social de sus víctimas. Madrid 2015.
- Mira Benavent, Javier: El Derecho penal ante el fin de ETA: la cuestión de la criminalización de su entorno político e ideológico. In: Hermes: pentasamendu eta historia aldizkaria = revista de pensamiento e historia 45 (2013) 4–15.
- Niebel, Ingo / Mintegi, Laura: Schreiben für das Baskenland: Journalisten gegen Madrider Lügen, Medienverbote, Folter und Haft. Bonn 2012.
- Ormazabal, Mikel / Aizpeolea, Luis R.: Euskadi paraliza la asignatura sobre la historia de ETA por la dura polémica. In: El País. <https://elpais.com/politica/2019/01/23/actualidad/1548251386_030218.html> [Abruf: 03.02.2019]
- Robinson, Jenefer: Emotion and the Understanding of Narrative. In: A Companion to the Philosophy of Literature. Hrsg. von Garry L. Hagberg / Walter Jost. Chichester, U.K., Malden, MA 2010, 69–92.

- Römhildt, Kerstin: Nationalismus und ethnische Identität im 'spanischen' Baskenland. Münster 1994.
- Rosoux, Valerie: Negotiating Reconciliation in Peacemaking: Quandaries of Relationship Building. Basel 2017.
- Varona, Gema / De La Cuesta, José Luis / Echeburúa, Enrique: Victims of terrorism in the Basque Country: Paradoxes of their expectations and demands in the end of ETA. In: *Revista de Victimología Journal of Victimology* (2016), 65–84.
- Waldmann, Peter: *Militanter Nationalismus im Baskenland*. Frankfurt a. M. 1990.

The Obsessions of Terror: The Literary Motifs¹

Amaia Elizalde / Mikel Ayerbe

Abstract: This paper aims to explore the places most frequented by those works in contemporary Basque literature that deal with the issue of armed conflicts in the Basque context, conflicts that are a central and constant element in many contemporary literary representations of and discourses on *aberria* or Basque *heimat*. There are certain literary motifs that have functioned as recurrent themes when it comes to writing the literary “narrative”² of the cultural memory that addresses the armed political conflict. These motifs will be examined through literary texts written by different Basque canonical authors, including A. Urretabizkaia, B. Atxaga, J. Muñoz, R. Saizarbitoria, and K. Agirre.

Keywords: Basque literature, cultural memory, *heimat*, conflict, terror

1. Introduction

The *heimat* notion in the Germanic world is in several ways closely related to the idea of *aberria* in the Basque context. First, the concept of *heimat* was conceived prior to that of the nation-state, and it relates to space, collective memory, and belonging or provenance (Eigler/Kugele 2012: 5). This is likewise the case for *aberria* in the Basque context. In fact, the idea of *heimat*, despite its originally culturally specific context, shares more universal characteristics with other similar collective-identity phenomenon. As such, both *heimat* and *aberria* refer to a collective affiliation that combines identity

- 1 This publication is part of the FFI2017-84342-P (MINECO) project that is being carried out by the IT 1047-16 research group.
- 2 This expression is commonly used in debates about the Basque-Spanish conflict, from the Spanish “*el relato*”. It is used to refer to the hegemonic narrative which may be constructed on the basis of historical events. There is a tense dialectical struggle, which is both cultural and political, at the heart of constructing the *relato*, resulting in a lack of social consensus over its definition. Such tension also affects literature, a phenomenon discussed by Gorka Mercero in a talk at the Bernardo Atxaga Chair at the City University of New York in 2018. See <https://www.etxepare.eus/en/the-narrative-battle-in-the-basque-conflict-this-years-focus-at-the-bernardo-atxaga-chair-in-new-york>.

and territory and that is not based on either pre-established geographical (Eigler/Kugele 2012: 4) or non-static (Eigler/Kugele 2012: 3) boundaries. Both *aberria* and *heimat* are constructions that are more related to memory than to history, at least in the way the former has been conceptualized traditionally.

The discipline of Memory Studies allows for a complex and rich understanding of the past, taking into account contributions from many different areas of research. It constitutes, in Astrid Erll's words, "a transdisciplinary phenomenon" (2008: 3). Transcending the traditional exclusivity of history to explore the past, the range of sources and testimonies taken into account by researchers in the field of memory is significantly wider. That is probably the reason why the research dealing with Basque identity, nation, and conflict has increased considerably in the area of Memory Studies that explores different kinds of artistic expressions such as literature. In fact, according to Aleida Assmann (2008: 100), religion, history, and literature are part of cultural memory and, as Erll states, "myth, religious memory, political history, trauma, family remembrance, or generational memory are different modes of referring to the past. Seen in this way, history is but yet another mode of cultural memory, and historiography its specific medium" (2008: 7). Meanwhile, according to the classification by Jan Assman (2008: 109), there are different memory levels and corresponding memory types or areas (Inner level-Individual Memory; Social level-Communicative Memory; Cultural level-Cultural Memory). In some way, the literary cultural memory on *aberria*, especially that associated with its violent conflicts, is a counter-narrative³ in regard to the historical account of the most violent periods affecting the Basque Country and *aberria*, particularly the Spanish Civil War (1936–1939), the Francoist Dictatorship (1939–1975), and the violent post-Franco era after 1975, including the problematic Spanish Transition to Democracy and the continuity of the armed struggle by ETA (an organisation founded in 1959) until 2011.

Here, we will above all analyse literary works, and, thus, we will be talking in terms of cultural memory, which plays a very important role in the creation and transmission of collective memory, because, according to A. and J. Assmann, "groups which, of course, do not "have" a memory tend to "make" themselves one by means of things meant as reminders such as monuments, museums, libraries, archives, and other mnemonic institutions" (J. Assmann 2008: 111). As part of cultural memory, literary disembodied recreations of and discourses on present or past scenarios must be considered as types of testimonies, as modes of remembering, and, thus, works that participate in the construction of *aberria*. As already noted, those features of the univocal

3 For further information on this counter-narrative dimension within artistic looks at past violent political conflicts, see Izaro Arroita/Lourdes Otaegi 2016.

Manichaeic “narrative” stemming from hegemonic historiographical discourses and the mass media do not coincide with and are contested by other narratives that have been developed in the field of Basque literature. Consequently, here we are referring to a scenario of contested narratives, contested memories, and contested points of view on *aberria*.⁴

Literature is, in the Basque context, one of the main narrative spaces in which the concept of *aberria* has been transformed most dynamically. Specifically, through various works it has come to acquire new meanings that have been influenced by a series of social, historical, and cultural changes,⁵ from bucolic and idealized representations of a rural Catholic *aberria* (between the late 19th and mid-20th century) to a far more nuanced and problematized interpretation today. From ETA’s creation in 1959 on, the armed political conflict between ETA and the Spanish state has affected significantly the *aberria*-memory-literature intersection. In the contemporary Basque context, literary representations of and reflections on *heimat* (understood as a construction of a collective subjectivity in terms of identity and self-representation that vary in time, as elements that are permeable to socio-political changes) have been closely connected to conflict, armed struggle, and, thus, violence and terror.

From the abovementioned departure point and with some contemporary canonical narrative texts as a basis, most of them written before ETA’s definitive ceasefire (2011), we will point out three of the most recurrent and significant aspects of literature on Basque conflict and terror, which we term the “Obsessions of terror”. They are three key literary motifs that appear when writing the literary “narrative” of the cultural memory that addresses the armed political conflict. Specifically, these are: the search for the origins that trigger terror, the woman-mother as a victim and / or perpetrator of the terrorist inheritance, and, finally, the collectivization of guilt and socialization of responsibilities, which transforms the chain into a network of links. Finally, it is worth mentioning the growing importance of metafiction in some relevant novels about the conflict.

The above mentioned obsessions bring out a problematic and conflictive relationship with *aberria*, tensioned by feelings of attachment but also distancing on the part of the writers in question; the search for the origins of the terror leads to a struggle that originally started in favour of *aberria*, the questioning

4 While the hegemonic narrative (formulated mostly in Spanish) has pictured *aberria* as a cause and synonymous with old-fashioned nationalist ideologies, as well as of violence, literary narratives (originally written in Basque) are critical but constructive, problematizing and questioning the violence and suffering that has permeated the notion of *aberria* in recent decades.

5 Further information about the historical socio-political changes that have influenced the development of literary representations of and discourses on *aberria* can be found in Mari Jose Olaziregi 2012: 137–200.

of the woman-mother's role in that context, and the need to respond somehow in the face of all the suffering caused during and after the armed political conflict concerning Spain and the Basque Country. The concern about all those issues represented and discussed in the literature shows a critical reflection on the part of Basque writers which is derived from the need to transform and overcome the violent element linked to *aberria*. Those literary reflections that demonstrate a detached-attached position in regard to *heimat* can be found likewise in regard to *aberria*. Indeed, they probably appear in most communities that have suffered violent political processes that affect their sense of belonging, community identity or *heimat*, in its most universal sense. Such literary works are an attempt to simultaneously dignify and question the future memories of a conflictive and violent present or recent past (depending on the publication date), in order to continue reformulating, reorienting and re-representing a positively connoted *aberria*.

2. *The search for the origins that trigger terror*

The first obsession of those works in Basque literature that have dealt with the armed conflict during the period of ETA armed activity (1959–2011) is the search for the origins that trigger terror, the ‘why’ of the situation whose present coincides with the time of writing the work. A causal relationship is established, a story that seeks and finds in the past a coherent explanation about the present conflict. Basque narrative that has carried out this exercise has repeatedly brought to its pages the echoes of the Spanish Civil War (1936–1939). Some examples of narratives that carry out this search for the origins of terror would be the novels that make up Patxi Zabaleta's trilogy (*Ukoreka* (1994; *The Balance of Refusal*), *Badena dena da* (1995; *It Is Whatever It Is*), and *Arian ari* (1996; *Without a Break*)), *Soinujolearen semea* (2003; *The Accordionist's Son*, 2008) by Bernardo Atxaga, *Antzararen bidea* (2008; *On the Trail of the Goose*) by Jokin Muñoz, and the short story “Politika albisteak” by Eider Rodriguez (2004; “Politics Today”, 2012)). Novels such as *Soinujolearen semea* seek in the Civil War, in the bombing of Gernika, and in the Francoist repression the causes of the conflict that would come to mark Basque society and for which the protagonist will join ETA.

The inclusion of war as an element of the past in its present correlate is carried out through different narrative techniques. Perhaps one of the simplest formulas is that used by Zabaleta in his trilogy, which covers the period corresponding to the prewar (the Second Spanish Republic 1931–1939), the Spanish Civil War (1936–1939), and the Franco era (1939–1975). Another of the resources consists of inserting two temporal planes, stories which are

connected to each other. This would be the case of Muñoz's *Antzararen bidea*, in which one of the temporal planes corresponds to the time of the Spanish Civil War in Navarra and the other to the year 2003 in Donostia-San Sebastián. The link between the two temporal planes is the relationship established by Jesus (a 90-year-old Navarrese who participated in the Civil War of 36) and his caretaker Lisa (Igor's mother, whose son died at age 21 when a bomb he was handling exploded in his hands). But, in addition, the duality of the two aforementioned space-time frames comes together to convey the simile that the attacks and "the shot in the back of the head" of the current terrorists equate to the executions and deaths in the ditches perpetrated by the rebels in the past. Finally, in Rodríguez's "Politika albisteak" story, it is a brief but decisive allusion that establishes the continuum between the past (the Spanish Civil War and the Francoist Regime) and the subsequent war (the armed struggle between ETA and the Spanish State). The story is set in an era in which the Batasuna political coalition⁶ was outlawed. A mother and daughter coexist in a sickly environment rooted in pain, with the background noise of the harsh political situation, and that is radically linked to their personal situation. The daughter Idoia seems to live in a paranoid situation by identifying reality with a state of war, and, as the story goes on, "Idoia's mother sometimes regrets telling her daughter about things about the Civil War. However, sixty-six years later, she still hears the screams that rise from the precipice in her dreams"⁷ (Rodríguez 2004: 35). In this story, as in many others, the principle of historical causality is raised, but from an uncomfortable point of view rather than from that of self-complacency, for those who sympathize with ETA's ideology. The aim of reconstructing a historically coherent *relato* ("narrative") could form part of what Olaziregi and Ayerbe (2016) describe as an attempt, on the part of Basque literature dealing with this topic, to de-taboo terrorism from its fetishist and ritualized elements or break the terrorist remythification, in line with and citing the reflections of Joseba Zulaika and William A. Douglass (1999).

It should be emphasized that, with regard to this first obsession, the "narrative" that literature has built about the origins of the armed political conflict clashes completely with that of the hegemonic historiography, which interprets the link between the Spanish Civil War of 1936 and the later conflict as myth

6 A political party with an *abertzale* ('patriotic', derived from *aberria*), pro-independence and socialist ideology, founded in 1978 and banned in 2003 by the Supreme Court of Spain. It was judged to form part of the framework of ETA by the Spanish prosecutor and the 2002 *Ley de partidos* (law of parties) allowed Spanish democracy to illegalize a political party which does not explicitly condemn violence. However, Batasuna remained legal within the context of the French democracy.

7 The translation is ours.

and chimera. Thus, for example, Erik Zubiaga affirms that “this new militant trend, in tune with the interests of one section of the population, has managed to institutionalize in the social and political sphere a type of story, of little analytical rigor, full of clichés, easy to assimilate into the history of Basques in national and identity terms”⁸ (2016: 361). It is a hegemonic discourse at the institutional level, shared and reproduced by numerous historians, such as Fernando Molina and José A. Pérez (2015), Gaizka Fernández Soldevilla, and Raúl López Romo (2012). This discourse denies and withdraws all historiographical and official legitimacy from the aforementioned account, which could explain to some extent its dominance in the literary field, as well as the “obsession” or need to create and transmit an alternative, reflexive cultural memory on the origins and evolution of the violent conflict.

The critical and reflexive literary discourses on and representations of the conflictive violent situations surrounding the very heart of *aberria*, as well as the search for its origins, work as a way to de-taboo, understand and disarticulate an uncomfortable social situation. Most of these literary discourses, construct a cultural memory on *aberria* that understands the present traces of past suffering, but, at the same time, makes evident the need to end the fight for *aberria* in order to finish with the spiral of pain.

3. *The woman-mother as victim and/or perpetrator of the terrorist legacy*

Within the perspective of the continuum there is what we could classify as a second obsession of terror: the woman-mother as a victim and / or perpetrator of the terrorist heritage. A large part of the narrative on terror or violence connected with the defence of *aberria* represents the transmission of communicative memory (J. Assmann 2008). This is a representation in which the figure of the mother becomes particularly important, and constitutes the key to the transmission-perpetration or interruption of the conflict.

The role of the mother in relation to communicative memory has become a real obsession, almost an archetype, within the aforementioned type of narrative. For example, in the case of the novels *Martutene*⁹ (2012) by Ramon Saizarbitoria, *Atertu arte itxaron* (2015; Wait Till It Stops) by Katixa Agirre, and *Hitzontziak* (2017; Speakers) by Xabier Montoia, the mother decides not to transmit to her children the conflict from which she has been affected to some extent. The protagonist Julia in *Martutene* occupies a favorite place when breaking with “that representation that associates femininity-matriarchy

8 The translation is ours.

9 The novel’s name refers to a peripheral neighborhood in San Sebastian.

with political radicalism”¹⁰ (Olaziregi 2018: 23). Together with her mother, Julia intervenes in the intergenerational transmission of the nationalist heritage within the family, but she is very critical of this legacy, and constantly confronts her mother. As Olaziregi says, “Julia does not want to be a mere transmitter, passive, of the battle that men wage in favor of the homeland”¹¹ (Olaziregi 2018: 26).

In other cases, such as Rodríguez’s aforementioned story or the novel *Koaderno gorria* (*The Red Notebook*) (1998) by Arantxa Urretabizkaia, the mother transmits to her daughter the memory of the Spanish Civil War, in the first case, and the memory of the subsequent armed conflict, in the second. Each narration gives different nuances to this female character, who can be characterized either as a collateral victim who wishes to remain on the sidelines or who fears that her children will suffer from their own experiences, or as a victim transmitter of a coherent account about the armed resistance or a somewhat deranged perpetrator. In any case, they are mother-characters who have suffered from injuries of different types. Despite not having participated in conflicts through the use of weapons, the responsibility of ensuring or not the continuity of these conflicts has been conferred on them. The exception would be the mother represented by Urretabizkaia, since she is a female ETA member. It may not be coincidental that it is precisely representations of mothers created by women writers that most relativize the power attributed to them in relation to the transmission of the narrative, and better convey their conditions, which are the result of a markedly patriarchal society. In *Koaderno gorria*, although it is the mother and daughter relationships that are analysed in more depth in the novel, the truth is that Urretabizkaia also reflects on motherhood and the nation, or to put it more specifically, the impossibility of combining political activism and motherhood. The novel points to a reconstruction of gender within Basque nationalism. Since its foundation by Sabino Arana, a role for women in the Basque *heimat* was established, namely, that of a dedicated mother who raises her children and transmits to them the Catholic language and faith (Núñez Betelu 2001). In fact, the main character in the story “Politika albisteak” only wants to fulfil that dream, but the only thing that comes out from her stomach is mold, instead of a desired and dreamed of son (whom she would like to call *Amets* [dream]). She has not had the option of having that son with her ex-partner, an ETA member who fled and is a refugee in France that has managed to start a family and generate, as Idoia would say, “the shoot that gives continuity to the struggle.”

10 The translation is ours.

11 The translation is ours.

It can be stated that both Basque writers' visions on this subject and their representations of these woman-mothers try to problematize and transgress the archetype of the passive agent whose only role (and obligation) is to have children and transmit them a memory of pain together with the responsibility to continue the fight against the enemies of *aberria*. There is a preoccupation with gender and a critique from this perspective that is based precisely on these women's representations. In this case, it should be noted that, in the analysis of the abovementioned feminine archetype here in the Basque setting, it is connected to *aberria*, but actually this is a universal figure, especially in wartime contexts. Thus, this study on the Basque characteristics of the archetype's representations facilitates future comparative approaches by incorporating other literatures.

4. *The collectivization of guilt and socialization of responsibilities*

The third obsession that has been repeated in recent narratives deals with the collectivization of guilt and socialization of responsibilities around Basque violence. While it is true, as Iban Zaldúa points out, that current Basque literature has gone "from a tendency to emphasize the social or the collective to the domain of the personal or more intimate visions on the theme" (2016: 66), the fact is that accentuation of the individual is done for the sake of a more genuine search in which collective responsibility is a chimera and the personal becomes political. In the novel *Zorion perfektua* (2002; *Perfect Happiness*, 2006), Anjel Lertxundi introduced us to a teenager who witnesses a murder perpetrated by ETA and the trauma that this generates. In this way, the young witness thus becomes a representative and, according to the critic Ibon Egaña (2012), metaphor of all the silent witnesses of terrorist violence, and of the moral oppression that has created the silence that has reigned for so many years in Basque society. However, Uxue Apaolaza goes further in the novel *Mea Culpa* (2011), since the feeling of individual guilt for having been, actively or passively, a participant in the Basque nationalist left movement that fuelled the conflict, leads her, so to speak, not only to her doom, or at least, to a tragic end, but also to face her fears and to elaborate complex reflections, such as, for example:

(...) it's me alone. Now I am. It's not about who is big, who is small, who has more power; each one has had their space of power, and in our smallness, I want to know about all the unjust suffering that we have accumulated, and it is my obligation, what percentage is my fault or my responsibility. And it is a lot.¹² (Apaolaza 2011: 174–175)

12 The translation is ours.

Similarly, one could cite the monologue of the protagonist Julia in *Martutene*, in which she offers a critical digression about why Basque writers have focused more on the figure of the perpetrator than on that of the victim. And issues such as guilt and grief are present in *Martutene*, a novel in which the protagonist goes to the wake of a Spanish policeman killed by ETA. The third novel by Juanjo Ollasagarre, *Poz aldrebesa* (2017; Inverted happiness), is also interesting because of his reflection on grief and peaceful social coexistence in the post-ETA era. The novel incorporates references to real documentaries on grief and death, including *Aulki hutsak*¹³ (2013; Empty Chairs), as well as on political initiatives such as *Eraikiz*¹⁴ (2013, Building), which wants to promote reconciliation and recognition of pain and grief caused by decades of political violence. Indeed, one of its most important events took place in the town council of Errenteria, which is also mentioned in the novel.

The need and will of Basque writers to release *aberria* from violence and suffering is especially conspicuous in these literary creations that focus on the need for self-criticism and empathy. These discourses on the recent conflictive and violent past of *aberria* promote a critical thinking on the use of violence and its consequences, as well as on the difficult, in some ways impossible, task of overcoming them.

5. Conclusions

In short, and summarizing the above, it seems that the transmission of the unofficial or peripheral account of the continuum of the conflict is being carried out mainly through art and, as regards our focus, through the literature dealing with the armed conflict. A story in which the woman-mother becomes especially important as a transmitter of the communicative memory of the conflict and in which there is a real concern to reflect on responsibility and guilt. Therefore, the figure of the writer gains importance as a transmitter and critical reviewer of a marginal memory canon, which is part of the imaginary of the Basque *heimat*, but one which is not accepted by institutionalized historiography. Perhaps the very number of metafictional works that address the Basque conflict (*Soinujo-learen semea*, *Hamaika pauso* (Uncountable Footsteps), *Etxeko hautsa* (Dirty

13 A documentary that focuses on the different phases that constitute the process of mourning that follows the death of loved ones. Directed by Dr. Iñaki Peña in collaboration with Arteman Komunikazioa, the documentary offers the real testimonies of relatives of the dead.

14 A political initiative supported by all the political parties in the Errenteria town council and aimed at promoting a peaceful social coexistence and reconciliation.

rag) *Koaderno gorria*, etc.) is due to this. That is because through such works, as Ayerbe and Olaziregi (Ayerbe 2015, 2019; Olaziregi/Ayerbe 2016) have already concluded, the author has become a narrator that describes and reflects on this convulsive reality, and the desire and obligation to tell what has happened determines the reflexive and metafictional tone of the texts. On the other hand, such an approach reaffirms and, in turn, humanizes the figure of the writer who decides to write about the conflict. It encourages these writers to continue writing, not the history of the Basque Country from a single supposed truth, but about the complex nature of Basque *heimat*. Yet, despite the fact that the metafictional feature referred to is general, metafictional novels written by women and men are different with regard to both subjects and styles: those written by men show metafictional structures that serve to represent the active role the Basque writer must take on in the face of the conflict, while women's narratives narrate the Basque conflict as an element that conditions their roles as woman, partner, and mother in current Basque society.

In connection with the abovementioned role of the Basque writer with regard to the politically conflictive and violent context of the last three decades, it has been noted that literary discourses on and representations of *aberria* or Basque *heimat* differ from the hegemonic historical discourse on the subject. Thus, any critical and reflexive account on the conflictive and violent circumstances surrounding the notion of *aberria*, whose three obsessions have been noted here, stands as a counter-narrative on the conflict concerning *aberria*, as well as on the former's critical comprehension and resolution.

References

- Arroita, Izaro / Otaegi, Lourdes (eds.): Oroimenaren lekuak eta lekukoak. Gerra zibilaren errepresentazio artistikoak vs. kontaera historiko-politikoak. Bilbao 2016.
- Agirre, Katixa: *Atertu arte itxaron*. Donostia 2015.
- Apaolaza, Uxue: *Mea culpa*. Donostia 2005.
- Assmann, Aleida: Canon and Archive. In: *Media and Cultural Memory*. Ed. by Astrid Erll / Ansgar Nünning. Berlin 2008, 97–107.
- Assmann, Jan: *Communicative and Cultural Memory*. In *Media and Cultural Memory*. Ed. by Astrid Erll / Ansgar Nünning. Berlin 2008, 109–118.
- Atxaga, Bernardo: *Soinujolearen semea*. Iruña 2003.
- Ayerbe, Mikel: *Work in Conflict: (meta)literatura y escritura en novelas que abordan el conflicto vasco*. In: *Eridenen du zerzaz kontenta*. Sailkideen omenaldia Henrike Knörr irakasleari (1947–2008). Ed. by Mari Jose Zeizabarrena / Ricardo Gómez. Bilbao 2015, 97–112.

- Ayerbe, Mikel: La reescritura del pasado violento y la ficcionalización del presente conflictivo: las narrativas de Edurne Portela e Iban Zaldúa. In: *Olivar*, vol. 19, núm. 30, La Plata 2019. Online: <<https://www.olivar.fahce.unlp.edu.ar/article/view/OLIE061/11965>>
- Egaña, Ibon: Begiradak gatazkaren gainean. In: *Gatazken lorratzak*. Euskal arazoan isla narratibian 1936tik gaurdaino. Ed. by Amaia Serrano. Donostia 2012, 65–91.
- Eigler, Friederike / Kugele, Jens: Introduction. In: *Heimat: At the Intersection of Memory and Space*. Ed. by Friederike Eigler / Jens Kugele Berlin 2012, 1–12.
- Erl, Astrid: Introduction. In: *Media and Cultural Memory*. Ed. by Astrid Erl / Ansgar Nünning. Berlin 2008, 1–15.
- Fernández Soldevilla, Gaizka / López Romo, Raúl: *Sangre, votos, manifestaciones: ETA y el nacionalismo vasco radical. 1958–2011*. Madrid 2012.
- Lertxundi, Anjel: *Zorion perfektua*. Irun 2002.
- Lertxundi, Anjel: *Etxeko hautsa*. Irun 2011.
- Molina, Fernando / Pérez, José Antonio (eds.): *El peso de la identidad: mitos y ritos de la historia vasca*. Madrid 2015.
- Montoia, Xabier: *Hitzontziak*. Zarautz 2017.
- Muñoz, Jokin: *Antzararen bidea*. Irun 2008.
- Núñez Betelu, Maite: *Género y construcción nacional en las escritoras vascas*. Unpublished PhD dissertation. University of Missouri-Columbia 2001.
- Olasagarre, Juanjo: *Poz aldrebesa*. Zarautz 2017.
- Olaziregi, Mari Jose: *Worlds of Fiction: An Introduction to Basque Narrative*. In: *Basque Literary History*. Ed. by Mari Jose Olaziregi. Reno 2012, 137–200.
- Olaziregi, Mari Jose: *A vueltas con la madre patria*. In: *Passés Futurs* 1, vol. 3 (2018), 1–31.
- Olaziregi, Mari Jose / Ayerbe, Mikel: *El conflicto de la escritura y la reescritura de la identidad: análisis de la narrativa de escritoras vascas que abordan el conflicto vasco*. In: *Identidad, género y nuevas subjetividades en las literaturas hispánicas*. Ed. by K. Moszynska-Dürst et al. Warsaw 2016, 45–66.
- Peña, Iñaki: *Aulki hutsak*. Aretxabaleta 2013.
- Rodríguez, Eider: *Politika albisteak*. In: *Eta handik gutxira gaur*. Zarautz 2004, 31–41.
- Saizarbitoria, Ramon: *Hamaika pauso*. Donostia 1995.
- Saizarbitoria, Ramon: *Martutene*. Donostia 2012.
- Urretabizkaia, Arantxa: *Koaderno gorria*. Donostia 1998.
- Zabaleta, Patxi: *Ukoreka*. Tafalla 1994.
- Zabaleta, Patxi: *Badena dena da*. Tafalla 1995.
- Zabaleta, Patxi: *Arian ari*. Tafalla 1996.

Zaldua, Iban: *This Strange and Powerful Language*. Reno 2016.

Zubiaga, Erik: La represión franquista de guerra y posguerra en el País Vasco a debate: entre el exterminio y el oasis. In: *Historia y Política* 37 (2016), 357–384.

Zulaika, Joseba: *Enemigos, no hay enemigo: (polémicas, imposturas, confesiones post-ETA)*. Donostia 1999.

Zulaika, Joseba / Douglass William A.: *Terror and Taboo*. New York & London 1996.

Heimat, the Basque conflict and literary representations: perpetrators, victims and back again¹

Beñat Sarasola / Ana Gandara

Abstract: This article analyzes the literary representations of victims and perpetrators in the authors who brought modernity to the Basque novel. The so-called Generation of 1964 renewed the idea of *Heimat* within the Basque novel and, at the same time, problematized the dichotomous distinction between victims and perpetrators. Based on the novels *100 Meters* by Ramón Saizarbitoria and *The Red Notebook* by Arantxa Urretabizkaia, the article argues that these writers work on a modern idea of *Heimat* and inquire into the gray zone (Primo Levi) between the concepts of victim and perpetrator.

Keywords: Cultural Memory, Ramon Saizarbitoria, Arantxa Urretabizkaia, Victimary Turn, Gray Zone

Introduction

“The memory boom” is one of the most salient concepts to have emerged in the humanities in the last decades. Research and activities linked to memory studies increased sharply from the 1980s and became something of an obsession during the following decades (Huyssen 1995: 5). Based on Maurice Halbwachs’ (2004) concept of “collective memory”, various researchers have developed different ideas to explain better the phenomena linked to memory. Among them, Astrid Assmann’s (2010) analysis of “cultural memory” stands out. She posits that cultural memory does not form a static system; instead, we must understand it dynamically. Usually, within memory studies, there is a dispute among different conceptions of memory. Some of them are canonic whereas others are archived “in a state of latency” (Assmann 2010: 103), but this hierarchy of cultural memories can change over the years.

In the context of memory disputes and hierarchies related to moments of conflict, two of the most controversial figures are the perpetrators and the victims: how can we define someone as a perpetrator or a victim? Is this

1 This publication forms part of projects US 17/10 (UPV/EHU) and FFI2017-84342-P (MINECO) being carried out by research group IT 1046-16.

framework useful for analyzing all figures whose roles are disputed in contexts of conflict and violence? Within Basque memory studies concerning the political and armed conflict, the interest in debates surrounding these figures has increased in recent years, especially concerning their artistic representations.

Despite this uptick in interest, the theoretical foundations for analyzing these figures are not abundant. In the Basque context and Basque literature in particular, it is necessary to specifically analyze how the processes by which perpetrators are represented as victims as well have been present in Basque literature since the 1970s.

On the one hand, within genocide studies, the year 2017 marked the so-called “victimary turn” (Sánchez 2018: 169). This understanding suggests that the literature on genocides shifted its focus from the victim or witness to the perpetrator. However, this perspective is deeply marked by the context of Holocaust studies, and, as we will see in the case of the Basque conflict, it cannot be directly transposed onto other contexts of conflict and violence. Instead, it must be applied in a nuanced way.

In that sense, it is striking how early we see perpetrator-victim characters appear in Basque literature and the complex way in which they are represented. Primo Levi (1989) spoke of a “gray zone” to refer to cases in which, in death camps, the distinction between victim and perpetrator is blurred, because, as Zygmunt Bauman says, “the victim can put himself at the service of the exterminist logic of the perpetrator” (Bauman 2010: 171). This middle zone is related to polarizing concepts (of the perpetrator and the victim) that, in turn, depend on a false dichotomy, since the two categories are neither exclusive nor exhaustive. They are not exclusive because many people are both victims and perpetrators. A person may be related to someone killed in political violence, and in that respect a “victim”, while also supporting the use of physical force against “the other side” and in that respect a “perpetrator” (Govier/Verwoerd 2004: 372).

At the same time, this focus on the perpetrator risks an over-identification with him (Crownshaw 2011: 77). The canonical perpetrator of this sort would be Adolf Eichmann, who has provoked fascination since Hanna Arendt’s *Eichmann in Jerusalem: A Report on the Banality of Evil* was first published in 1963. According to Maria Torgovnick, this over-identification can lead to minimizing the perpetration and to trivializing evil, a move that, in the end, only reinstalls binary oppositions between victim and perpetrator (cited in Crownshaw 2011: 78).

On the other hand, the victimary turn will allow us to talk about identity theory of recognition because it considers the need for recognition to form a shared identity in collectivity (Pizzorno 1989). Both the victimary turn and identity theory of recognition are related to the direct, diachronic connection

to identity, as they relate to the conceptualization of Heimat/Aberria, for it “answers to the longing for a sense of belonging that seems to come without a price” (Blickle 2004: 6). The concept of Heimat/Aberria outlined in this article is not conservative or antimodern, but rather offers a way to delve into modernity and its complexity (Eigler 2012). This critical idea of modernity implied by Heimat/Aberria parallels literary modernity in Basque literature, which is also critical and complex (Apalategi 2015). According to recent research, Heimat/Aberria and mobility have to be understood dialectically, “not diametrically opposed any longer” (Eichmanns 2013: 5), and the same could be said about the perpetrator and victim, two key figures for understanding the concept of Basque Heimat/Aberria of recent decades.

In this sense, it is relevant to note that the generation that brought modernity to Basque literature in the 1960s and 1970s carried out two related moves. Firstly, they problematized the Heimat/Aberria conception of classical and conservative Basque nationalism and, in particular, the nationalist-costumbrist literature linked to it. In fiction, Txomin Agirre is the key figure for understanding this conservative conception of Heimat/Aberria. At the same time, in poetry, Orixe’s *Euskaldunak* was the major attempt to develop the Basque national poem. The second move is linked to the conception of perpetrators and victims. While nationalist canonical literature views the Basque Country and Basque people purely as victims, modern writers tend to problematize the perpetrator-victim antinomy, a move that must be seen as reflecting an awareness of the gray zone mentioned by Levi. In this conception of perpetrators and victims is where we see the link between the conservative conception of Heimat/Aberria and the polarizing binary of perpetrator and victim.

We aim to analyze two representations of perpetrators in Basque literature, to relate the representation of perpetrator-victims to the Basque Heimat/homeland and its identity. We analyze two novels by key modern writers who belong to the generation mentioned above, known as the “Generation of 1964”, a group of writers that created the Lur publishing house (Sarasola 2020). Our approach will focus on two ideas: the victimary turn – the victimization process – and the motives behind that turn.

To this end, we analyze Ramon Saizarbitoria’s *100 Meters (Ehun metro)* and Arantxa Urretabizkaia’s *The Red Notebook (Koaderno gorria)*, examining the gray area that surrounds the representation of the perpetrator-victim. However, in these novels, it is not a victim who is seen to engage in the “exterminist logic of the perpetrator” but perpetrators who cross into the zone of victimization. By focusing on the figure of the perpetrator, the narratives offer the possibility of turning towards a naïf figure of the victim, so that the perpetrator ends up being simultaneously a victim.

I. Analysis

1.1 100 Meters (*Ehun metro*)

The representation of the victim and the perpetrator appears almost simultaneously with the establishment of the Basque literary field and the emergence of the modern Basque novel, that is, during the 1960s and 1970s. It is during this same period that a modern conception of Heimat/Aberria appears within Basque literature. There is controversy in Basque criticism regarding the first modern Basque novel, whether it was Txillardegui's 1957 *Leturiaren egunkari ezkutua* (*The Hidden Newspaper of Leturia*) or Ramon Saizarbitoria's 1969 *Egunero hasten delako* (*Every Day Starts Again*). However, the first novel in which the so-called Basque conflict appears along with the perpetrator's figure is Saizarbitoria's second novel, *Ehun metro* (*100 Meters*). Although it was written in 1972, the novel was published after dictator Francisco Franco's death in February 1976 to avoid problems with censorship.

The novel, narrated in a markedly modernist style, relates the last seconds of an ETA militant's life who tries to run away from the police in the Plaza de la Constitución in San Sebastián. It is there that the militant will be killed by the police, dying instantly. Partly motivated by censorship, and partly by the context in which it was published, this novel has often been read as a justification for armed struggle. Not surprisingly, Jon Juaristi wrote that it is one of Basque literature's most misunderstood novels, since, in the long digressions and analepses in the narration express the doubts that the main character has regarding his method of struggle. Juaristi observes that the protagonist has come to terms with the useless nature of death and violence (Juaristi 1987).

Another aspect of the novel that paves the way for a more critical view of violence is Manuel's character. Manuel, a former comrade of the protagonist has decided to move away from the armed struggle and leave the organization. Before this decision, ETA calls an assembly where it decides to expel Manuel from the organization. That is, the national membership as an ETA comrade falls into crisis in the case of Manuel. It is important to note that, during that voting, the protagonist is against Manuel's expulsion, because he supports the freedom of militants to take another path, defending the ability of individuals to have a national identity outside the organization. However, in the end, he must sign the expulsion certificate, which he recalls with some guilt and regret.

In the next assembly, you were not in favor of Manuel's expulsion. It seemed to you that if he had left, he had left, and there was, therefore, no need to expel him. However, you had to sign the expulsion certificate. I don't know why, but you gave your vote to the group that argued that weaknesses must be denounced publicly, etc. (Saizarbitoria 2002: 70)

In 2017, at the end of the Spanish edition of the novel, Saizarbitoria himself pointed out that “the novel speaks of the absurdity of death, of the waste of the loss of blood. Blood pools in front of an indifferent public that gives no hint of rising up against the regime” (Ibargutxi 2017).

Not surprisingly, one of the most interesting issues raised by the novel is the difficulty of establishing the protagonist’s status as a perpetrator. On the one hand, he is active in an armed organization and could be defined as a perpetrator for that reason. However, at no time in the novel does it appear that he has participated in any violent action. On the other hand, the police shoot him in broad daylight in downtown San Sebastián, contributing to his status as a victim. This victimized perpetrator is a clear example of Levi’s gray zone as the character is defined by both perpetrator and victim logics. That is why, as Juaristi said, it is one of the most misunderstood Basque novels; the novel brings the Basque reader face-to-face with a zone that was very uncommon within Basque cultural and political discourse before the 2010s. In the context of a war discourse divided by political trenches, the dichotomic and antonymous conception of perpetrator-victim was almost the only one imaginable.

Simultaneously, the concept of Heimat/Aberria that emerges from the novel is quite distant from the version of that concept in Agirre’s novels or Orixe’s national poem. Rather than being rooted in essentialist ethnic elements such as race or petrified tradition, Heimat/Aberria is more closely linked to the left-wing political movements of 1968. The protagonist himself is sceptical of essentialist glorification of Heimat/Aberria, and he stays away from his parents generations Catholic-traditionalist worldview (Saizarbitoria 2006: 82–84).

As we can see, from the first instances in which Basque literature represented victims and perpetrators, they appear as complex constructions, which should prevent us from using these terms naively or simplistically. Modern Basque literature was born already problematizing and complicating both the concepts of victim and perpetrator and Heimat/Aberria.

1.2 *The Red Notebook (Koaderno gorria)*

In Basque literature, the perpetrator rarely testifies his own free will; nevertheless, the early work *The Red Notebook (Koaderno gorria)* by Arantxa Urretabizkaia offers us, through narration and its use of the epistolary genre, the fictional testimony of a female ETA member. One of the best-known contemporary writers of Basque literature, Urretabizkaia, became one of the first postwar Basque narrative figures with the novel *Zergatik Pambox? (Why, Pambox?)* in 1979.

In *The Red Notebook*, Ama (“mother”) is forced to separate from her husband and children for political reasons. The husband decides to disappear with the children and start a new life far from Ama, leaving her no chance to participate in her children’s lives for seven years. Ama arranges for L, a lawyer, to serve as a messenger transporting the memories and thoughts she cannot otherwise share with her children, which she has collected in a red notebook. These two women – Ama and L – are the protagonists, and both narrate in the first person. Each one operates on a different narrative level: L reads to herself what Ama has written in the notebook, as an epistolary diary, to her children.

The interesting aspect of this work is the complexity of Ama, whose character reflects the process by which perpetrators become victims, revealing the uselessness of victim-perpetrator dichotomy (Goveir/Verwoerd 2004): the dichotomy, in this case, is not exclusive, because Ama is both a perpetrator and a victim of her participation in the armed struggle. *The Red Notebook* is the only case in Basque literature in which the protagonist, a woman, narrates in first person her experience as a member of ETA. What is more interesting is to think about what leads to her victimization and to what extent it is a process that conditions her national identity – particularly how it relates to the transmission of national memory by the victimized perpetrator.

In this regard, what we see is that, unlike in *100 Meters*, in *The Red Notebook* Ama is characterized as a victim concerning motherhood. In this sense, *The Red Notebook* is a very early work in which the victimary turn is articulated around the intimate experience of this woman’s reality. There is a danger of simplifying Ama’s character around a single axis (that of her role as a militant –, leaving aside the many facets that make up this character – her identity as a woman, daughter, mother or ex-wife). Like any other militant, Ama is a woman with many other qualities and abilities outside of her role in ETA (Govieir/Verwoerd 2004: 371).

This victimized perpetrator, who has been stolen not only of her children but of the experience as a mother, expresses no regret. Even though militancy has had consequences for her role as a partner and mother, the vital dilemma she faces – her actual victimization – comes from the impossibility of being a mother, not from the militancy itself.

That is, the identity through which the protagonist feels herself to be part of ETA, which ties into the national identity that ETA members defend, does not appear as an impediment to her identity as a woman and mother; it rather appears as the backdrop to the actual event that will make her a victim: the theft of her two children. These intersecting identities mean that we cannot understand her identity in an essentialist and conservative way.

In this case, the victimization does not come from the ETA organization, but rather from separation from her family. In this way, Ama’s vital role as a woman and mother influences the perpetrator’s character: exiled to the

Basque-French area, Ama has lived out part of her children's childhood from a distance until the children's father decides to take them away from their mother entirely. Ama experiences this loss as an unprecedented rupture in her life.

On the other hand, from the perspective of the identity theory of recognition, the perpetrator-victim's identity is constructed in relation to a shared collective identity: recognition by the group (ETA, family) is an indispensable condition for a sense of belonging to that community. In this case, the perpetrator-victim Ama depends not only on her sense of belonging to ETA but also on her belonging to her family. The personal diary/notebook format allows the perpetrator's quandary to be focused on the mother's intimacy with her children. In this way, the diary genre allows us to view this vital dilemma through her experience as a woman.

In *The Red Notebook*, the protagonist's identity changes the community and that community serves as a reference point: life is perceived not from her belonging to the community formed by ETA but from her experience of motherhood within the family community. The contrast between the two referential communities causes an identity dilemma that condemns the perpetrator to vital victimization. Thus, the book sets out an identity problem that can only be addressed within a modern and complex conception of Heimat/Aberria. Her Heimat/Aberria identity is much more complex than that of the ETA community because it is an identity that can be articulated in conjunction with her identity as a mother. Only by understanding both identities as malleable is it possible to articulate them together – which is impossible with ETA's Heimat/Aberria identity that overrides any other type of identity.

Although we have not thus far delved into the voice of the second protagonist (L), she acts as a distant, objective counterpoint that reflects the evolution in the perception of victimization caused by Ama as a consequence of her terrorist activity – as opposed to the subjectivity emanating from the letter. Little by little, L is emotionally involved in the pain that tears Ama apart since L's perception of the excessive emotionality (p. 29) reflected in the notebook turns into empathy for Ama's perception of reality and suffering:

She [L] calms down when she is back inside the car and, on his way to the hotel, thinks that maybe Ama is right, maybe her children were stolen, and she is surprised at the doubt that is expressed in that thought. She is surprised first, and then ashamed. And the shame remains for hours as if attached to her mood. (p. 31)

In summary, *The Red Notebook* allows us to reflect on one of the motivations that drive the victimization of the perpetrator's figure in Basque literature. The character of the perpetrator-victim Ama in *The Red Notebook* revolves around her motherhood. This acts as the main motive in the internal transformation in the figure of the perpetrator, both regarding the character itself and the way the second protagonist, L, views her.

Moreover, the dynamic between perpetrator and victim and its complexity is simultaneously reflected in the concept of national identity (Heimat/Aberria). The robust conservative version of Heimat/Aberria is undermined by Ama's identity as woman and mother, and, in contrast, a new, modern Heimat/Aberria identity emerges.

2. Conclusions

In conclusion, the Basque nation's representation in these novels is complex and dynamic, just as the representations of the Basque conflict's two fundamental figures (the perpetrator and the victim) are. We can find examples of that complexity in the various attempts to represent those figures in Basque literature, especially in modern literature. Both examples examined here revolve around an idea that we believe is key when analyzing the representation of the Basque nation and Basque identity/identities in Basque literature: we propose that the generation that brought modernity to Basque literature set forth from the beginning a complex conceptualization of the perpetrator-victim and Heimat/Aberria. Influenced by the ideas arising from 1968 social movements, this generation inaugurated the modern Basque novel, and we have analyzed two of the most important: *100 Meters* and *The Red Notebook*.

Although we have alluded to the victimary turn, we have concluded that it is impossible to employ that theory as it has been used in the past and that it is necessary to establish any analysis in a specific context.

This is also true of Basque literature, as we have seen from the first occasions when Basque literature constructed the figures of victim and perpetrator in a very complex way, preventing us from using these terms naively or simplistically today. Modern Basque literature was born already problematizing and complicating the concepts of victim and perpetrator, on the one hand, and Heimat/Aberria on the other. Both novels can be seen as examples, not only of the banality of evil but of the useless nature of death and violence.

Moreover, as the studies by Edurne Portela and the collected essays *Images of Memory: Victims of Pain and Terrorist Violence (Imágenes de la memoria: víctimas del dolor y la violencia terrorista, 2015)* – edited by María Pilar Rodríguez – have already pointed out, these representations offer complex figures that can hardly fit neatly into the category of perpetrator or victim. Instead, they provide a gray area where perpetrator swings to the victim.

Although studies of the representation of victims or and perpetrators in literature have recently proposed what has been called the “victimary turn”, we can say that Basque literature has continuously reflected concern over the representation of the perpetrator since the mid-1970s.

The study of these dualities shows the complex conceptualization of both the Basque nation and various other related identities regarding memory in Basque literature. The duality represented by the perpetrator-victims reflects the complex character of the Basque armed struggle, where the representation of the nation comes from the hand of the victims and the perpetrators, in constant collision with national identity.

References

- Arendt, Hanna: *Eichmann in Jerusalem*. London 2006.
- Apalategi, Ur: *Noiz hasten da modernitatea euskal literaturan? Galdera zahar baten aktualitatea*. In: Ibon Sarasola, gozarre. Ed. by Beatriz Fernandez / Pello Saraburu. Leioa 2015, 79–93.
- Assmann, Aleida: *Communicative and Cultural Memory*. In: *A Companion to Cultural Memory Studies*. Ed. by Astrid Erll / Ansgar Nünning. Berlin/ New York 2008, 109–118.
- Bauman, Zygmunt: *Modernidad y Holocausto*. Madrid / Buenos Aires / Mexico City 2010.
- Blickle, Peter: *Heimat: A Critical Theory of the German Idea of Homeland*. Rochester 2004.
- Cano, Harkaitz: *Twist: izaki intermitenteak*. Donostia 2011.
- Crownshaw, Richard: *Perpetrator Fictions and Transcultural Memory*. In: *Parallax* 17 (2011), No. 4, 75–89.
- Eigler, Friederike: *Critical Approaches to ‘Heimat’ and the ‘Spatial Turn.’* In: *New German Critique*, No. 115 (Winter 2012), 27–48.
- Eichmanns, Gabriele: *Introduction: Heimat in the Age of Globalization*. In: *Heimat Goes Mobile: Hybrid Forms of Home in Literature and Film*. Ed. by Gabriele Eichmanns / Yvonne Franke. Cambridge 2003, 1–12.
- Govier, Trudy / Wilhelm Verwoerd: *How Not to Polarize ‘Victims’ and ‘Perpetrators.’* In: *Peace Review* 16 (2004), No. 3, 371–377.
- Halbwachs, Maurice: *La memoria colectiva*. Zaragoza 2004.
- Huyssen, Andreas: *Twilight Memories. Marking Time in a Culture Amnesia*. New York 1995.
- Ibargutxi, Felix: *En ‘Cien metros’ narro lo baldío del derramamiento de la sangre*. *Diario Vasco*, 4/7/2017.
- Juaristi, Jon: *Literatura vasca*. Madrid 1987.
- Levi, Primo: *Los hundidos y los salvados*. Barcelona 1989.
- Pizzorno, Alessandro: *Algún otro tipo de alteridad: Una crítica a las teorías de la elección racional*. In: *Sistema: Revista de Ciencias Sociales* 88 (1989), 27–42.

- Portela, Edurne: El eco de los disparos: cultura y memoria de la violencia. Barcelona 2016.
- Rodríguez, M^a del Pilar. ed: Imágenes de la memoria: víctimas del dolor y la violencia terrorista. Madrid 2015.
- Saizarbitoria, Ramon: Egunero hasten delako. Donostia 1969.
- Saizarbitoria, Ramon: Ehun metro. Donostia 2006.
- Sarasola. Beñat: *Lur*: editorial (San Sebastián, 1969-) [Semblanza]. Alicante 2020.
- Sánchez, Pablo: ‘Esa tranquilidad terrible’: La identidad del perpetrador en el ‘giro’ victimario. Memoria y Narración. In: Revista de Estudios sobre el Pasado Conflictivo de Sociedades y Culturas Contemporáneas 1 (2018), 167–183.
- Txillardegui: Leturiaren egunkari ezkutua. Donostia 1957.
- Urretabizkaia, Arantxa: Koaderno gorria. Donostia 1998.

Angaben zu den AutorInnen

Mikel Ayerbe Sudupe holds degrees in literary theory and comparative literature from the University of Barcelona and Basque philology in the University of the Basque Country (EHU/UPV). In 2016 he defended the doctoral thesis entitled “Euskal literatura garaikidea kritika genetikoaren argitan: Aresti, Sarrionandia, Saizarbitoria eta Atxagaren idazlanen sorkuntza prozesua aztergai” and he is a lecturer in the Department of Linguistics and Basque Studies at the EHU/UPV where he teaches Basque literature. Among his other publications are the anthological sample *Euskal narratiba garaikidea: katalogo bat* (Contemporary Basque narrative: A catalog; 2012), *Our Wars: Short Fiction on Basque Conflicts* (2012), *Nuestras guerras: relatos sobre los conflictos vascos* (2014) and various studies on children’s and young adult literature.

Grazia Berger, Studium der deutschen, englischen und vergleichenden Literaturwissenschaft in Basel und Leuven. Promotion an der Freien Universität Brüssel (VUB, 2006). Ab 2009 Dozentin für deutsche Literatur an der Université Saint-Louis, Brüssel. Vizepräsidentin des Belgischen Germanisten- und Deutschlehrerverbandes (= BGDV). Forschungsfelder: Rhetorik, deutsch-jüdische Literatur, Zeugnisliteratur, Literatur über Flucht, Vertreibung und Heimat. Jüngste Aufsätze: Berger, G.: Die deutsch-polnischen Beziehungen in Siegfried Lenz ‘Heimatmuseum’. In: Sanja Cimer, Stephanie Jug, Ana Keglević und Sonja Novak (Hrsg.): *Slawischdeutsche Begegnungen in Literatur, Sprache und Kultur 2017*, Hamburg: Verlag Dr. Kovacs 2019 (= Studien zur Germanistik, Bd. 79). Berger, G.: Unheimliche Heimatliebe und Heimatverlust bei Siegfried Lenz. Zum Versuch einer ethischen Standortbestimmung in der Erzählung ‚Schwierige Trauer‘ und im Roman ‚Heimatmuseum‘. In: *Unheimliche Heimaträume. Repräsentationen von Heimat in der deutschsprachigen Literatur seit 1918*. Hrsg. v. Garbiñe Iztueta, Mario Saalbach, Iraide Talavera, Carme Bescansa. Bern, Bruxelles e.a. 2019.

Carme Bescansa, Dr. phil., seit 2001 als Dozentin der Germanistik an der Universität des Baskenlandes (Spanien) tätig. Seit 2011 arbeitet sie zusammen mit KollegInnen der baskischen Universität an Projekten zum Themenkomplex der Heimat. Weitere Forschungsschwerpunkte: Spatial und Emotional Studies, Gender Studies, Memory Studies. Letzte Publikationen: “Unheimliche Heimaträume. Repräsentationen von Heimat in der deutschsprachigen Literatur seit 1918” (Hg. Bescansa/Saalbach/Talavera/Iztueta 2020), “Die Aktualität des Unheimlichen im gegenwärtigen Heimatdiskurs (K. Röggla Nachtsektion)” in “Unheimliche Heimaträume. . .” (s.o.); “Die Heterogenität im gegenwärtigen Heimatdiskurs. Am Beispiel von Das Ungeheuer (Terézia Mora)” in *Philologica Germanistica Pragensia* 2018.

Withold Bonner, 2005–2016 Lektor für Literatur und Kultur der deutschsprachigen Länder in der Fakultät für Informationstechnologie und Kommunikationswissenschaften der Universität Tampere (Finnland), Emeritierung September 2016. Dissertation 2001 unter dem Titel „Der Vogel mit dem bunteren Gefieder. Redevielfalt als Maskerade in der Prosa Brigitte Reimanns“. Seine Forschungsinteressen gelten der DDR-Literatur, Formen des Gedächtnisses, Konstruktionen von Heimat sowie transkultureller Literatur. Publikationen u.a. zu: „Mein Problem ist das Kontinuum: Heimat als dynamischer Gedächtnisraum bei Franz Fühmann“. In: Eigler, Kugele (Hrsg.): *Heimat: At the Intersection of Memory and Space* (2012); „Haymatlos im kulturellen Gedächtnis: Serenade für Nadja von Zülfü Livanelli und Seltsame Sterne starren zur Erde von Emine Sevgi Özdamar“. In: *GegenwartsLiteratur*. Nr. 15 (2016); „Von Utopie zu Dystopie. Eisenbahnreisen in der Sowjetunion in Texten aus der DDR“. In: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik*, 7. Jg., H. 2 (2016).

Sabine Egger (Studium der Germanistik, Anglistik und VWL in Köln, Cork und Galway; Promotion an der Humboldt-Universität Berlin) lehrt German Studies an der Universität Limerick, MIC, und ist Joint Director des Irish Centre for Transnational Studies (ICTS). Forschungsschwerpunkte: Literatur des 20. und 21. Jahrhunderts, Spatial Turn (u.a. Bewegungsformen), Europabilder, Erinnerungsdiskurse und Gedächtnis nach 1945 und 1989, Migration, Inter-/Transkulturalität, Intermedialität. Mitherausgeberin der *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* (2016/2) zum Thema „Transiträume“. Buchpublikationen umfassen u.a. *Sarmatien – Germania Slavica – Mitteleuropa* (Hrsg., mit S. Hajduk & B. C. Jung, 2021); *Dance and Modernism* (Hrsg., mit C. E. Foley & M. M. Harper, 2019); *Polish-Irish Encounters in the New and Old Europe* (Hrsg., mit J. McDonagh, 2011). Sie ist die Autorin von *Dialog mit dem Fremden: Erinnerung an den „europäischen Osten“ in der Lyrik Johannes Bobrowskis* (2009) und Senior Editorial Advisor des 2015 erschienenen Bands zu *Bobrowski in Twentieth Century Criticism*, Columbia, S.C.

Anna-Lena Eick, studierte an der Universität Augsburg Vergleichende Literaturwissenschaft (Bachelor of Arts) und Internationale Literatur (Master of Arts) sowie an der Université Charles de Gaulle (Lille) und der Université de Lorraine (Nancy) Philosophie, Französische Literatur- und Kulturwissenschaften. Seit Oktober 2016 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Augsburg (Lehrstuhl von Prof. Günter Butzer) tätig und arbeitet an ihrem Promotionsprojekt, das sich mit Phänomenen der Visualität in der literarischen Geschichtsschreibung auseinandersetzt. Weitere persönliche Interessensgebiete und Schwerpunkte ihrer Lehre sind in der kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorie, den Identitätskonstruktionen in Erzähltexten, in der Visualitäts- und Bildtheorie sowie in Ansätzen zur transmedialen Erzähltheorie zu situieren.

Daria A. Eismann machte ihr Diplom zur Wirtschaftsromanistin an der Justus-Liebig-Universität Gießen, mit den Schwerpunkten Betriebswirtschaft und Hispanistik. Ihre Abschlussarbeit trug den Titel „Euskadi Ta Askatasuna: Baskisch-nationalistische Ideologie und die (Re-)Konstruktion der Geschichte in der baskischen Gegenwartsliteratur“. Derzeit schreibt sie ihre Doktorarbeit als Cotutelle-Projekt an der Universität Konstanz in Kooperation mit der Universität des Baskenlandes (UPV/EHU). Zentrum ihrer Forschung bildet die Darstellung von Erinnerung und Emotionen in Bezug auf den baskisch-spanischen Konflikt in zeitgenössischen iberischen Literaturen. Zu ihren Hauptinteressen gehören Emotions- und Gedächtnisforschung, Minderheitensprachen und nationalistische Bewegungen in Spanien. Sie ist außerdem praktizierende Übersetzerin mehrerer Sprachen, darunter Deutsch, Englisch, Polnisch und Spanisch.

Amaia Elizalde obtained her degrees in Spanish Philology (2011) and Basque Philology (2012) at the University of the Basque Country (EHU/UPV). She undertook part of her studies abroad at the UNAM (Mexico DF) and UPPA (Pau) and she holds a MA in Research on Basque Studies from the Université Bordeaux-Montaigne (UBM). She obtained her PhD at the universities EHU/UPV and UBM with a thesis that focused on the Basque cultural and literary revitalization and renewal that took place during the 50's and 60's, particularly on the literary modernity and reception of the novel *Haur besoetako* [The goddaughter] (1959–1970) written by the Basque parisian-born writer Jon Mirande. Currently she teaches at the EHU/UPV and her main lines of research are in the area of basque literature, comparative literature, censorship studies and memory studies.

Ana Gandara holds an MA on Teacher Training for Compulsory Secondary Education, Upper Secondary Education, Vocational Training and Foreign Language Teaching and a PhD in Comparative Literature and Literary Studies from the University of the Basque Country (UPV/EHU), obtained with the thesis “The reconversion of the Basque cultural heritage between 1960–1990 as the basis of the contemporary Basque Cultural System. Symbolic forms and resources”. She currently teaches at the University of the Basque Country. Since 2013 she has been cooperating with the Mikel Laboa Chair, being awarded for a monographic investigation (2013) and a PhD Fellowship (2014). She has published about the Basque oral heritage and its adaptation, the Basque cultural phenomenon between 1960–1990, the Basque Literary System and its development and the contribution of specific artists about the tradition. She is currently focused on memory studies, censorship and communication skills.

Garbiñe Iztueta ist seit 1998 Dozentin im Germanistischen Institut der Universität des Baskenlandes und seit 2017 Direktorin für die Förderung der baskischen Sprache am Baskischen Institut Etxepare. Unter ihren

Forschungsschwerpunkten sind der Schelmenroman im 20. Jahrhundert und Gedächtnis und Körperfiguration in der Nachwendeliteratur zu nennen. Seit 2012 liegt ihr Schwerpunkt auf Herta Müllers Narrative in Bezug auf Körper- und Raumfigurationen und auf den Themen Heimat und Gedächtnis in der neuen Literatur in Zusammenhang mit den methodologischen Ansätzen „Spatial Turn“ und „Emotional Turn“. Neuere Publikationen umfassen die Bände *Raum-Gefühl-Heimat: Literarische Repräsentationen nach 1945* (2017) und *Unheimliche Heimaträume* (2020) in Mitherausgeberschaft mit Saalbach, Bescansa und Talavera, sowie die Artikel „Die Wassermetaphorik als Grenzraumgestaltung in Uwe Tellkamps ‘Der Turm’“, in *Sarmatien – Germania – Mitteleuropa* (2020), Hrsg. Egger/Hajduk/Jung und “Embodying the memory of the silenced dead in Herta Müller’s *Herztier* and *Atemschaukel*”, in *Quaderns de filologia, estudios literaris* (2019).

Dr. Isabella Leibrandt ist Dozentin für deutsche Sprache und Literatur an der Universidad de Navarra. Ihr Forschungsschwerpunkt ist weitgehend die Literatur- und Fremdsprachendidaktik, umfasst dabei auch die Emotions- und Identitätsforschung, Migrationsliteratur, postmoderne Literatur als auch das literarisch ästhetische Lernen. Sie hat an folgenden Forschungsprojekten teilgenommen: Emotionale Kultur und Identität (Teilprojekt: Narrative Emotionen), Literarische Narrative und pädagogische Diskurse sowie MYHE- Mythmaking und Heldenforschung. Sie hat folgende Ganzschriften veröffentlicht: *La formación estético emocional a través de la literatura*. Granada, Comares, 2016. *Las herramientas electrónicas en la didáctica de la literatura*. Pamplona, EUNSA, 2008. Sie hat zweimal den spanischen Germanistenkongress FAGE mitorganisiert und ist Mitglied des wissenschaftlichen Komitees der internationalen Organisation *Red de Investigación de Nuevas Tendencias en Humanidades*.

Mari Jose Olaziregi holds a PhD in Basque literature. She is an Associate Professor at the University of the Basque Country (Vitoria – Gasteiz, Spain), and between 2007 – 2009 Assistant Professor at the Center for Basque Studies (University of Nevada, Reno). She has been a Visiting Professor at universities like the University of Konstanz (2010), the University of Chicago (2016) or the City University of New York (2014 and 2015) She holds a MA on the Promotion of Reading Habits from the Ramon Llull University (Barcelona), and a MA in Studies in Fiction at the University of East Anglia (UK). She is the author of seven books on Basque literature, 50 book – chapters, 10 edited books, and 70 articles in international journals. Among them *Euskal eleberriarren historia* (History of the Basque Novel, 2001), *Waking the Hedgehog*. The Literary Universe of Bernardo Atxaga, (2005), *Six Basque Poets* (2007), *Writers in Between Languages. Minority Literatures in the Global Scene* (2009), and *Basque Literary History* (2012). At present, she is the director of the

“Historical Memory and Iberian Literature” (MHLL) Consolidated Research Group (UPV – EHU University of the Basque Country).

Beñat Sarasola obtained a graduate degree in Philosophy (University of the Basque Country 2006) and in Literary Theory and Comparative Literature (Universitat Barcelona, UB, 2008). He completed the MA “Construcción y Representación de Identidades Culturales” (UB, 2010) and a postgraduate degree on Contemporary art (Universitat Autònoma de Barcelona, UAB, 2008). He holds a PhD (UB, 2014) in aesthetics, obtained with the thesis “El Segundo Modernismo: la dialéctica de la modernidad y la posmodernidad desde la Escuela de Frankfurt hasta la actualidad”, which received the PhD Extraordinary Award. He completed research stages in the Samuel Beckett Foundation of the University of Reading and in the University of Columbia (NYC). He published the monography *Bainaren belaunaldia: Ustela, Pott eta Oh! Euzkadi*, where he analyzes the Basque literary journals in the 70’s and 80’s. Currently, he is assistant professor at the Faculty of Anthropology, Education and Philosophy of the University of the Basque Country (EHU/UPV).

Gesa Singer studierte Germanistik und Pädagogik (Magister) an der Georg-August-Universität Göttingen, promovierte an der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg, unterrichtet DaF seit 2001 und war 2007–2011 DAAD-Lektorin an der Aristoteles Universität Thessaloniki. WS 2015/16–WS 2016/17 war sie Akademische Rätin an der Abteilung für Germanistik der Europa Universität Flensburg. Sie war Dozentin am Institut für Interkulturelle Kommunikation Göttingen und arbeitet am Habilitationsprojekt zur Interkulturellen Literaturdidaktik. Sie ist Senior Lecturer und Abteilungsleiterin der German Section, School of Languages and Literatures, UCT University of Cape Town, Südafrika. Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, Didaktik von Deutsch als Fremdsprache, Interkulturelle Germanistik (Schwerpunkte: Reise, Exil, Migration).

Iraide Talavera Burgos machte ihren Bachelor-Abschluss in Anglistik an der Universität Deusto (Jahrgang 2009) und erhielt 2013 den Master in „Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft“ an der Universität des Baskenlandes. Während ihres Studiums verblieb sie im Hochschuljahr 2007/08 an der Julius-Maximilians-Universität (Würzburg). Sie hat inzwischen unter der Betreuung von Prof. Dr. Mario Saalbach Erdmann ihre Doktorarbeit über die autobiographischen Aspekte der weiblichen Kinder- und Jugendliteratur in Spanien, Deutschland und Großbritannien abgeschlossen und wird sie demnächst verteidigen. Seit 2018 arbeitet sie als Dozentin der Anglistik an der Universität des Baskenlandes (Spanien).

Jahrbuch für Internationale Germanistik
Reihe A - Gesammelte Abhandlungen und Beiträge

- Band 1 Victor Lange und Hans-Gert Roloff (Hg.): Akten des IV. Internationalen Germanisten-Kongresses 1970 in Princeton. Dichtung Sprache Gesellschaft. 1971.
- Band 2,1 Leonard Forster und Hans-Gert Roloff (Hg.): Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses, Cambridge 1975. Heft 1. 1976.
- Band 2,2 Leonard Forster und Hans-Gert Roloff (Hg.): Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses, Cambridge 1975. Heft 2. 1976.
- Band 2,3 Leonard Forster und Hans-Gert Roloff (Hg.): Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses, Cambridge 1975. Heft 3. 1976.
- Band 2,4 Leonard Forster und Hans-Gert Roloff (Hg.): Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses, Cambridge 1975. Heft 4. 1976.
- Band 3 Wolfgang Elfe, James Hardin und Günther Holst (Hg.): Deutsches Exildrama und Exiltheater. Akten des Exilliteratur-Symposiums der University of South Carolina 1976. 1977.
- Band 4 Louis Hay und Winfried Woesler: Die Nachlassedition / La publication de manuscrits inédits. Akten des vom Centre National de la Recherche Scientifique und der Deutschen Forschungsgemeinschaft veranstalteten französisch-deutschen Editorenkolloquiums, Paris 1977. 1979.
- Band 5 Wolfgang Elfe, James Hardin und Günther Holst (Hg.): Deutsche Exilliteratur – Literatur im Dritten Reich. Akten des II. Exilliteratur-Symposiums der University of South Carolina. 1979.
- Band 6 Richard Thieberger (Hg.): Hermann Broch und seine Zeit. Akten des Internationalen Broch-Symposiums, Nice 1979. 1980.
- Band 7 Marie-Louise Roth, Renate Schröder-Werle und Hans Zeller (Hg.): Nachlass- und Editionsprobleme bei modernen Schriftstellern. Beiträge zu den Internationalen Robert-Musil-Symposien; Brüssel 1976 und Saarbrücken 1977. 1981.
- Band 8,1 Heinz Rupp und Hans-Gert Roloff (Hg.): Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses, Basel 1980. Teil 1. 1981.
- Band 8,2 Heinz Rupp und Hans-Gert Roloff (Hg.): Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses, Basel 1980. Teil 2. 1980.
- Band 8,3 Heinz Rupp und Hans-Gert Roloff (Hg.): Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses, Basel 1980. Teil 3. 1980.
- Band 8,4 Heinz Rupp und Hans-Gert Roloff (Hg.): Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses, Basel 1980. Teil 4. 1980.
- Band 9 Hans-Gert Roloff (Hg.): Werkstattgespräch «Berliner Ausgaben». 1981.
- Band 10 Wolfgang Elfe, James Hardin und Günther Holst (Hg.): Deutsche Exilliteratur – Literatur der Nachkriegszeit. Akten des III. Exilliteratur-Symposiums der University of South Carolina. 1981.
- Band 11 Louis Hay und Winfried Woesler (Hg.): Edition und Interpretation / Edition et interprétation des Manuscrits Littéraires. Akten des mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Centre National de la Recherche Scientifique veranstalteten deutschfranzösischen Editorenkolloquiums, Berlin 1979. 1981.

- Band 12 Joseph P. Strelka (Hg.): Internationales Georg Trakl-Symposium; Albany, N.Y. 1983. 1984.
- Band 13 Giuseppe Farese (Hg.): Akten des Internationalen Symposiums «Arthur Schnitzler und seine Zeit». 1985.
- Band 14 Werner Stauffacher (Hg.): Internationale Alfred Döblin-Kolloquien 1980–1983; Basel 1980, New York 1981, Freiburg i.Br. 1983. 1986.
- Band 15 Jean-Marie Valentin (Hg.): Volk – Volksstück – Volkstheater im deutschen Sprachraum des 18.–20. Jahrhunderts. Akten des mit Unterstützung des Centre National de la Recherche Scientifique veranstalteten Kolloquiums; Nancy, 12.–13. November 1982. 1986.
- Band 16 Jean-Marie Valentin (Hg.): Jacob Balse und seine Zeit. Akten des Ensisheimer Kolloquiums, 15.–16. Oktober 1982. 1986.
- Band 17 Luc Lamberechts und Jaak De Vos (Hg.): Jenseits der Gleichnisse – Kafka und sein Werk. Akten des Internationalen Kafka-Kolloquiums, Gent 1983. 1986.
- Band 18 Roger Bauer (Hg.): Der theatralische Neoklassizismus um 1800 – Ein europäisches Phänomen? 1986.
- Band 19 Michael Werner und Winfried Woesler (Hg.): Edition et Manuscrits / Probleme der Prosa-Edition. Akten des vom Centre National de la Recherche Scientifique und der Deutschen Forschungsgemeinschaft veranstalteten französisch-deutschen Editorenkolloquiums, Paris 1983. 1987.
- Band 20 Joseph P. Strelka (Hg.): Psalm und Hawdalah – Zum Werk Paul Celans. Akten des Internationalen Paul Celan-Kolloquiums, New York 1985. 1987.
- Band 21 Chaim Shoham und Bernd Witte (Hg.): Datum und Zitat bei Paul Celan. Akten des Internationalen Paul Celan-Kolloquiums, Haifa 1986. 1987.
- Band 22 Roger Bauer (Hg.): Das Shakespeare-Bild in Europa zwischen Aufklärung und Romantik. 1988.
- Band 23 Alfred Ebenbauer, Fritz Peter Knapp und Anton Schwob (Hg.): Die mittelalterliche Literatur in der Steiermark. Akten des Internationalen Symposions, Schloß Seggau bei Leibnitz 1984. 1988.
- Band 24 Werner Stauffacher (Hg.): Internationale Alfred Döblin-Kolloquien 1984–1985; Marbach a.N. 1984, Berlin 1985. 1988.
- Band 25 David Midgley, Hans-Harald Müller und Geoffrey Davis (Hg.): Arnold Zweig – Poetik, Judentum und Politik. Akten des Internationalen Arnold Zweig-Symposiums aus Anlaß des 100. Geburtstags, Cambridge 1987. 1989.
- Band 26 Manfred Schmeling (Hg.): Funktion und Funktionswandel der Literatur im Geistes- und Gesellschaftsleben. Akten des Internationalen Symposiums, Saarbrücken 1987. 1989.
- Band 27 Roger Bauer (Hg.): Inevitabilis Vis Fatorum. Der Triumph des Schicksalsdramas auf der europäischen Bühne um 1800. 269 S. 1990.
- Band 28 Werner Stauffacher (Hg.): Internationales Alfred Döblin-Kolloquium, Lausanne 1987. 188 S. 1991
- Band 29 Bjorn Ekmann, Hubert Hauser und Wolf Wucherpennig (Hg.): Fremdheit Entfremdung Verfremdung. Akten des Internationalen Interdisziplinären Symposiums; Kopenhagen, März 1990. 187 S. 1992.

- Band 30 Horst Turk und Jean-Marie Valentin (Hg.): Konvention und Konventionsbruch. Wechselwirkung deutscher und französischer Dramatik, 17.–20. Jahrhundert. 246 S. 1992.
- Band 31 Peter Engel und Hans-Harald Müller (Hg.): Ernst Weiß – Seelenanalytiker und Erzähler von europäischem Rang. Beiträge zum Ersten Internationalen Ernst-Weiß-Symposium aus Anlass des 50. Todestages, Hamburg 1990. 312 S. 1992.
- Band 32 David Midgley, Hans-Harald Müller und Luc Lamberechts (Hg.): Arnold Zweig – Psyche, Politik und Literatur. Akten des II. Internationalen Arnold-Zweig-Symposiums, Gent 1991. 246 S. 1993.
- Band 33 Werner Stauffacher (Hg.): Internationale Alfred Döblin-Kolloquien; Münster 1989, Marbach a.N. 1991. 369 S. 1993.
- Band 34 Michel Grunewald (Hg.): Die deutsche Literaturkritik im europäischen Exil (1933–1940). VI + 238 S. 1993.
- Band 35 Werner Jung (Hg.): Diskursüberschneidungen – Georg Lukács und andere. Akten des Internationalen Georg-Lukács-Symposiums «Perspektiven der Forschung», Essen 1989. 165 S. 1993.
- Band 36 Jean-Marie Valentin (Hg.): Ludwig Hohl (1904–1980). Akten des Pariser Kolloquiums / Actes du Colloque de Paris, 14.–16. Januar 1993. 184 S. 1994.
- Band 37 Peter Behnke und Hans-Gert Roloff (Hg.): Christian Weise: Dichter – Gelehrter – Pädagoge. Beiträge zum ersten Christian-Weise-Symposium aus Anlass des 350. Geburtstages, Zittau 1992. 373 S. 1994.
- Band 38 Klaus Barckow und Walter Delabar (Hg.): Neue Informations- und Speichermedien in der Germanistik. Zu den Perspektiven der EDV als Informationsträger für die literaturwissenschaftliche Forschung. 180 S. 1994.
- Band 39 Arthur Tilo Alt, Julia Bernhard, Hans-Harald Müller und Deborah Vietor-Engländer (Hg.): Arnold Zweig: Berlin – Haifa – Berlin; Perspektiven des Gesamtwerks. Akten des III. Internationalen Arnold-Zweig-Symposiums, Berlin 1993. 235 S. 1995.
- Band 40 Horst Turk und Jean-Marie Valentin (Hg.): Aspekte des Politischen Theaters und Dramas von Calderón bis Georg Seidel. Deutsch-französische Perspektiven. 451 S. 1996.
- Band 41 Michel Grunewald (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium, Paris 1993. VI + 250 S. 1995.
- Band 42 Jean-Daniel Krebs (Hg.): Die Affekte und ihre Repräsentation in der deutschen Literatur der Frühen Neuzeit. 284 S. 1996.
- Band 43 Gabriele Sander (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium, Leiden 1995. 284 S. 1997.
- Band 44 Gerald Stieg und Jean-Marie Valentin (Hg.): «Ein Dichter braucht Ahnen» – Elias Canetti und die europäische Tradition. Akten des Pariser Symposiums / Actes du Colloque de Paris, 16.–18. November 1995. 314 S. 1997.
- Band 45 Christiane Caemmerer, Walter Delabar und Marion Schulz (Hg.): Die totale Erinnerung. Sicherung und Zerstörung kulturhistorischer Vergangenheit und Gegenwart in den modernen Industriegesellschaften. 169 S. 1997.
- Band 46 Ira Lorf und Gabriele Sander (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium, Leipzig 1997. 230 S. 1999.

- Band 47 Gilbert Merlio und Nicole Pelletier (Hg.): Munich 1900 site de la modernité / München 1900 als Ort der Moderne. 289 S. 1998.
- Band 48 Anil Bhatti und Horst Turk (Hg.): Reisen, Entdecken, Utopien. Untersuchungen zum Alteritätsdiskurs im Kontext von Kolonialismus und Kulturkritik. 121 S. 1998.
- Band 49 Arthur Tilo Alt und Julia Bernhard (Hg.): Arnold Zweig – Sein Werk im Kontext der deutschsprachigen Exilliteratur. Akten des IV. Internationalen Arnold-Zweig-Symposiums; Durham, N.C. 1996. 261 S. 1999.
- Band 50 Knut Kiesant (Hg.): Die Ordnung der Gewitter. Positionen und Perspektiven in der internationalen Rezeption Peter Huchels. Akten der Peter-Huchel-Konferenz, Potsdam 1996. 202 S. 1999.
- Band 51 Torsten Hahn (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium, Bergamo 1999, 314 S. 2002.
- Band 52 Anton Schwob, András Vizkelety (Hg.), unter Mitarbeit von Andrea Hofmeister-Winter: Entstehung und Typen mittelalterlicher Lyrikhandschriften. Akten des Grazer Symposiums, 13.–17. Oktober 1999. 328 S. 2001.
- Band 53 bis Band 64:
 Peter Wiesinger (Hg.), unter Mitarbeit von Hans Derkits: Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert».
- Band 53 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 1: Grußworte und Eröffnungsvorträge – Plenarvorträge – Diskussionsforen – Berichte. 180 S. 2002.
- Band 54 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 2: Entwicklungstendenzen der deutschen Gegenwartssprache – Lexikologie und Lexikographie. 399 S. 2002.
- Band 55 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 3: Aufgaben einer zukünftigen Sprachgeschichtsforschung – Gesprochene Sprache in regionaler und sozialer Differenzierung – Sprache in der Öffentlichkeit. 443 S. 2002.
- Band 56 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 4: Lehr- und Lernprozesse des Deutschen als Fremdsprache in kognitiver Perspektive – Sozial-kulturelle Aspekte des Deutsch-als-Fremdsprache-Unterrichts. 319 S. 2002.
- Band 57 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 5: Mediävistik und Kulturwissenschaften – Mediävistik und Neue Philologie. 361 S. 2002.
- Band 58 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 6: Epochenbegriffe: Grenzen und Möglichkeiten – Aufklärung / Klassik / Romantik – Die Wiener Moderne. 524 S. 2002.

- Band 59 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 7: Gegenwartsliteratur – Deutschsprachige Literatur in nichtdeutschsprachigen Kulturzusammenhängen. 384 S. 2002.
- Band 60 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 8: Kanon und Kanonisierung als Probleme der Literaturgeschichtsschreibung – Interpretation und Interpretationsmethoden. 361 S. 2003.
- Band 61 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 9: Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft – Interkulturalität und Alterität / Interdisziplinarität und Medialität / Konzeptionalisierung und Mythographie. 390 S. 2003.
- Band 62 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 10: Geschlechterforschung und Literaturwissenschaft – Literatur und Psychologie – Medien und Literatur. 425 S. 2003.
- Band 63 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 11: Übersetzung und Literaturwissenschaft – Aktuelle und allgemeine Fragen der germanistischen Wissenschaftsgeschichte. 339 S. 2003.
- Band 64 Peter Wiesinger (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. «Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert». Band 12: Niederländische Sprach- und Literaturwissenschaft im europäischen Kontext – Der skandinavische Norden: Sprache, Literatur und Kultur. 213 S. 2002.
- Band 65 Julia Bernhard, Joachim Schlör (Hg.): Deutscher, Jude, Europäer im 20. Jahrhundert. Arnold Zweig und das Judentum. Akten des V. Internationalen Arnold-Zweig-Symposiums, Potsdam 1999. 267 S. 2004.
- Band 66 Michael Scheffel (Hg.): Erschriebene Natur. Internationale Perspektiven auf Texte des 18. Jahrhunderts. 333 S. 2001.
- Band 67 Franz Simmler (Hg.): Textsorten deutscher Prosa vom 12./13. bis 18. Jahrhundert und ihre Merkmale. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin, 20. bis 22. September 1999. 662 S. 2002.
- Band 68 Peter Pabisch (Hg.): Mit Goethe Schule machen? Akten zum Internationalen Goethe-Symposium, Griechenland–Neumexiko–Deutschland 1999. 205 S. 2002.
- Band 69 Hartmut Eggert, Gabriele Prauß (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium, Berlin 2001. 320 S. 2003.
- Band 70 Ferdinand van Ingen, Hans-Gert Roloff (Hg.): Johann Beer. Schriftsteller, Komponist und Hofbeamter, 1655–1700. Kongressakten des Internationalen Beer-Symposiums in Weißenfels (3.–8. Oktober 2000). 642 S. 2003.

- Band 71 Anton Schwob, Karin Kranich-Hofbauer (Hg.): Zisterziensisches Schreiben im Mittelalter – Das Skriptorium der Reiner Mönche. Beiträge der Internationalen Tagung im Zisterzienserstift Rein, Mai 2003. 450 S. 2005.
- Band 72 Peter Pabisch (Hg.): Patentlösung oder Zankapfel? «German Studies» für den internationalen Bereich als Alternative zur Germanistik – Beispiele aus Amerika. 384 S. 2005.
- Band 73 Ralf Georg Czapla, Ulrike Rembold (Hg.): Gotteswort und Menschenrede. Die Bibel im Dialog mit Wissenschaften, Künsten und Medien. 417 S. 2006.
- Band 74 Claus Zittel, Marian Holona (Hg.): Positionen der Jelinek-Forschung. Beiträge zur Polnisch-Deutschen Elfriede Jelinek-Konferenz, Olsztyn 2005. 336 S. 2008.
- Band 75 Christine Maillart, Monique Mombert (Hg.): Internationales Alfred-Döbblin-Kolloquium. Strasbourg 2003. 258 S. 2006.
- Band 76 Daniel Azuélos (Hg./Ed.): Lion Feuchtwanger und die deutschsprachigen Emigranten in Frankreich von 1933 bis 1941 / Lion Feuchtwanger et les exilés de langue allemande en France de 1933 à 1941. 537 S. 2006.
- Band 77 bis Band 88
Jean-Marie Valentin (Hg.): Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen».
- Band 77 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Jean-François Candoni: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 1: Ansprachen – Plenarvorträge – Podiumsdiskussionen – Berichte. 232 S. 2007.
- Band 78 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Konrad Harrer: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 2: Jiddische Sprache und Literatur in Geschichte und Gegenwart – Niederlandistik zwischen Wissenschaft und Praxisbezug – Alteritätsdiskurse in Sprache, Literatur und Kultur der skandinavischen Länder. 325 S. 2007.
- Band 79 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Marielle Silhouette: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 3: Deutsch lehren und lernen im nicht-deutschsprachigen Kontext – Übersetzen im Kulturkonflikt. 318 S. 2007.
- Band 80 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Hélène Vinckel: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 4: Empirische Grundlagen moderner Grammatikforschung – Integrative Zugriffe auf Phänomene des Sprachwandels – Lexik und Lexikologie: sprachpolitische Einstellungen und Konflikte – Sprache und Diskurs in den neuen Medien. 390 S. 2008.
- Band 81 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Laure Gauthier: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 5: Kulturwissenschaft vs. Philologie? – Wissenschaftskulturen: Kontraste, Konflikte, Synergien – Editionsphilologie: Projekte, Tendenzen und Konflikte. 409 S. 2008.

- Band 82 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Stéphane Pesnel: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 6: Migrations-, Emigrations- und Remigrationskulturen – Multikulturalität in der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur. 386 S. 2007.
- Band 83 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Ronald Perlwitz: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 7: Bild, Rede, Schrift – Kleriker, Adel, Stadt und außerchristliche Kulturen in der Vormoderne – Wissenschaften und Literatur seit der Renaissance. 452 S. 2008.
- Band 84 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Stéphane Pesnel: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 8: Universal-, Global- und Nationalkulturen – Nationalliteratur und Weltliteratur. 322 S. 2007.
- Band 85 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Elisabeth Rothmund: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 9: Divergente Kulturräume in der Literatur – Kulturkonflikte in der Reiseliteratur. 411 S. 2007.
- Band 86 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Brigitte Scherbacher-Posé: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 10: Geschlechterdifferenzen als Kulturkonflikte – Regiekunst und Development-Theatre – Streiten im Lichte der linguistischen und literaturwissenschaftlichen Dialogforschung – Deutsche Sprache und Literatur nach der Wende. 486 S. 2007.
- Band 87 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Laure Gauthier: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 11: Klassiken, Klassizismen, Klassizität – Kulturmetropole Paris im Zeichen der Moderne – Der Streit um die literarische Moderne. 399 S. 2008.
- Band 88 Jean-Marie Valentin (Hg.) unter Mitarbeit von Jean-François Candoni: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. «Germanistik im Konflikt der Kulturen». Band 12: Europadiskurse in der deutschen Literatur und Literaturwissenschaft – Deutsch-jüdische Kulturdialoge/-konflikte. 384 S. 2007.
- Band 89 Rüdiger Görner (Hg.): Mozart – eine Herausforderung für Literatur und Denken / Mozart – A Challenge for Literature and Thought. 360 S. 2007.
- Band 90 Yvonne Wolf (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Mainz 2005. 338 S. 2007.
- Band 91 Magali Laure Nieradka (Hg.): Wendepunkte – Tournants. Beiträge zur Klausmann-Tagung aus Anlass seines 100. Geburtstages, Sanary-sur-Mer 2006. 165 S. 2008.
- Band 92 Ralf Georg Czapla, Anna Fattori (Hg.): Die verewigte Stadt. Rom in der deutschsprachigen Literatur nach 1945. 386 S. 2008.
- Band 93 Winfried Woesler, Srđan Bogosavljević (Hg.): Die deutsche Ballade im 20. Jahrhundert. 231 S. 2009.

- Band 94 Steven D. Martinson, Renate A. Schulz (Hg.): Transcultural German Studies / Deutsch als Fremdsprache. Building Bridges / Brücken bauen. 387 S. 2008.
- Band 95 Sabina Becker, Robert Krause (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Emmendingen 2007. ‚Tatsachenphantasie‘. Alfred Döblins Poetik des Wissens im Kontext der Moderne. 330 S. 2008.
- Band 96 Jean Schillinger (Hg.): Der Narr in der deutschen Literatur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Kolloquium in Nancy (13.–14. März 2008). 327 S. 2009.
- Band 97 Ursula Kocher, Shaswati Mazumdar, Anil Bhatti (Hg.): Indien im Blick. Kulturelle Spiegelungen im Zeitalter der Globalisierung. In Vorbereitung.
- Band 98 Falco Pfalzgraf, Felicity Rash (Hg.): Anglo-German Linguistic Relations. 173 S. 2008.
- Band 99 Mirosława Czarnecka, Thomas Borgstedt & Tomasz Jabłęcki (Hg.): Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster. V. Jahrestag der Internationalen Andreas Gryphius Gesellschaft Wrocław, 8. bis 11. Oktober 2008, 490 S. 2010.
- Band 100 Peter Pabisch, Wolfgang Greisenegger (Hg.): Von Eierschwammerlhöhen zur D. H. Lawrence-Ranch. Österreichisches Literaturgeschehen in den Rockies? Eine Begegnung. 263 S. 2010.
- Band 101 Ralf Georg Bogner (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Saarbrücken 2009. Im Banne von Verdun. Literatur und Publizistik im deutschen Südwesten zum Ersten Weltkrieg von Alfred Döblin und seinen Zeitgenossen. 428 S. 2010.
- Band 102 Mirosława Czarnecka, Christa Ebert & Grażyna Barbara Szewczyk: Der weibliche Blick auf den Orient. Reisebeschreibungen europäischer Frauen im Vergleich. 298 S. 2011.
- Band 103 Gerhard Bauer, Kai Budde, Wilhelm Kreutz & Patrick Schäfer (Hg.); im Auftrag der Academia Domitor – Studienforum Johann Jakob Hemmer e.V.: „Di Fernunft Siget.“ Der kurpfälzische Universalgelehrte Johann Jakob Hemmer (1733-1790) und sein Werk. 265 S. 2010.
- Band 104 Franz Simmler, Claudia Wich-Reif (Hg.): Geschichte der Gesamtsatzstrukturen vom Althochdeutschen bis zum Frühneuhochdeutschen. 375 S. 2011.
- Band 105 Patrizia Lendinara, Fabrizio D. Raschellà und Michael Dallapiazza (Hg.): Saggi in onore di Piergiuseppe Scardigli. 291 S. 2011.
- Band 106 Rüdiger Görner und Isabel Wagner (Hg.): Wolfgang Hildesheimer und England. 199 S. 2012.
- Band 107 Stefan Keppler-Tasaki (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Berlin 2011. Massen und Medien bei Alfred Döblin. 495 S. 2014.
- Band 108 Carlotta von Maltzan (Hg.): Magie und Sprache. 315 S. 2012.
- Band 109 Alfred Noe / Hans-Gert Roloff (Hg.): Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750). Beiträge zur ersten Arbeitstagung in Eisenstadt (März 2011). 466 S. 2012.
- Band 110 Misia Sophia Doms, Bernhard Walcher (Hg.): Periodische Erziehung des Menschengeschlechts. Moralische Wochenschriften im deutschsprachigen Raum. 487 S. 2012.

- Band 111 Sibylle Schönborn (Hg.): Exzentrische Moderne. Max Herrmann-Neiße (1886-1941). Internationale Tagung in Düsseldorf (1.–3. Dezember 2011). 284 S. 2013.
- Band 112 Steffen Höhne, Jacques Lajarrige, Dorle Merchiers (Hg.): La littérature peut-elle rendre témoignage... ? Aspects poétologiques et politiques dans l'œuvre de Herta Müller / Kann Literatur Zeuge sein ? Poetologische und politische Aspekte in Herta Müllers Werk. 407 S. 2014.
- Band 113 Federica Masiero (Hg.): Mittlere Deutsche Literatur und Italien. Beiträge zu Ehren von Emilio Bonfatti. 408 S. 2013.
- Band 114 Michael Dallapiazza, Annette Simonis (Hg.): Dante deutsch. Die deutsche Dante-Rezeption im 20. Jahrhundert in Literatur, Philosophie, Künsten und Medien. 163 S. 2013.
- Band 115 Ursula Paintner, Claus Zittel (Hg.): Carl Sternheim: Revolution der Sprache in Drama und Erzählwerk. Beiträge zur Polnisch-Deutschen Carl Sternheim-Tagung (Olsztyn, Dezember 2009). 246 S. 2013.
- Band 116 Alfred Noe, Hans-Gert Roloff: Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750) II. Beiträge zur zweiten Arbeitstagung in Haldensleben (Mai 2013). 515 S. 2014.
- Band 117 Christian Klein, Falko Schnicke (Hg.): Legitimationsmechanismen des Biographischen. Kontexte – Akteure – Techniken – Grenzen. 384 S. 2016.
- Band 118 Martin Anton Müller, Claus Pias und Gottfried Schnödl (Hg.): Hermann Bahr: Österreichischer Kritiker europäischer Avantgarden. 214 S. 2014.
- Band 119 Marielle Silhouette, Jean-Louis Besson, Ségolène Le Men, Peter W. Marx, Clara Royer (Hrsg.): Max Reinhardt. L'art et la technique à la conquête de l'espace – Kunst und Technik zur Eroberung des Raumes. 553 S. 2017.
- Band 120 Peter Hvilshøj Andersen-Vinilandicus, Barbara Lafond-Kettlitz, (Hg.): Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750) III. Beiträge zur dritten Arbeitstagung in Wissembourg / Weißenburg (März 2014). 452 S. 2015.
- Band 121 Marion Brandt, Grażyna Kwiecińska (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Warschau 2013. Interkulturelle Aspekte im Schaffen Alfred Döblins. 288 S. 2015.
- Band 122 Marco Castellari, Alessandro Costazza (Hg.): Büchner-Rezeptionen – interkulturell und intermedial. 327 S. 2015.
- Band 123 Sandra Abderhalden, Michael Dallapiazza, Lorenzo Macharis und Annette Simonis (Hg.): Schöne Kunst und reiche Tafel: über die Bilder der Speisen in Literatur und Kunst. Beiträge der Tagungen Gießen (11./12. Oktober 2014) und Urbino (14./15. Oktober 2014) / Belle arti e buona tavola: sul significato delle pietanze nell'arte e nella letteratura. Atti dei convegni di Gießen (11/12 ottobre 2014) e Urbino (14/15 ottobre 2014). 419 S. 2015.
- Band 124 Anna Gajdis & Monika Mańczyk-Krygiel (Hg.): Der imaginierte Ort, der (un)bekannte Ort. Zur Darstellung des Raumes in der Literatur. 370 S. 2016.
- Band 125 Barbara Beßlich und Ekkehard Felder (Hg.) unter Mitarbeit von Anna Mattfeldt und Bernhard Walcher: Geschichte(n) fiktional und faktual. Literarische und diskursive Erinnerungen im 20. und 21. Jahrhundert. 413 S. 2016.

- Band 126 Laura Auteri, Alfred Noe & Hans-Gert Roloff (Hg.): Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400-1750) IV. Beiträge zur vierten Arbeitstagung in Palermo (April 2015). 634 S. 2016.
- Band 127 Sabina Becker und Sabine Schneider (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Zürich 2015. Exil als Schicksalsreise. Alfred Döblin und das literarische Exil 1933–1950. 360 S. 2017.
- Band 128 Michaela Holdenried, Barbara Korte & Carlotta von Maltzan (Hg.): Kulturbegegnung und Kulturkonflikt im (post-)kolonialen Kriminalroman. 239 S. 2017.
- Band 129 Franz Schwarzbauer, Winfried Woesler (Hg.): Natur im Blick. Über Annette von Droste-Hülshoff, Goethe und Zeitgenossen. 262 S. 2017.
- Band 130 Wei Maoping (Hg.): Die Flucht vor der Vernunft und die Suche nach ihr. Beiträge chinesischer Germanisten zur internationalen Germanistik. 442 S. 2017.
- Band 131 Mirosława Czarnecka, Alfred Noe & Hans-Gert Roloff (Hg.): Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750). Beiträge zur fünften Arbeitstagung in Wrocław (April 2017). 366 S. 2018.
- Band 132 Elena Vasylychenko & Jutta Ransmayr (Hg.): Sprachliche Variation im Deutschen. Unterrichtsdidaktische, deskriptive und internationale Perspektiven. 216 S. 2019.
- Band 133 Steffan Davies & David Midgley (Hg.): Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Cambridge 2017. Natur, Technik und das (Post-)Humane in den Schriften Alfred Döblins. 294 S. 2019.
- Band 134 Carlotta von Maltzan, Akila Ahouli & Marianne Zappen-Thomson (Hg.): Grenzen und Migration: Afrika und Europa. 258 S. 2019.
- Band 135 Michael Dallapiazza & Annette Simonis (Hg.): Tierwelten und Textwelten. *Mondi animali – mondi testuali*. 410 S. 2020.
- Band 136 Florian Gassner & Nikola Roßbach (Hg.): Zensur vom 16. bis zum 18. Jahrhundert: Begriffe, Diskurse, Praktiken. 258 S. 2020.
- Band 137 Akila Ahouli (Hg.): Germanistik im Kontext des LMD-Systems. Didaktische und curriculare Herausforderung einer regionalen Hochschulpolitik für das Deutsch-Studium in Westafrika. 182 S. 2020.
- Band 138 Carme Bescansa, Mario Saalbach, Iraide Talavera & Garbiñe Iztueta (Hg.): Unheimliche Heimaträume. Repräsentationen von Heimat in der deutschsprachigen Literatur seit 1918. 256 S. 2020.
- Band 139 Alfred Noe & Hans-Gert Roloff (Hg.): Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750). Beiträge zur sechsten Arbeitstagung in St. Pölten (Mai 2019). 522 S. 2020.
- Band 140 Paulo Soethe (Hg.) unter Mitarbeit von Giovanna Chaves: Weltgermanistik, Germanistiken der Welt. Begegnungen in Lateinamerika. 382 S. 2020.
- Band 141 Andrea Speltz, Nikola von Merveldt & Gaby Pailer (Eds.): From Far and Wide. German Studies in Canada. 125 p. 2021.

Band 142 Garbiñe Iztueta, Carme Bescansa, Iraide Talavera & Mario Saalbach (Hg.):
Heimat und Gedächtnis heute. Literarische Repräsentationen von Heimat
in der aktuellen deutschsprachigen Literatur. 193 S. 2021.